UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Von dazumal. Cora und andere Erzählungen. Vom Strande

Kurz, Isolde

München, 1925

Von dazumal

urn:nbn:de:hbz:466:1-72322

Visual Library

Von dazumal

Es und ich

Es gibt eine Gottheit, die von allen gesucht wird, und die immer unerkannt über die Erde geht. Sie ist von unbegreiflich flüchtiger Beschaffenheit, und ihr Wesen zeigt sich nur im immerwährenden Versteckenspielen und Sichverkleiden; ihre wahre Gestalt hat kein Sterblicher jemals gesehen. Menschen und Völker setzt sie in Bewegung und rastet niemals. — Da sie keinen sicheren Namen hat, habe ich sie Es genannt.

Man halte es nicht für Anmaßung, daß ich Es und mich in einem Atem nenne, denn wir beide gehören unzertrennlich zusammen. Habe ich doch Es nie anders als in Verbindung mit mir gekannt, und kann mir gar nicht vorstellen, wie Es aussehen würde, wenn Ich nicht wäre. Hinwiederum bin ich nur in Beziehung auf Es vorhanden, und wenn ich von meinen Erlebnissen reden will, kann ich nicht anders sagen als: Es und ich.

Ich erinnere mich ganz genau: mein erster Begriff, als ich denken lernte, und, noch ehe ich denken konnte, meine erste Vorstellung war Es. Niemand hatte mir je davon gesagt, aber ich wußte, daß Es vorhanden ist; ich hatte diese Kenntnis aus dem Mutterleibe mitgebracht.

Immer, wo es recht merkwürdig und geheimnisvoll aussah, da suchte ich Es. Wenn irgendwo ein rotes Lämpchen brannte, blieb ich stehen, um auf Es zu warten. Hinter dem Zelttuch wandernder Zigeuner saß Es gerne, doch wollte man mir nie erlauben, das Tuch zu lüpfen.

Zum erstenmal erkannte ich Es leibhaft in der Gestalt eines Kochlöffels. Den hatte ich ganz neu aus der Küche entwendet und in

einem Nesselbusch versteckt, denn ich wollte für mich und den Bruder ein Häuschen unter der Erde bauen, zu dem die Großen keinen Zutritt haben sollten. Um es einzurichten, brauchte ich verschiedene Dinge, vor allem den bewußten Kochlöffel. Zuweilen zog ich ihn heimlich aus dem Versteck hervor und schwelgte in seinem Anblick. Es war ein Zauberstab, denn sobald ich ihn in den Händen hielt, war das Häuschen schon fertig, mit vielen niedlichen blitzblanken Sächelchen drin; es hatte ein Dach aus Erde, über dem der Nesselbusch wuchs, und eine ganz kleine Küche, in der ich für mich und den Bruder kochte. Eines Tages aber fand mich die Köchin bei meinem Schatz, ergrimmt entriß sie mir den Löffel, nach dem sie lange gesucht hatte, und augenblicklich versank das Häuschen mit allem was drin war in den Boden. Später wurde mir zwar auf Befehl der Mutter der Löffel zurückgegeben, aber jetzt war er nur noch ein Stück Holz, und ich konnte das wunderbare Häuschen niemals wieder aufbauen.

Ich kann mich nicht mehr an all die verschiedenen Gestalten erinnern, in denen Es danach mir wieder erschien. In verschnürten und versiegelten Schachteln, die der Postbote brachte, war sein Lieblingsaufenthalt, aber regelmäßig beim Offnen entflog es.

Bei Nacht war Es mir meistens ganz nahe. Ich lag in meinem Bettchen, auf dem Tisch brannte ein Nachtlicht, und die Großen sprachen mit gedämpfter Stimme. Dabei wurde mir seltsam ahnungsvoll zumute, und nun begann das Lichtlein zu flackern und gab im Ausgehen ein prasselndes Geräusch von sich, das die Wärterin ‚spratzeln' nannte. Dieses ‚Spratzeln' war wie ein Signal, ich wußte: jetzt geht sogleich die Türe auf, und herein kommt Es. Doch im Augenblick, wo das geschah, war ich auch schon eingeschlafen, deshalb konnte ich Es niemals von Angesicht sehen. Aber noch jetzt, wenn es mir gelegentlich beikommt, ein Nachtlicht brennen zu lassen, und ich wache in tiefer Nacht an dem Gespratzel auf, so ist mir's, als sei jetzt Es soeben durchs Zimmer gegangen.

Unter dem Weihnachtsbaume habe ich Es wohl des öfteren leibhaft sitzen sehen, aber während die Lichter abbrannten, schlich es still hinaus. Dagegen wohnte es in der Woche vor Weihnachten ständig im Hause, nur durfte man es alsdann nicht sehen. Es stak in abgeschlossenen Schubladen, aus denen zuweilen ein Endchen Goldfaden oder ein Fetzen bunten Seidenzeugs heraushing, man ahnte seine Nähe hinter der Schranktür, wo beim Auf- und Zumachen Gold- und Silberflitter knisterten, aber wollte man Es durch einen Türspalt oder ein Schlüsselloch belauschen, so wurde man von den Großen ärgerlich weggestoßen.

Geduld, dachte ich, später, wenn ich groß bin, wird Es beständig um mich sein. Dies war eine unumstößliche Gewißheit; wie Es aussehen sollte, fragte ich mich nicht, aber kommen mußte Es.

Ein äußerer Umstand gab der Vorstellung mit der Zeit eine bestimmtere Richtung. Ein Freund der Familie, der in Smyrna wohnte, schickte alljährlich um dieselbe Zeit ein Kistchen voll getrockneter Feigen nebst einigen Fläschchen Rosenöl, die mit Goldbuchstaben bemalt waren. In diesem Kistchen zwar wohnte Es niemals, wir wußten zu genau im voraus, was es enthielt und sogar wie es verpackt war. Aber das Kistchen erregte entzückende Bilder von dem Land, das solche Herrlichkeiten hervorbrachte. Und wenn Es fortan darauf bestand, sich nicht zu zeigen, so tröstete ich mich, es müsse wohl jenseits eines weiten Meeres in Smyrna sein.

Welch ein seltsames Gesicht machen doch zuweilen die Buchstaben, wenn sie zu einem Namen zusammentreten. Es ist, als sehe man durch eine unendliche Tiefe in das innerste Wesen der Dinge hinein. Ich nehme es keinem übel, wenn er sich in den wohlklingenden Namen eines Mädchens verliebt.

Ähnlich erging es mir mit Smyrna, und aus tiefer, andächtiger Bewunderung vermied ich es, den Namen zu nennen. Aber jenseits unseres Flusses lag eine Ortschaft, welche Sirnau hieß — ich habe sie, nebenbei gesagt, niemals gesehen. — Um Smyrna

nicht zu entweihen, redete ich, wo ich nur konnte, von Sirnau. Den Waldstreifen zwischen jener Ortschaft und dem Fluß nannte man das Sirnauer Wäldchen. Im Sommer führten unsere Wärterinnen uns zuweilen dort hinüber. Der Fluß rann an dieser Stelle ganz seicht über silberhelle Kiesel, die Mädchen brauchten nur ihre Röcke zu schürzen, um hindurchzuwaten, uns Kleinen zog man einfach die Kleider aus. Diesen Waldboden betrat ich nie ohne entzückten Schauer, als ob es ein heiliger Grund wäre, denn einige Ähnlichkeit, dachte ich, müsse Sirnau doch mit Smyrna haben. Einmal zeigte man mir dort ein Eichhörnchen, das an einer Eichel knabberte, und alsbald bevölkerte meine Phantasie ganz Smyrna mit Eichhörnchen, die auf schlanken gläsernen Türmen saßen und Feigen herunterwarfen, klare Flüsse, die nach Rosenöl dufteten, rannen daneben, und dies war Es.

Die Strecke bis ins zehnte Jahr war unendlich; als ich einmal die berühmte Null erreicht hatte, kam die ganze Sache ins Rollen. Ich lachte jetzt über Smyrna und die Eichhörnchen, wie ich schon früher über den Kochlöffel gelacht hatte. Ich wußte jetzt, Es ist überall, es kommt nur darauf an, Es zu finden, und dazu braucht es den flüchtigsten aller Renner.

Ach, ich habe manches rasche Roß bestiegen, bin bei Tage und auch bei Nacht in Ebenen und Waldschluchten herumgestreift, aber Es habe ich niemals erjagt. Es war immer auf der Flucht vor mir und wußte sich so zu verstecken, daß ich auch nicht einmal den Saum seines Gewandes fassen konnte. Und wenn Es mir jemals über den Weg lief, so trug es Kleider, in denen ich es nicht erkannte.

Und doch gab es in der kleinen Stadt, wo ich zu Hause war, eine Räumlichkeit, in der es gern verweilte. Der Weg dahin führte über einen hochgelegenen, mit Bäumen besetzten Platz, dessen eine Seite ein langgestrecktes massiges Steingebäude einnahm. Dort stieg man drei Stufen zu einer breiten Haustür hinauf und im Innern zur rechten Hand zwei hölzerne Stufen hinunter, dann

fand man sich vor einem niederen Pförtchen. An zwei Abenden der Woche tönten hinter dieser Pforte sonderbare wimmernde und jubelnde Laute, sie kamen vom Stimmen der Violinen her, die Knaben und Mädchen zur Tanzstunde riefen. Mit welchen Ahnungsschauern folgte ich zwölfjährig dem Lockruf der Geigen, wenn sie riefen: Es ist da! Es ist da! — Und Es war wirklich da, der grobgetünchte Saal mit den rohen Holzbänken war ganz von seiner Gegenwart ausgefüllt. Es tanzte auch mit, aber in so unbegreiflich verschlungenen Figuren, daß ich seinen Anblick niemals erhaschen konnte. Es duckte sich in Ecken und heimliche Winkel, schlang sich an den hölzernen Säulen vorüber und wollte meinem Auge niemals standhalten. Ob es den anderen, die dort tanzten, jemals seinen Anblick gegönnt hat, habe ich nicht erfahren.

Am unglücklichsten war ich an den Sonntagen, denn ich glaubte lange, dies sei die Zeit, wo Es sich am liebsten blicken lasse, weil ich sah, daß auch andere darauf warteten. Darum zog ich mich jedesmal festlich an, um Es würdig zu empfangen, aber ausgehen mochte ich nicht, ich wußte schon, Es mischt sich nicht gern unter die Sonntagsmenge, und wenn Es mich finden wollte, konnte es ja ebensogut in meine Wohnung kommen. Aber ich saß viel am Fenster, damit Es wenigstens den Weg nicht verfehle. Solche Sonntage hatten zehnmal soviel Stunden wie ein anderer Tag. Da sah ich dann abends die Leute nach Hause kommen, sie machten sich breit und taten alle, als hätten sie Es gesehen. Und ich meinte, alle Menschen trügen ein hohes, unbegreifliches Glück nach Hause, und ich allein sei leer ausgegangen. Fragte ich aber, was sie erlebt hätten, so antworteten sie, sie hätten Käse gegessen und Bier getrunken und wären sehr vergnügt gewesen.

Vergnügt! Wie habe ich von jeher dieses Wort gehaßt. Wo Es nicht ist, wie kann die Seele da Genüge finden. Und wo Es wirklich wäre, welches Wort wäre hoch und tief genug, um ihr Entzücken auszusprechen.

An sonnigen Oster- und Pfingstmorgen, wenn die Glocken zusammenläuten, kann ich mich des Wartens auf Es bis zum heutigen Tag nicht völlig entschlagen.

Wunderliches Ding, dieses Es! Einmal war es gar in ein kleines Kreuzchen aus Bergkristall eingezogen, nach dem ich eine Zeitlang heftiges Verlangen trug. Dort muß es ihm sogar sehr wohl gewesen sein, denn es wohnte geraume Zeit in dem Kreuzchen. Freilich war es kein gewöhnliches Schmuckstück, sondern stellte in meiner Einbildung zugleich das Südliche Kreuz vor, das mir, seitdem ich im ‚Kosmos' gelesen hatte, wie das Bild eines Geliebten in der Seele glühte. Das Kreuzchen wurde mein, aber während es an meinem Halse hing oder in der Schatulle lag, ging langsam eine sonderbare Veränderung mit ihm vor. Es schwand nämlich immer mehr, nicht an Umfang, sondern an Wirklichkeit, ich hielt es oft betrübt und zweifelnd in der Hand und begriff nicht, wo es eigentlich hinkam. Man konnte es noch sehen und tasten, aber es war am Ende so gut wie nicht mehr vorhanden.

Von jener Zeit an verstand ich das Märchen vom Teufelsgolde: Die stofflichen Güter sind überhaupt keine wirklichen, sie verschwinden, sobald man sie besitzt — nur Es, das wechselvolle, unbegreifliche bleibt immer wesenhaft und gleich verlangenswert.

Wie viel Enttäuschungen, Zorn und Kummer hat Es mir noch fernerhin auf meinem Lebensweg bereitet! Ich will nicht von seiner Tücke reden, daß es sich bisweilen in ein menschliches Gesicht versteckte und mit keiner Gewalt von da zu vertreiben war, bis es eines Tages von selber wieder auszog, — ich wußte nicht wie und warum, nur daß der Mensch plötzlich aussah wie jedermann. Das Seltsamste und Unheimlichste war, daß Es Menschen und Dingen den Raum versperrte. Die Dinge, die sich für wirklich ausgaben, waren eigentlich gar nicht, und die Menschen, die beachtet sein wollten, waren ebensowenig; sie hatten wie Schatten

nur zwei Dimensionen. Es mit seiner Übermacht stand immer zwischen mir und ihnen und ließ sie nicht zur Wesenheit durchdringen. Dafür taten sie mir aus Rache manchen Tort, und ich war außerstande, mich gegen sie zu wehren, denn ich glaubte im stillen doch nicht an ihre Wirklichkeit. Ich glaubte nur an Es, das Unaussprechliche, mir bei der Geburt Verheißene, das jeder Sonntagsmorgen aufs neue versprach.

Ich sah endlich ein, daß ich Es in meinem Vaterland niemals finden würde, und wanderte aus nach Süden. In weißen Marmorpalästen und tiefgrünen Hainen unter der Sonne von Florenz mußte Es meiner Meinung nach zu Hause sein. — Aber in Florenz war Es erst recht nicht; wie könnte es auch da sein, wo alles schon vergangen ist? Es ist ja das Niedagewesene, das ewig Künftige. Ich fand auch keine weißen Paläste, sie waren alle vom Alter geschwärzt und hatten die Farbe des Gesteins und Erdbodens, aus dem sie herauswuchsen. Aber wären sie auch ganz so gewesen, wie meine Einfalt sie gedacht hatte, Es hätte ebensowenig in ihnen gehaust.

Nun standen alle meine Gedanken nach dem Meere. Auf dem Meer ist das Unendliche, auf dem Meer ist Es! — Ach, das Meer war gleichfalls ganz anders, als ich gedacht hatte. Es war nur ein kleiner Ausschnitt des Unendlichen mit Wasser und Himmel und vielen Segeln, die alle sehnlich etwas zu suchen schienen, und dahinter war der Blick versperrt. — Nein, auf dem Meere war Es wieder nicht, wo war Es denn?

Eine weiße Leere, eine glühende Stille umgab mich, in der ich nicht einmal mehr wünschen konnte. Es war mir gänzlich entschwunden und wohnte am fernsten Horizont. Da sagte einst ein alter Schiffer, der mich aus dem Golf von Spezia ins offene Meer hinausruderte: Wenn wir immer so weiterführen, würden wir in Afrika landen.

In diesem Augenblick flog Es voraus und ließ sich jenseits des Meeres in Afrika nieder. So oft ich von nun an ein Schiff in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jener Richtung segeln sah, war's, als zöge mich's an unsichtbarem Bande nach jener fernen afrikanischen Küste mit dem weißen blendenden Sonnenschein und den stillen warmen Nächten, wo das Südliche Kreuz, meine Jugendliebe, am Himmel steht. Aber ich sah ein, daß Es mich doch nur aufs neue zum besten hatte, und daß unter dem Südlichen Kreuz seines Bleibens so wenig sein würde wie unter den Gestirnen der nördlichen Hemisphäre. Es wartete nur, daß ich mich in Bewegung setzte, um vor mir herzuziehen wie der Horizont, ich hätte ihm nach- und nachziehen können rund um die Erde und endlich am alten Fleck wieder ankommen, ich wäre ihm doch nicht um einen Fußbreit näher gerückt. So blieb nichts übrig, als sich endlich in der Welt einzurichten, als ob Es gar nicht vorhanden wäre.

Aber Es duldet nicht, daß man sich auf die Dauer seiner entschlage. Es bedarf meiner, wie ich seiner bedarf, es kommt zu mir, wenn ich nicht mehr zu ihm komme, es muß mich necken, denn mich necken ist sein Dasein. Ich lasse es an mich herankommen und sein Spiel mit mir treiben, und weiß doch, daß es mit mir spielt. So spielt ein Erwachsenes mit einem Kinde, das es zu täuschen glaubt, aber das Kind ist klüger als der Erwachsene denkt; es tut nur mit, weil es gefällig ist, und weil das Spiel ihm selber Freude macht.

Nun schlendere ich weiter ohne Hast und frage jeden Begegnenden, wie Es für ihn aussehe und wo er Es am liebsten suche. Viele verstehen mich nicht, denn für die Masse der Menschen ist Es von Amts wegen in feste Form gebracht; wozu also danach suchen! Sie holen es am Sonntagmorgen aus dem Schrank und wandern damit zur Kirche, und abends, wenn sie Bier getrunken haben, singen sie: Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Aber solche, die mich verstehen, sind um die Antwort nicht verlegen. Der Liebende bringt mir das Bildnis seiner Geliebten, ich sehe dann ein Paar lachender Augen und blitzender Zähne, aber sein Es ist für mich nicht wahrnehmbar, der Bürokrat denkt an einen

Orden, der junge Dichter sieht Es hinter dem Theatervorhang, für den Backfisch trägt Es Säbel und Sporen, der Politiker zeigt mir sein Utopien, aber war nicht — zu seiner Zeit — mein hölzerner Löffel ebensoviel wert?

Und doch verspottet einer die Träume des anderen. Der nüchterne Geschäftsmann lacht über den Idealismus, der einem Hirngespinst von Kunst, Liebe oder Vaterland nachjagt, er wird unter seinen Zahlen grau und ahnt nicht, welch ein hirnverbrannter Phantast er selber ist. Wenn er mit seinen Vollblutpferden vorüberfährt, blickt ihm freilich der naive Fußgänger nach und meint Es in aller Herrlichkeit neben ihm auf den straffen Polstern sitzen zu sehen. Doch der Herr des Wagens weiß, daß Es nicht neben ihm sitzt, weil der Platz ganz leer ist, er muß sogar wissen, daß er selbst im Leeren hinsaust, denn Pferde und Wagen sind bloß für das Auge des Fußgängers vorhanden. Nur tut er nicht dergleichen, sondern lehnt kühl und vornehm zurück, um wenigstens in dem Neid der Einfalt so etwas wie eine dürftige Entschädigung zu finden.

Nein, Es ist nicht in den Dingen, Es ist immer außerhalb. Ist Es darum eine Chimäre? Keineswegs, nur die Dinge sind Chimären.

Es bleibt stets das gleiche, aber wo es erscheint, da ist es immer neu. Die Wandlungen Wischnus sind nichts gegen die seinigen. Für den Säugling kriecht es in eine blecherne Rassel, einem Napoleon geht es in blendendem Glanz auf den russischen Eisfeldern auf, und doch wird es nie weder größer noch kleiner.

So werde ich Es denn niemals mit Augen sehen, mit Händen greifen! Wohnt es vielleicht in jenen unendlichen, dem stärksten Fernglas undurchdringlichen Räumen hinter der Milchstraße?

Nein, es wohnt auch dort nicht, seine Wohnung ist überall und nirgends. Es ist wie der Unsichtbare, von dem Hiob sagt: ‚Er geht vor mir über, ehe ich ihn gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich ihn erkenne.‘ Wer Es anfaßt, dem ist es schon ent-

schwunden. Glaube keiner, sein Nachbar sei glücklicher als er und habe Es gebunden, Es treibt mit jedem das gleiche Spiel, keiner kommt ihm um Haaresbreite näher als der andere.

Ich habe behaupten hören, es gebe Menschen, die nie auf Es gewartet hätten, die gar nichts wüßten von seinem Dasein. Mir sind solche Päscherähs niemals vorgekommen. Allen, die ich kenne, auch den Ärmsten im Geiste, ist Es einmal in irgendeiner Gestalt erschienen.

Wenn der Mensch aufgehört hat, an Es zu glauben, so hat er aufgehört zu leben.

Ich glaube noch an Es — Es ist sogar das einzige, woran ich glaube, aber ich gehe ihm nicht mehr nach. Ich weiß, es ist immer da, wo ich nicht bin: gehe ich durch die Ebene, so nimmt Es seinen Weg über die Hügel. Wenn ich einmal gestorben bin, so wird Es gewiß kommen und auf meiner Aschenurne sitzen, und das wird ein schöner Augenblick sein; nur schade, daß alsdann niemand mehr da ist, ihn zu genießen.

Nachbars Werner

Meine erste Liebe, so erzählte mir meine Freundin Ada, war unser Nachbarssohn Werner Horst. Ich verehrte in ihm, ohne mir davon Rechenschaft zu geben, mein männliches Ideal, denn ich stand damals zwischen dem fünften und sechsten Jahre, befand mich also in einem Lebensalter, wo man die Liebe bisweilen schon nach der Empfindung, aber nicht dem Namen nach kennt.

Ich hatte schon von Werner reden hören, bevor wir einander begegneten, denn meine Familie wohnte erst seit kurzem in der Stadt, und die besondere Art, wie die Erwachsenen von ihm sprachen, beschäftigte meine Einbildung.

Mein Vater pflegte nämlich zu sagen: Der Werner ist ein Junge, aus dem einmal etwas werden kann, aber ich will nicht, daß meine Kinder mit ihm umgehen.

Und meinem Bruder Erich, der die gleiche Lateinklasse besuchte wie Werner, war es verboten, den Heimweg aus der Schule in seiner Gesellschaft zu machen.

Ganz deutlich erinnere ich mich, wie Werner das erstemal zu uns kam. Sein Vater hatte ihn mit einem Auftrag an den meinigen geschickt. Seine freie Miene, die glänzenden Augen, mit denen er den Großen so fest ins Gesicht sah, und daß er zwei Jahre älter war als ich, das alles flößte mir eine mit Scheu gemischte Bewunderung ein. Und als er wieder gegangen war und meine Mutter gegen den Vater bemerkte: Es ist doch jammerschade um den Werner —, da weiß ich noch ganz genau, daß mir das Herz unruhig zu klopfen begann.

Nachdem der Vater das Zimmer verlassen hatte, nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte:
Was hat denn der Werner getan, daß du sagst: Schade?
Oh, etwas sehr Häßliches, war die Antwort, das kleine Mädchen besser gar nicht wissen sollten: der Werner ist ein Lügner.
Und sie erzählte mir, daß Werners Vater alles aufgeboten habe, um den Jungen von diesem widrigen Laster zu heilen, aber kein Mittel wollte fruchten. Unzählige Prügel habe er an ihm abgeschlagen, ihn tagelang im Keller eingesperrt, es sei alles umsonst gewesen. Das Lügen sei so mit Werners Natur verwachsen, daß er es nicht lassen könne. Überhaupt sei er ein Tunichtgut und ein Heimtücker, was man ihm bei seiner offenen Miene gar nicht ansehen würde. Er halte sich immer nur einen Freund unter seinen Kameraden, aus dem mache er dann, was er wolle, setze ihm die größten Albernheiten in den Kopf und verleite ihn zu schlechten, ungezogenen Streichen, bis er ihn eines Tages stehen lasse und sich wieder einen anderen suche. Werner Horsts Freundschaften dauerten nie länger als ein paar Wochen, aber in diesen paar Wochen mache er auch die bravsten zu ganz ungehorsamen und verdrehten Jungen. Deshalb hätten andere Eltern darauf zu achten, daß er von ihren Kindern fern bleibe.
Ich ging an diesem Tage ganz tiefsinnig umher. — Wie kann man nur lügen, dachte ich bei mir selbst. — Pfui, das muß etwas sehr Schmutziges sein! — Denn ich war ein kleiner Tugendbold und sehr stolz auf meine von den Eltern oft gerühmte Wahrheitsliebe, an der gar nichts Verdienstliches war, da ich als zärtlich gehegtes Hauskind niemals in die Versuchung geriet, mir mit einer Lüge zu helfen.
Daher nahm ich mir vor, den Werner gründlich zu verachten, ihn auch nicht anzusehen, wenn er mir auf der Straße begegnen würde. Aber heimlich mußte ich immer an den Missetäter denken. Meine Phantasie irrte beständig um seine mir doch nicht recht klar gewordenen Vergehungen und die Strafen, die er dafür zu

verbüßen hatte, herum. Seine Beharrlichkeit im Bösen fesselte mich ebenso sehr, wie ich sie verdammte, und so oft ich mir sein schönes, freies Gesicht vorstellte, wurde ich traurig.
Wenn mein Bruder gelegentlich in meiner Gegenwart sagte: Der Werner Horst ist der Beste in der ganzen Klasse — so wurde ich rot, ohne zu wissen, warum. Und als ich ihn eines Tages sagen hörte: Heut hat der Werner Prügel bekommen, weil er wieder gelogen hat, — weinte ich im stillen. Fortan flocht ich allabendlich in mein Nachtgebet die Bitte ein:
Und, lieber Gott, mache vor allem, daß der Werner nicht mehr lügt.
Werners Vater war der Rektor und Kirchenälteste Horst, dessen Haus dicht an das unsrige stieß. Da drüben fielen zuweilen Szenen vor, über die man bei uns nur flüsternd sprach, denn meine sanfte, immer gütige Mutter, die ich viel zu kurz besessen habe, wollte nicht, daß wir Kinder von häßlichen und traurigen Dingen erführen; sie verheimlichte uns sogar ihren eigenen leidenden Zustand, um uns den Sonnenschein der Kindheit solange wie möglich ungetrübt zu erhalten. Aber durch des Rektors Dienstmagd Rike, die sich bei unserer Christine das Herz zu erleichtern pflegte, war man von allem unterrichtet. Der Alte gehörte zu den Stillen im Lande und war der Schrecken der Schulkinder, denen er das Christentum mit dem Stock einbleute. Nur über seinen Werner hatte er keine Gewalt. Dieser drückte sich, so oft er Gelegenheit fand, um die häuslichen Andachtsübungen und lief am Sonntag in den Wäldern umher. Wenn er dann zum Mittagessen nach Hause kam, erwartete ihn regelmäßig eine Prügelsuppe, worauf er für den Rest des Tages abermals zu verschwinden pflegte, um am Abend mit einer neuen Tracht Prügel begrüßt zu werden. Doch war ihm das Umherstreifen ebensowenig auszutreiben wie das Lügen. Einmal — aber dies erzählte mir Christine nur mit gedämpfter Stimme und indem sie sich ängstlich umsah, ob niemand zuhöre, — war er sogar mit einer Zigeuner- oder

Kunstreiterbande fortgezogen, man wußte nicht wohin, und erst nach mehreren Tagen war der Vater seiner wieder habhaft geworden.

Ich weiß nicht, ob Werner ahnte, wie sehr seine Nachbarin mit ihm beschäftigt war. Jedenfalls nahm er seinerseits von meinem Dasein in schmeichelhafter Weise Kenntnis, während es sonst bräuchlich war, daß die Mädchen von den Jungen über die Achsel angesehen wurden.

Bei einer festlichen Gelegenheit entspann sich zur Schande meiner Grundsätze unsere Freundschaft.

Die große Frühjahrsmesse führte alljährlich wandernde Sehenswürdigkeiten, wie Schießstände, Tierbuden und dergleichen, nach unserer Stadt. Diesmal war auf der großen Festwiese vor den Toren neben anderen Herrlichkeiten ein Karussell aufgeschlagen, das den ganzen Tag nicht leer wurde und die Herzen der Jugend mit Begeisterung erfüllte. Ich hatte nie zuvor ein Karussell gesehen, und das quiekende, kreisende Ding mit seinen Pferdchen und Wägelchen und dem flatternden Wimpel auf dem Zeltdach erregte mein glühendstes Verlangen. Die Mutter schenkte mir ein paar Kreuzer, zog mir ein weißes Kleid mit rosa Bändern an und schickte mich am Sonntag mit Christine auf die Festwiese.

Einen Sonntag wie diesen habe ich nicht wieder erlebt. Die Wiese war so grün, daß man nichts Grüneres sehen konnte; die Sonne schien hell, und die Weiße des leinenen Zeltdaches, worauf die bunten Fähnchen wehten, biß einem fast in die Augen. Aber das allerschönste war die Musik, die den Rundgang des Karussels begleitete; die Töne der Sphärenharmonie können einem verstehenden Ohre nicht beseligender klingen als mir das Geschrille jener Jahrmarktsorgel, in das sich das Ächzen der drehenden Mechanik mischte. Noch heute kann ich kein Karussell herumgehen sehen, ohne eine Weile stehenzubleiben, und die Töne, die mein Ohr zerreißen, wecken ein fernes, himmlisches Echo in meiner Erinnerung. Doch ließ sich der wonnevolle Tag zuerst für mich

bedenklich an. Christine wollte mich in eines der grünlackierten Kütschchen heben, wogegen ich mich sträubte, denn ich verlangte sehnlich nach einem Pferd. Die bäumenden Vierfüßler aber waren alle von den Jungen besetzt, die es als einen Eingriff in ihre Vorrechte betrachteten, daß auch ein Mädchen in den Sattel steigen wollte, und mich überall zurückdrängten. Es war eine allgemeine Verschwörung, mich nicht ankommen zu lassen, und unzählige Male mußte ich das Karussell ohne mich abgehen sehen. Ich war ganz trostlos vor Schmerz und Scham, daß man mich nirgends dulden wollte, und es fehlte nicht viel, so wäre ich weinend nach Hause gelaufen. Als das Karussell wieder einmal still hielt, sah ich einen herrlichen Rappen mit rund gebogenem Hals und wehender, hölzerner Mähne mir gerade gegenüber. Ich stürzte darauf zu, griff nach dem Steigbügel, wurde aber alsbald wieder gepackt und zurückgezerrt. Diesmal war es mein eigener Bruder, der mich wegzureißen suchte, doch ich hielt den Bügel fest, und ein gewaltsames Ringen entstand.

Schäm dich doch, Ada, keuchte er ganz außer sich — die Mädchen gehören nicht aufs Pferd, die Mädchen gehören in die Kutschen.

Nicht daß er das Pferd für sich gewollt hätte, aber als Musterknabe, der er war, konnte er es nicht ertragen, seine Schwester eine Ausnahme machen zu sehen. — Ich war zwar die jüngere, aber keineswegs erheblich schwächer und wehrte mich wie eine Löwin. Die Umstehenden lachten, der Aufwärter sagte begütigend: Was macht ihr, Kinder, es ist Platz für alle! Aufgestiegen! Jetzt fahren wir ab.

Er hatte gut reden, mein Bruder hielt mich an meinen langen, gelockten Haaren fest. Mit einem verzweifelten Ruck machte ich mich endlich los und ließ ihm mein rosa Band nebst einem Schopf Haare in den Händen. Aber als ich mich umsah, war mein Platz von einem Dritten genommen, und ich erkannte Werner Horst, der eine Hand auf den Bügel des Rappen gelegt hatte. Mein

Bruder schnitt mir eine schadenfrohe Fratze und hieß Werner rasch auf den Rappen steigen.
Warum denn? sagte dieser ruhig, indem er den Platz frei gab. — Deine Schwester war ja vorher da.
Aber die Mädchen gehören in die Kutschen, antwortete mein Bruder, indem er mit dem Fuß stampfte.
Dummheit, sagte Werner, während ich schon triumphierend im Sattel saß.
Meinem Bruder blieb nichts übrig, als sich im Gewühl davonzuschleichen, nachdem er noch die Faust gegen mich geballt hatte. Werner sprang auf das freie Gäulchen neben dem meinigen, die Musik setzte ein, und fort ging es, als flöge man ins Himmelreich.
Werner nickte vergnügt zu mir herüber und sagte:
Du bist doch nicht so langweilig wie die anderen Mädchen.
Ich saß strack im Sattel, hielt mit einer Hand die Eisenstange, durch die mein Pferd an dem Gerüste befestigt war, und fühlte mich hoch erhaben über die zahmen Lämmchen in ihren blauen und rosa Kleidchen, die ringsum fein artig zu vier und vier in den Kutschen untergebracht waren. Stolz und glücklich blickte ich zu Werner hinüber, der mir auf einmal als ein ganz anderer erschien. Ich hatte alle Missetaten, deren er angeklagt war, vergessen und sah in ihm meinen Retter und Helden, denn es war mir aufgegangen, daß er sich nur eingemischt hatte, um den bestrittenen Platz für mich zu besetzen.
Warum sollen die Pferde nicht auch für die Mädchen sein? fragte ich, um aus seinem Munde die Bestätigung meiner Rechte zu vernehmen.
Die Pferde sind für alle, die reiten können, lachte er.
Also ich konnte reiten! Der Werner hatte es gesagt, und der mußte es ja wissen. Ich hob mich noch stolzer im Sattel und fühlte mich so sicher in meinem Amazonentum, daß ich die Stange losließ und mich auf meinem Pferdchen freischwebend erhielt.

Die Musik grölte, die Kinder schrien und sangen, die Mechanik stöhnte, und wir drehten uns in wirbelnder Eile. Eine Verzückung hatte mich erfaßt; mir war's, als läge die Erde tief unter uns, und wir sausten zusammen furchtlos und selig durch die blauen Lüfte. Auf einmal stand das Karussell still, die Musik schwieg, und ein Mann ging herum und sammelte Geld ein. Auch ich reichte ihm ein Geldstück und wollte betrübt heruntergleiten. Aber Werner sagte: So bleib doch sitzen! — und ein neuer Wolkenritt begann, so berauschend und so kurz wie der erste. Noch mehrere Male blieben wir beide sitzen, bis all unser Geld verritten war, und es war immer noch viel, viel zu kurz gewesen. Zögernd stiegen wir endlich herunter. Das Dienstmädchen war mit einem Soldaten, der sie währenddessen angesprochen hatte, verschwunden. Ich befand mich ganz allein in dem Gewühl, allein mit Werner Horst. In meinem Freudenrausch fühlte ich mich ihm so nahe, als wäre er mein Bruder, nur ein besserer, liebevollerer Bruder, denn er zeigte mir keine Mißachtung dafür, daß ich ein Mädchen war.

Wir trieben uns eine Zeitlang zusammen auf der Festwiese zwischen den besetzten Tischen und Bänken herum, standen vor dem mit wilden Szenen bemalten Vorhang einer Tierbude, betrachteten voll Neugier das Lager einer braunen Zigeunerbande, die im Freien kochte, und fühlten uns in dem Gedränge unbeobachtet und selig. Endlich, als wir alles wohl beschaut hatten, sagte Werner:

Jetzt geh' ich in die Stadt Wasta, willst du mit?

Ob ich wollte! Ich hatte zwar keine Ahnung, wo die Stadt Wasta lag, noch was wir dort sollten, aber der fremdartige Name hatte es mir augenblicklich angetan. Werner lief voran, ich ihm nach, so schnell ich konnte, über Gräben, an einer Hecke entlang, dann quer durch einen Obstgarten, den ein Bach durchschnitt, der übersprungen werden mußte, und endlich schlüpften wir durch ein Pförtchen in unserer alten Stadtmauer, von der

damals noch ein Stück erhalten war. Auf dem Wege machte Werner mehrmals Halt, um mich Atem schöpfen zu lassen und mir die Geschichte der Stadt Wasta zu erzählen, die vor langer, langer Zeit unter die Erde versunken war und nur einmal in tausend Jahren — und gerade heute — an die Oberfläche stieg. Dann führte er mich weiter eine bebaute Anhöhe hinauf und eine ebensolche hinunter, bis sich ein weites Rund vor uns auftat, das ganz mit altersgrauen Häuschen überdeckt war. Viele Gäßchen durchschnitten es die Kreuz und Quere, und in der Mitte lief eine breitere, gerade Gasse hindurch. Eigentlich war es nicht mehr und nicht weniger als unser alter Marktplatz, worauf die Jahrmarktsbuden standen, die heute als am Sonntag geschlossen waren. Und eigentlich wußte ich dies auch; aber als Werner mir sagte, wir befänden uns in Wasta, der versunkenen Stadt, wurde mir doch ganz wunderlich, und ich glaubte ihm alles. Die Buden waren aus grauem, vom Regen zerfressenen Lattenwerk hergestellt und sahen zum Teil wirklich aus, als hätten sie tausend Jahre unter der Erde gelegen, weil die Krämer, die alljährlich unsere Frühjahrsmesse besuchten, größtenteils ihre eigenen Buden besaßen, die jedesmal über die Meßwoche auf dem Marktplatz aufgeschlagen wurden und in der Zwischenzeit friedlich in irgendeinem Schuppen ruhten. Doch dies kümmerte mich nicht, ich spazierte unter wonnigem Grausen mit meinem neuen Freunde durch die völlig verödeten Gassen von Wasta, an den leeren Häusern und Palästen hin, und erst nach längerem Schauen und Staunen fiel es mir ein, nach den Bewohnern zu fragen. Sie sind alle tot seit mehr als tausend Jahren, sagte Werner, und nun erzählte er mir eine lange, gruselige Geschichte vom Untergang der Stadt Wasta, die zur Strafe ihrer Sünden vor unvordenklicher Zeit mit Mann und Maus unter die Erde versunken war.

Ich fragte, was denn die Leute getan hätten, um eine so schwere Strafe zu verdienen; da antwortete er ruhig:

Sie waren alle Lügner, die ärgsten, die es je gegeben hat. Denn sie logen sogar den lieben Gott an, als er einmal auf der Reise nach Wasta kam. Da wurde er böse und verstieß sie allesamt unter den Boden.

Das ist ja gräßlich, sagte ich schaudernd. Kann man sie denn nicht erlösen?

Er sah mich mit einem halb traurigen, halb listigen Blicke an und sagte:

Man könnte schon, und deshalb kommt Wasta alle tausend Jahre wieder herauf, aber nur ein Mensch, der nie gelogen hat, könnte sie erlösen, und einen solchen gibt es nicht.

Oh, rief ich voll Tugendstolz, ich habe nie gelogen, vielleicht daß ich es versuchen kann.

Aber Werner schüttelte den Kopf und sagte:

Du kannst es nicht, niemand kann es, denn alle Menschen lügen, auch wenn sie es selbst nicht wissen. — Siehst du, dieses Haus ist das größte von allen. Darin wohnte der König. Er hieß Ferragut und seine Königin Thebasile. Sie wurden am tiefsten versenkt, weil sie vor dem lieben Gott geprahlt hatten, sie könnten mit trockenen Füßen auf dem Wasser gehen, was doch nur die Engel und die Heiligen können. Darum ist auch ihr Dach so schwarz, weil es am tiefsten in der Erde steckt. — Oh, ich könnte dir viele Geschichten von Wasta erzählen, denn ich weiß sie alle.

Jetzt wurde mir unheimlich. Laß mich fort, sagte ich, komm, ich mag nicht in Wasta sein.

Bist du denn furchtsam? fragte er geringschätzig.

Ich bin nicht furchtsam, aber ich mag nicht in Wasta sein.

Ei, so geh heim, sagte er.

Aber ich ging nicht, denn ich hätte mich noch weit mehr gefürchtet, allein durch die öden Brettergassen zu laufen. Also hielt ich mich dicht an meinen Begleiter, und dieser schleppte mich von Haus zu Haus, vor die Wohnung des Ministers, des Richters, des Pfarrers, bis vor ein ganz kleines Häuschen, von dem er sagte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß hier der Totengräber wohne. Sie hatten alle Namen, merkwürdige, nie gehörte Namen, die ich nicht behalten konnte. Ich begreife heute noch nicht, wo er sie alle in der Schnelligkeit hernahm. Und plötzlich erfaßte ihn eine tolle Laune, denn er schlug mit den Fäusten an eine der nächsten Brettertüren und rief mit schmetternder Stimme:

Ihr Leute von Wasta, wachet auf, der Jüngste Tag ist da!

Und ich, vom gleichen Fürwitz gestochen, klopfte ebenfalls und schrie aus vollem Halse:

Habt ihr noch nicht genug, ihr Schläfer? Stehet auf, es ist an der Zeit! — und ähnliche Torheiten, mit denen wir uns gegenseitig ansteckten. Wir galoppierten die ganze Straße hinauf, schlugen an jedes Haus, riefen den König Ferragut und die Königin Thebasile sowie Minister, Richter und Pfarrer aus dem Schlafe, bis wir durch den Klang unserer eigenen Stimmen und das Gepolter eines unachtsam angestoßenen Balkens in solchen Schreck versetzt wurden, daß wir atemlos davonstürzten und nicht eher haltmachten, bis wir die Straße erreichten, wo unsere Häuser lagen. Dort trafen wir auf einen großen Menschenschwarm, der von der Festwiese nach der Stadt strömte, und unter der Menge war auch unsere Christine, die mich in tausend Ängsten gesucht hatte. Natürlich nahm sie mich gleich beim Wickel und drohte, mich beim Vater zu verklagen, es lief aber gut ab, denn sie hatte mindestens ebensoviel Ursache wie ich, ihre Erlebnisse zu verschweigen.

Der verbotene Bund blieb noch eine ganze Weile verborgen, obgleich ich nichts weniger als vorsichtig war und an jedem Abend auf die Gasse oder in den großen Obstgarten lief, wo ich sicher war, Werner zu treffen. Ohne Verabredung fanden wir uns immer ganz von selbst zusammen. Meist kam er über die Mauer gestiegen, die das Anwesen seiner Eltern von unserem Obstgarten trennte. Wie es kam, daß man uns nie beisammen sah, weiß ich selber nicht, wahrscheinlich dadurch, daß wir uns mehr in den

Kronen der Bäume, als auf der Erde bewegten. Werner kletterte wie ein Eichhörnchen, und ich lernte diese sowie manche andere schöne Kunst von ihm. Durch die Kränklichkeit meiner Mutter war ich größtenteils ohne Aufsicht, denn zwischen mir und Christinen bestand das stillschweigende Einverständnis, daß sie des Abends mit ihrem Soldaten ging und mich im Obstgarten bei Werner ließ. Er hatte immer Zeit für mich übrig, denn wenn Erich noch bei angezündeter Lampe über seinen Schulaufgaben schwitzte, hatte Werner schon lange vor Sonnenuntergang seine Vokabeln gelernt, sein Schriftliches bereinigt und trieb sich mit mir im Garten herum. Das Lernen war ihm nur ein Spiel, und er setzte durch die Schnelligkeit seiner Auffassung die Lehrer in Erstaunen. Nur im Rechnen bekam er schlechte Noten, mein Bruder sagte, es sei das einzige, was ihm schwer falle.
Ich bemerkte das einmal gegen ihn, da antwortete er stolz:
Das Rechnen fällt mir nicht schwer, es langweilt mich bloß. Wenn ich wollte, so könnte ich rechnen.
Welches Glück ich in seiner Freundschaft fand, das läßt sich gar nicht in Worte fassen. Um es zu verstehen, müssen Sie wissen, daß ich nicht in die Schule geschickt, sondern zu Hause unterrichtet wurde und folglich keine Kameradinnen besaß. Ich verstand mich überhaupt nicht mit den kleinen Mädchen, die ich wie Werner langweilig fand, und da mein Bruder sich nicht mit mir abgab, hatte ich meine kleine Welt bisher einsam mit mir herumgetragen. Jetzt besaß ich einen Freund, der mich achtete und vor dem sich alle anderen duckten, den ‚Besten in der Klasse', wie mein wohlerzogener Bruder sagte. Die Freundschaft mit Werner trug mir sogar Erichs Achtung ein. Der Gute, er wußte die Naturgabe zu schätzen, denn er war selber strebsam, obgleich ihm das Lernen schwer wurde. Um so mehr bewunderte er Werner, wenn er sich auch, dem elterlichen Gebot gehorsam, von ihm fernhielt, und jedenfalls war ich sicher, daß er unsere Freundschaft nicht verriet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Besuch in Wasta hatte einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht, und oft fragte ich Werner: Wann gehen wir wieder nach Wasta? — aber er hatte jetzt andere Geschichten im Kopf, denn es lag nicht in seiner Art, bei einer Sache lange zu bleiben — Wasta war in die Erde versunken und kam erst in tausend Jahren aufs neue zum Vorschein.

Niemand hat mir jemals wieder Geschichten erzählt wie Werner Horst, und die Welt, in der ich jeden Tag mit ihm lebte, habe ich später nur in der Dichtung wiedergefunden.

Aber der Rosenbusch unserer Freundschaft trug auch Dornen, die mich zuweilen schmerzhaft stachen. Gleich bei unserem ersten Wiedersehen blickte mich Werner längere Zeit mißbilligend von der Seite an und bemerkte endlich:

Du bist ja gar nicht mehr so schön, wenn du das weiße Kleid mit den rosa Bändern nicht anhast.

Was hätte ich drum gegeben, alle Tage das weiße Kleid anziehen zu dürfen; ich bat und bettelte jeden Morgen darum, aber Christine, die es zu waschen und zu bügeln hatte, nahm meine Bitten sehr unwirsch auf, und mein Bruder, der ein Topfgucker war, sagte:

Ist die Ada toll? Das weiße Kleid am Werktag? Was würden da die Leute sagen?

Ich war eigentlich ein dummes Kind, wenigstens ein unerhört leichtgläubiges, und das muß es vor allem gewesen sein, was den viel begabteren Werner so an mich fesselte. Die Dinge, die er in seinem Kopf mit unwiderstehlichem Drang zusammenbraute, wurden durch meine innige Überzeugung zu lauter Wirklichkeiten. Und wenn es einmal gar zu abenteuerlich herging, daß ich denn doch stutzig wurde, sagte er nur:

Es ist wahr, das Prinzeßchen hat mir's gesagt —

Dann staunte ich mit aufgerissenen Augen und glaubte sofort wieder alles.

Wer ist denn das Prinzeßchen? fragte ich ihn zu öfteren Malen. Aber er antwortete nichts als: Das Prinzeßchen ist

eben das Prinzeßchen, — und damit mußte ich mich zufrieden geben.

Bei alledem hatte ich doch eine Ahnung, daß ich mich mit ihm in einer Welt der Täuschungen befand, aber sie war für mich ebenso wahr und vorhanden wie die Welt der Tatsachen, nur daß ich keine handgreiflichen Proben ihres Daseins verlangte, wie es Werners Schulkameraden zu tun pflegten, und deshalb stand unsere Freundschaft auf festem Boden. Nur wenn seine Geschichten sich ins Wilde und Grausame verirrten, mochte ich sie nicht mehr anhören. Dann ärgerte er sich und sagte voll mitleidiger Geringschätzung: Es ist doch etwas zu Dummes um so ein Mädchen, — aber er zog doch wieder gelindere Saiten auf. Am liebsten erzählte er vom ‚Monitor' und ‚Merrimac'. Das waren zwei Ungeheuer, die im Atlantischen Ozean hausten und sich immerfort bekriegten. So oft er kam, wußte er eine neue Begebenheit, die zwischen ihnen vorgefallen war, zu erzählen. Jede Phase ihrer unendlichen Kämpfe stellte er mir dramatisch dar und nötigte mich, selber dabei mitzuspielen. Ich mußte mich aufblasen und ungeheuren Dampf auspusten. Schnaubend kam er angerannt, und ich fürchtete mich jedesmal entsetzlich, denn wenn er einmal versichert hatte, daß er jetzt der Merrimac sei, so war es mir ganz unmöglich, ihm nicht zu glauben. Nichts konnte ihn so erbosen, als wenn ich keine Lust hatte, Monitor zu sein, und ihn mit Tränen bat, doch selber wieder der Werner Horst zu werden. Durch die Drohung, er gehe weg und werde nie mehr mit mir spielen, machte er mich immer aufs neue willfährig. Die beiden Ungetüme mußten auf den Wogen gegeneinander heranrasen, sie wühlten um sich her das Wasser auf und spien Feuer aus ihren Nüstern. Ihre Brust war von Eisen und jedem Stoß gewachsen. Aber leider war meine Brust nicht von Eisen, und ich erhielt häufig Püffe, die mich zu Boden warfen, was dann Zank und Tränen nach sich zog. Eines Tages hatte unser Kampf, bei dem der Monitor zum Rückzug blies, sich bis

an das seichte Lauterufer, an das unser Obstgarten grenzte, hinabgezogen. Ich spritzte Wasser gegen meinen Feind, um die Täuschung zu erhöhen; da wurde in Werner die Kriegslust übermächtig, er rannte mich nieder und drückte mir den Kopf ins Wasser, daß ich fast ertrank. Natürlich gab es ein fürchterliches Geschrei und die Dazwischenkunft der beiderseitigen Eltern, die mit einer Tracht Prügel für Werner endigte.

Erst viele Jahre später, als ich erwachsen war, erfuhr ich, was es mit dem Monitor und Merrimac auf sich gehabt hatte: nämlich, daß es die zwei feindlichen Kriegsschiffe, die ersten gepanzerten, im amerikanischen Sezessionskrieg waren, der in unsere früheste Kindheit fiel. Werner mußte irgendwo von ihnen gehört oder Abbildungen gesehen haben, die sich in seiner Phantasie zu zwei feuerspeienden Seedrachen umgestalteten.

Unsere Beziehungen waren also durch die Seeschlacht an den Tag gekommen, und ich muß mich nachträglich wundern, wie sie so lange verborgen bleiben konnten. Natürlich hütete ich mich wohl, zu gestehen, wie nahe ich daran gewesen war, von Werner ertränkt zu werden, sondern stellte meinen Sturz ins Wasser als ein zufälliges Mißgeschick dar, das man bei der Seichtigkeit des Flußbettes nicht tragisch nahm. Dagegen waren meine Eltern sehr überrascht, mich in so anrüchiger Gesellschaft zu finden, und das Verbot, mit Werner umzugehen, wurde strengstens erneuert.

Doch dies hinderte mich nicht, am nächsten Abend wieder auf der Obstwiese zu warten, bis er über die Mauer stieg, und als man uns dabei ertappte und Werner den Garten verbot, wußten wir uns anderswo zu finden. Man drohte mir mit Einsperren und sogar mit Schlägen. Ich war nie geschlagen worden, und der Gedanke, daß eine Hand mich in unfreundlicher Absicht berühren könnte, war mir fürchterlich; aber von Werner konnte ich nicht lassen. Wagte er alles für seine romantische Welt, so wagte ich alles für seine Gesellschaft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er hatte eine Schwester namens Anna, ein blasses, verkümmertes Geschöpf, das ein paar Jahre älter, aber viel kleiner war als er und sich sehr gesetzt und wohlerzogen benahm. Sie kränkelte immer und hatte etwas Scheues, Trauriges in ihrem Wesen. Es hieß von ihr: Sie ist eifersüchtig. Darunter konnte ich mir nichts Bestimmtes vorstellen, aber es erhöhte den unbehaglichen Eindruck, den dieses Kind mir auf den ersten Blick gemacht hatte.

Die Geschwister liebten einander nicht, denn Anna brachte jedes Versehen ihres Bruders zur Anzeige. Deshalb mochte ich sie auch nicht leiden, obgleich sie sich eine Zeitlang Mühe gab, mich zu gewinnen, was mir als der viel Jüngeren doch hätte schmeicheln müssen. Aber Werner sagte: Das tut sie nur, weil du zu mir hältst — und Werners Worte waren mir das Evangelium.

Diese Anna kundschaftete jetzt das neue Versteck aus, das wir hinter der Schloßmauer unfern unserer Häuser gefunden hatten. Dort lagen zu unbekanntem Zweck ein paar behauene Stämme aufgeschichtet, auf denen wir spielten. Werner zog einen von ihnen so weit aus dem Haufen hervor, daß wir uns beide rittlings darauf setzen konnten, er peitschte den Balken mit einer Gerte, wir schwippten beide aus Leibeskräften, und das nannten wir ‚Karussellfahren'. Der Balken bewegte sich zwar nicht im geringsten, weil er zu fest eingekeilt war, wir ritten aber gleichwohl durch die Lüfte und erlebten die wunderbarsten Abenteuer. Don Quijote und sein Sancho können nicht überzeugter auf dem ‚Zapfenhölzern' gesessen haben. Mein Freund sang dazu mit schmetternder Stimme wilde Kriegslieder, indianische Schlachtgesänge und ähnliches, in, wie ich glaube, sehr freien Rhythmen, denn er hatte sie selbst verfaßt. Mich begeisterten sie jedenfalls gewaltig, besonders weil der Feind nicht zum Vorschein kam, und ich schrie aus vollem Halse mit.

Da stand mit einem Male die blasse Anna vor uns und sagte: wenn wir sie mitspielen ließen, so wolle sie versprechen, uns nicht

anzugeben. Aber Werner geriet in den größten Zorn und jagte sie mit seiner Gerte davon.

Stehenden Fußes ging sie zu meinen Eltern und teilte ihnen mit, wo ich zu finden sei. Bei dieser Gelegenheit aber zeigte sich meines Vaters Weisheit im hellsten Lichte; er sah ein, daß er mit keinem Machtwort gegen meine Leidenschaft aufkommen konnte, und zog es vor, sein Ansehen nicht weiter aufs Spiel zu setzen. Ich wurde einfach von Christine nach Hause geholt und bekam kein böses Wort wegen meines Ungehorsams zu hören. Im Gegenteil, des anderen Tages machte die Mutter einen Besuch bei Rektors, und die Folge war, daß Werner die Erlaubnis erhielt, in unserem Haus und Garten unter Aufsicht der Großen mit mir zu spielen. Dagegen wurde auch ich zu Rektors eingeladen, und die Anna kam zu uns, denn meine Mutter fand es unpassend, daß ich mit dem Bruder Freundschaft haben wollte und mit der Schwester nicht.

Werners Ruf hatte sich nämlich gebessert, seitdem er nicht mehr von Hause weglief, noch seine Kameraden verführte, sondern seine Freistunden mit mir als ‚Merrimac' zubrachte. Auch hatte sich seit lange niemand beschwert, von ihm angelogen worden zu sein, vielleicht, weil er an mir eine immer willige Abnehmerin seiner phantastischen Einfälle hatte. Mitunter kam es jetzt auch den Großen bei, ihn so zu sehen, wie das untrügliche Gefühl der Kinder ihn von allem Anfang an erkannt hatte. Besonders mein Vater gab sich gern mit ihm ab und bemerkte einmal gegen die Mutter, es stecke ein ganz eigener Geist in dem Jungen, denn er tue, ohne altklug zu sein, bisweilen Äußerungen, die für manchen Erwachsenen zu tief wären.

Ein eigener Geist war auch wirklich in ihm. Er wußte viele Dinge voraus, die richtig eintrafen, besonders solche, die sich auf ihn selbst bezogen, und die ganze Art eines Menschen bezeichnete er oft mit einem einzigen Wort.

So lebhaft mir noch jeder Zug seines Wesens in Erinnerung ist, so wenig könnte ich die Züge seines Gesichts beschreiben. Nur

seine Augen sehe ich noch ganz deutlich vor mir, sie hatten zuweilen einen Glanz und Ausdruck, den ich in keinem anderen Auge mehr gesehen habe, es war wie das Licht einer anderen Welt, das aus ihnen schien. Und noch eine Einzelheit ist mir geblieben: er hatte ein kleines blaues Äderchen auf der Stirn zwischen den Augenbrauen, das unsere Christine das ‚Kirchhofblümchen' nannte; denn sie pflegte zu sagen, daß Kinder mit solchen Adern auf der Stirn nicht groß würden.

Nachträglich muß ich mich wundern, wie Werner es fertig brachte, seine Freundschaft mit einem kleinen Mädchen gegen die ganze Meute seiner Schulkameraden aufrechtzuerhalten, denn auch die Welt der Kinder hat ihre Konventionen. Bei uns waren die ‚Mädeln' (ein Wort, das nur mit schief gezogenen Mundwinkeln ausgesprochen wurde) von den ‚Buben' tief verachtet, und wer sich mit ihnen abgab, der sank zum gleichen Pariatum herab. Eine Zeitlang drohte auch Werner dieses Schicksal. Denn eines Tages, als sie aus der Schule kamen, umringten ihn seine Kameraden und sangen ihm ein Spottlied zu, das gegen die ‚Mädlesfüßler', das heißt solche, die den Mädchen nachgingen, im Schwang war. Aber sie waren mit ihren Hänseleien an den Unrechten gekommen. Werner geriet in einen seiner sinnlosen Wutanfälle, die alle an ihm kannten. Ohne zu denken, daß er einer gegen viele war, warf er sich auf den, der ihm zunächst stand, und obgleich die ganze Bande sich an ihn hängte, richtete er den armen Teufel mit Stoßen, Schlagen und Treten entsetzlich zu. Er selbst ging blutend und zerbissen, aber doch als Sieger aus dem Kampfe hervor, denn er hatte den Platz behauptet, und sagte zu seinen Kameraden:

So, ihr habt gesehen, daß ich mir nichts befehlen lasse. — Jetzt sage ich freiwillig: ich spiele nicht mehr mit der Ada.

Er kam zu mir in den Garten und rief mir zu: Lebwohl, Ada, ich spiele nicht mehr mit dir, es schickt sich nicht, du bist ja nur ein Mädchen.

Sprach's, drehte mir den Rücken und kletterte über die Mauer zurück. Ich stand wie vom Blitz getroffen und fand kein Wort der Erwiderung. Mehrere Tage blieb er aus; ich ging in dieser Zeit wie geistesabwesend herum und verschluckte meine Tränen, damit die Großen nichts merken sollten. Mein Bruder sah mich oft schadenfroh von der Seite an, denn er wußte ganz genau, was vorging, und er äußerte zuweilen wohlweise: Die Mädeln gehören zu den Mädeln und die Buben zu den Buben.

Aber schon nach ein paar Tagen kehrte Werner von selbst zu mir zurück, denn er konnte meine Gesellschaft nicht auf die Länge entbehren. Zu seinen Kameraden sagte er: Daß ihr's nur wißt: ich spiele wieder mit der Ada — worauf ihm diese einmütig antworteten: Spiele, mit wem du willst, das kann uns einerlei sein.

Fortan ließen sie ihn in Ruhe, und unsere Freundschaft erlitt keine weitere Trübung mehr. Werner bedurfte meines unbegrenzten Glaubens und meines nimmersatten Zuhörens. Mir konnte er auch anvertrauen, was er einem Knaben nicht anvertraut hätte: das Geheimnis seines Lebens. Er haßte seinen Vater von der frühesten Kindheit an. Schon in seinen allerersten Vorstellungen stand sein Vater als der Zuchtmeister da, der für jede Übertretung den Stecken bereit hat. Nie erinnerte er sich eines guten Wortes oder einer Liebkosung von ihm, ja er würde eine solche verabscheut haben, mehr als die Hiebe, die er erhielt. Seinem Vater einen starren Trotz zu bieten, in nichts ihm nachzuleben, bei Drohungen zu lachen und bei Mißhandlungen mit keiner Wimper zu zucken, das war für jetzt sein höchster Ehrgeiz. Aber später — da sollten sie schon sehen. Da sollte es ihnen leid tun, daß sie keine Liebe in ihm erweckt hatten, auch der Mutter und der Anna. Denn er war ja viel mehr als sie alle, und es war ja sicher und ausgemacht, daß er ein sehr mächtiger und reicher Mann werden würde; die Seinigen aber sollten keinen Teil an seinem Glücke haben, denn er wollte weit, weit fort, so weit, daß sie ihn gar nicht mehr zu Gesicht bekämen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dann pflegte ich sehr beklommen zu fragen: Ich auch nicht, Werner?

Worauf er gewöhnlich antwortete: Dummes Mädel, du gehst ja mit — als ob sich das von selbst verstünde.

Mit dieser Aussicht half ich ihm gern an seinen Luftschlössern bauen. Es sollte alles ganz herrlich werden in der Zukunft. Ein Haus wollten wir haben, das auf einer ganz kleinen Insel mitten im Meere lag, und woran bei Tag und Nacht die Wellen brandeten. Und in buntbeflaggten Schiffen wollten wir fahren, auf Kamelen wollten wir in die Wüste reiten. Wenn er nur erst einmal zehn Jahre alt war — und dann zwölf — und schließlich fünfzehn —

‚Fünfzehn!' rief ich schwindelnd vor der Höhe dieser Zahlen — aber dann sind wir ja uralt! — Denn schon das zehnte, das für mich noch in weiter Ferne lag, erschien uns als der Wendepunkt, hinter dem die Welt der Großen sich auftut. Wäre es nur erst so weit! Wir zählten die Monate und die Tage, die uns noch von diesem erlösenden Zeitpunkt trennten. Denn daß sofort alles anders werden mußte, wenn Werner das zehnte Jahr erreicht hatte, das stand über jedem Zweifel: er wußte es von dem Prinzeßchen.

Noch immer wollte er mir nicht sagen, wer das Prinzeßchen eigentlich war, aber so viel hatte ich begriffen, daß es nicht in Fleisch und Bein wie andere kleine Mädchen umherging. Gar zu gerne hätte ich es einmal gesehen, aber er tat sehr geheimnisvoll damit, und nur, wenn ich dringend wissen wollte, wie es aussehe, antwortete er:

So wie du, wenn du dein weißes Kleid anhast.

Ich glaube, daß Werners Phantasie ihn zu großen Übertreibungen verleitete, wenn er von seines Vaters Härte und von den Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, erzählte. Die traurige Wahrheit, die ich natürlich erst viel später durchschaute, war die, daß die beiden Naturen geschaffen waren, einander zu verkennen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

abzustoßen. Werner hatte unglückseligerweise gar keinen Sinn für Tatsachen, er schob dieselben hin und her und sprang mit ihnen um, wie es ihm eben paßte, und was er anderen sagte, das glaubte er selber felsenfest. Diese Eigenheit und die ganze Neigung zu fabulieren hielt der Alte für diabolische Einwirkung und trachtete, sie mit Stumpf und Stiel in ihm auszurotten. Er war ein beschränkter Pedant von enger Redlichkeit und eiserner Strenge: nach Werners Schilderungen aber erschien er als der scheußlichste Tyrann und Wüterich. In Wahrheit hing er jedoch viel mehr an Werner als an der Tochter, und ganz im Grund seiner Seele war er sogar äußerst stolz auf diesen begabten Sohn, von dem alle mit Bewunderung sprachen. Nur hielt er es für seine väterliche Pflicht, ihm dies niemals zu zeigen und dem Knaben mit überlegter Strenge zu begegnen, was zu beiderseitiger unheilbarer Verbitterung führte. Die Mutter, eine brave, spießbürgerliche Frau, war viel zu unbedeutend, um zwischen Sohn und Vater zu vermitteln. Sie hetzte sogar, durch Anna aufgestachelt, obgleich auch sie sich mächtig viel auf ihren Werner einbildete. Darum schloß sie auch der Knabe, wiewohl mit gemäßigterem Groll, in die Abneigung gegen seinen Vater ein. Ich war von einem womöglich noch größeren Abscheu gegen die Seinigen erfüllt und half ihm die abenteuerlichsten Fluchtpläne spinnen. Es wurde verabredet, daß wir beide unser kleines Taschengeld in die Sparbüchse legen sollten bis zu dem großen Augenblick, wo wir den Flug in die Welt antreten würden. Und was mich betrifft, so habe ich auch das Abkommen treulich gehalten, denn all die größeren und kleineren Silbermünzen, die ich im Laufe des Jahres von Eltern und Tanten geschenkt bekam, wanderten in das aufgesperrte Maul eines glänzend schwarzen porzellanenen Mohrenkopfes, dem sie nur wieder zu entreißen waren, wenn man ihn selbst zerschmetterte. Wie viel er enthielt, das wußte ich selber nicht, aber häufig labte ich mein Ohr an dem Geklapper der Silberstücke, was mir manchen ‚alten Geizhals' von meinem Bruder eintrug. Wer dagegen

gar nicht sparen konnte, das war Werner. Was er besaß, verbrauchte er sogleich oder ließ es sich von seiner Schwester abbetteln, denn er war zu stolz, um jemals eine Gabe, um die man ihn anging, zu verweigern. Die Anna besaß ein Kästchen mit Schlüssel, damals unter Kindern ein unerhörter Besitz, und darein verschloß sie alles, was sie ergattern konnte. Sie ließ uns andere niemals einen Blick hineinwerfen, aber ich wußte durch Werner, daß es ganz voll war von schönen Sachen, die unsere große Sehnsucht erregten, wie Farben und Farbenschalen, bunten Bleistiften und anderen Herrlichkeiten, und ganz hinten in einer Ecke stand eine Puppentasse, in der sie ihr Gespartes aufbewahrte. Wie wichtig uns dieser Kasten erschien, und wie wir uns dennoch mit unseren wenigen Habseligkeiten, die aller Welt gehörten, so hoch über die reiche Knauserin erhaben dünkten, das ist eine Empfindung, die ich noch heute nachfühlen kann.

Wenn ich die Daten nachrechne, so sehe ich, daß unsere Freundschaft etwa zwei und ein halbes Jahr gedauert hat, in meiner Erinnerung aber ist es ein ganzes Menschenleben. Tage waren wie Jahre und Jahre wiederum wie ein einziger Tag. Der Frühling wurde zum Sommer, der Sommer zu Herbst und Winter, und wir lebten in immer gleicher Fülle des Daseins, wozu auch unsere kleinen — für uns so großen — Nöte und Schmerzen gehörten. Goldene Kindheit, die im Grunde unser wahres Dasein ist! — Denn was später kommt, ist nur eine vergrößerte und vergröberte Wiederholung.

Das ‚Prinzeßchen' lebte noch immer als mythische Person in meiner Vorstellung, denn Werner tat sehr geheimnisvoll damit, nur bisweilen sagte er:

Warte, in der Vakanz, wenn ich einmal recht viel Zeit übrig habe, führe ich dich zu ihr.

Und er erzählte mir, daß sie mitten im Walde in einem Rosengärtchen wohne, das noch von keinem als von ihm entdeckt worden sei. Ein Schulfreund, dem er einmal davon gesprochen, habe es

466

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen ganzen Nachmittag vergeblich gesucht und ihn dann als einen Lügner verschrien. Das Gärtchen sei nämlich nicht für jedermann sichtbar, und er selber habe es danach lange Zeit nicht wieder finden können. Jetzt laufe er jeden Sonntagmorgen dorthin, wenn er sich nämlich um die Kirche drücken könne, und zur Beglaubigung brachte er sogar einmal ein Geschenk vom ‚Prinzeßchen' mit: einen flaumigen, ganz mit grünem Haar umsponnenen Ball, der an einem Rosenzweig gewachsen war und einen wunderbaren, wildfrischen Geruch ausströmte. Er sagte, es sei ein ‚Schlafapfel', und wer ihn des Nachts unter sein Kopfkissen lege, der bekomme davon die herrlichsten Träume. Natürlich legte ich ihn gläubig jeden Abend unter mein Kissen; ob ich eine Wirkung davon verspürte, erinnere ich mich jedoch nicht mehr.

So sehr ich auch danach brannte, den Garten des ‚Prinzeßchens' zu sehen, dauerte es doch einen ganzen Sommer, bevor mir eine erneute Unpäßlichkeit meiner Mutter, die mit einer Verschickung Christinens zusammenfiel, die Gelegenheit gab, mich für einen Nachmittag zu entfernen.

Es war ein göttlicher Herbsttag, als wir zwei kleinen Leute Hand in Hand die sogenannte ‚lange Steige', einen steilen Waldpfad hinter der Stadt, hinaufklommen. Der Wald lag noch in voller Sommerschönheit, nur da und dort mit einem Anflug von Vergoldung. Wir liefen quer durch Laub- und Nadelholz und gelangten auf eine tief versteckte Waldblöße, die geheimnisvoll von einem wuchernden Rosengebüsch umhegt war. Mein Gefährte zeigte mir ein ganz in der Hecke verborgenes, festverschlossenes Pförtchen mit verrosteten Angeln. Wir arbeiteten mit unseren Leibern eine Öffnung durch die dünnste Stelle der Hecke, die Werner schon des öfteren durchgelassen hatte, und drangen in den Zaubergarten ein. Er war völlig verödet und verwildert, aber dabei das Traumhafteste, was ich je gesehen habe. Nur Rosen wuchsen darin, Rosen in allen Schattierungen und in einer für

die Jahreszeit ganz überraschenden Fülle. Wem gehörte der Garten? Ich habe es nie erfahren. Vielleicht einem stillen Sonderling, der sich diese märchenhafte Einöde geschaffen hatte und dann weggestorben war, indem er sie gleichgültigen Erben überließ, die nichts damit anzufangen wußten. Denn niemals begegnete man dort einer lebenden Seele. Nach Werner gehörte der Garten dem ‚Prinzeßchen'. Wir gingen darin auf und ab, bogen die Rosen an ihren hohen Zweigen zu uns herunter, berochen sie, freuten uns an den rotgoldenen Käfern, die in den Kelchen saßen. Das Prinzeßchen ließ sich zwar nicht blicken, aber das bemerkte ich eigentlich nicht. Und als mir Werner nachher erzählte, daß das Prinzeßchen dagewesen sei mit einem goldenen Krönchen auf dem Kopf und uns die unglaublichsten Sachen gezeigt habe, ließ ich mir's auch gefallen.

Es war alles so seltsam und weltverlassen. Zwischen den grünen Rasenflecken erkannte man noch die Spuren ehemaliger Kieswege, auf denen die Wurzeln der Rosenbäumchen junge Schößlinge trieben. Am hinteren Ende des Gartens lag eine Zisterne, die zu halber Höhe mit grünlich faulem Wasser angefüllt war. Ein Laubfrosch quakte darin. Leuchtende Schmetterlinge jagten sich über den Beeten, und große Amseln mit gelben Schnäbeln kamen zutraulich nahe herangehüpft. Ganze Ströme von Wohlgeruch wogten durch den Garten, und der köstlich frische Duft der ‚Schlafäpfel' mischte sich darein, die massenhaft an der Hecke wuchsen. Ich suchte sie zu brechen, aber sie zerkratzten mir mit ihren Dornen die Hände; dagegen schnitt Werner mit seinem Taschenmesser so viele davon ab, als nur in unseren Taschen Platz finden wollten.

Plötzlich hielt er inne und sagte:

Horch! — Gleich wird es regnen.

Ich staunte, denn das Stück Himmel über uns war völlig blau, die Sonne schien, und die Vögel sangen, aber Werner hatte es gesagt, und Werner mußte es wissen.

Hat das Prinzeßchen dir das gesagt?
Nein, der Fink sagt es.
Was sagt er denn? fragte ich verwundert.
Hörst du nicht? Er sagt: Schütt! Schütt! Schütt!
Ich horchte, und nun vernahm ich es gleichfalls deutlich: Schütt! Schütt! Schütt!
Wir müssen gehen, damit du nicht naß wirst, sagte er und lief voran, der Offnung zu, die wir in die Hecke gerissen hatten. Aber noch ehe wir uns ganz durchdrängen konnten, rauschte es in den Bäumen, wie vom Fittich eines Riesenvogels, und ein gewaltiger Regen ging nieder. Die Sonne verbarg sich, die Vögel waren alle verschwunden, nur der Fink rief noch ein paarmal sein Schütt! Schütt! immer lauter und durchdringender, als ob er jemand zu warnen hätte; dann verstummte auch er, und man hörte nichts mehr als das Prasseln des Regens auf den dichten Baumkronen und das dumpfere Niederrauschen auf dem gelichteten Grund.
Werner hatte mich bei der Hand gefaßt, wir duckten uns beide unter einen hohen Erlenbusch am Rand des Waldes, voll Schrecken über die so jählings eingebrochene Dunkelheit; denn wenn Werner einmal von der Phantasie gepackt war, so fürchtete er sich fast noch mehr als ich. Doch der Regen hörte ebenso plötzlich auf wie er gekommen war, die Sonne drang noch einmal hervor, und wir jagten in großen Sprüngen durch den Wald, die ‚lange Steige' hinab nach Hause, wo wir mit trockenen Kleidern, aber ganz durchweichten Schuhen ankamen. Ich gab vor, unter einem Birnbaum auf der Obstwiese den ganzen Regen verschlafen zu haben, denn durch den Umgang mit Werner war meine gepriesene Wahrheitsliebe neuerdings bedenklich ins Wanken geraten.
Seit jenem Tag hatte ich nichts anderes mehr im Kopf als das Prinzeßchen und seinen Garten. Dieser wurde in der Erinnerung immer schöner und die Dinge, die dort geschehen waren, immer märchenhafter, denn so oft wir davon sprachen, dichtete Werner

neue Züge hinzu, die alle willig von mir als erlebte anerkannt wurden. Ich geriet auf den Gedanken, meine große Staatspuppe als ‚Prinzeßchen' zu kleiden. Sie erhielt ein weißes, durchsichtiges Kleid mit goldenen Sternen, das ich aus einem alten Ballkleid meiner Mutter herausschnitt; Werner verfertigte ihr ein Krönchen aus Goldpapier, das schön zu ihren flächsernen Haaren stand, und damit nicht zufrieden, behängte ich sie noch mit allen Kostbarkeiten, die ich finden konnte, eigenen und fremden, und ich schonte auch den Schmuckkasten meiner Mutter nicht, die mich in ihrer unbegrenzten Güte nehmen ließ, was ich wollte, ohne nur zu fragen, wo ich es hinbrachte. Werner fühlte sich zwar zu sehr in der Würde seines Geschlechts, um selber mit der Puppe zu spielen, aber er machte mich als Sachverständiger darauf aufmerksam, wo es ihr noch fehlte, um ganz ‚Prinzeßchen' zu sein. Dann setzten wir sie also herrlich angetan im hintersten Winkel unserer Holzkammer, wo ich sicher war, daß Erich sie nicht entdecken würde, aufrecht auf einen mit Seidenfetzen behängten Schemel und besuchten sie täglich. Das gab eine herrliche Unterhaltung für die jetzt beginnenden nassen Herbsttage. Wir brachten ihr Geschenke wie einem wundertätigen Madonnenbild und trugen zu diesem Zweck wie die Raben alles Glänzende, dessen wir habhaft werden konnten, zusammen. Was auf ihr selbst keinen Platz hatte, das wurde um sie her aufgehäuft. Auch führten wir Tänze vor ihr auf, von denen angenommen war, daß sie ihr besonders wohlgefällig seien. Dafür gab sie Antwort, wenn wir sie befragten; denn das ‚Prinzeßchen' wußte alle Dinge, die vergangenen und die künftigen. Wenn ich sie anredete, sprach sie mit Werners Stimme, und ihm antwortete sie mit der meinigen. Aber sie war ganz unberechenbar. Denn mitten in der ausgelassensten Lustigkeit gab sie seltsame Schicksalssprüche von sich, aus denen die verdüsterte Seele des Knaben wie im Traume sprach. Armer Werner, sie hatten ihn schon zu viel gequält mit ihrer Pädagogik und ihren unglücklichen Besserungsversuchen und

hatten ihm den unbefangenen Kindersinn getrübt. So einmal, als ich wissen wollte, wie das Schloß aussehen würde, das Werner mir zu bauen versprochen hatte, wenn er groß wäre, antwortete die Puppe zu meinem Befremden:

Er kann dir das Schloß nicht bauen, du dummes Kind, weil er gar nicht groß wird.

Und auf meine Frage, warum er denn nicht groß werde, kam es mit der bestimmtesten Überzeugung:

Weil der Werner sterben muß.

Einen Augenblick war ich betreten, und er selber auch, denn er sagte solche Dinge ohne Absicht in völliger Geistesabwesenheit; aber gleich darauf tollten wir wieder wie zwei Besessene durch die Holzkammer.

Unter anderen Gaben hatte Werner der Puppe auch eine große goldene Münze, die oben durchlöchert war, mitgebracht. Ich zog einen Goldfaden hindurch und hing sie der Puppe um den Hals; wir nannten diesen Schmuck ihren ‚Vollmond'.

Natürlich fiel mir nicht ein, zu fragen, woher die Münze gekommen sei. Werner hatte sie aus dem Kästchen seiner Schwester, das unglücklicherweise einmal offen geblieben war, herausgenommen. Da er selber alles hergab, hatte er keinen klaren Begriff vom Mein und Dein. Ohnehin war das Kästchen ganz voll von kleinen Sachen, die ihm geschenkt worden waren, und die er auf Befehl seiner Eltern oder aus eigener Freigebigkeit der Schwester überlassen hatte. Daß die Münze — das Geschenk einer Patin — ein Wertgegenstand war, überlegte er nicht und ich noch weniger. Aber die Anna entdeckte den Verlust und erhob ein großes Geschrei. Sie erinnerte sich auch, den Kasten offen gelassen zu haben, während Werner im Zimmer war. Dieser wurde ins Verhör genommen, aber er leugnete hartnäckig. Nun fiel der Verdacht auf das Dienstmädchen, deren Habseligkeiten ohne Erfolg durchsucht wurden. Auch bei den Kindern der Hausgenossen wurde nachgeforscht, und Werner ließ das alles in unbegreiflicher Verstockt-

heit geschehen. Wenn er bekannt hätte, so wäre er gezwungen worden, mir die Münze wieder abzufordern, und dazu konnte sein Stolz sich nicht bequemen.

Nun geschah es eines Tages, als wir uns mit der Puppe unterhielten, daß die Anna unerwartet hereinkam. Sie hatte uns gesucht und, angelockt durch den Klang unserer Stimmen, unser Versteck ausfindig gemacht. Das blasse Mädchen warf einen langen Blick auf die Puppe, wurde noch blässer und ging schnell hinaus.

Gegen Abend rief man mich zu meiner Mutter. Ich fand dort die Rektorin, die verweinte Augen hatte. Meine Mutter sagte ganz ruhig:

Kind, du hast unter deinen Sachen ein Spielzeug, das nicht dein ist, und das du wieder hergeben mußt. Es ist die goldene Münze der Anna. Werner hat sie dir gegeben, aber er hatte kein Recht dazu, weil sie ihm nicht gehörte.

Mir wurde bänglich zumute, obgleich ich die Lage keineswegs übersah, und ich sagte weinerlich:

Ich habe keine Münze.

Freilich hast du sie, sagte meine Mutter bestimmter, die Anna hat sie am Hals deiner Puppe gesehen, und du wirst jetzt sogleich gehen und sie herbringen.

Da sie mir aber nicht ganz trauen mochte, fügte sie hinzu:

Nein, warte, wir gehen selber mit. Und ich mußte wohl oder übel die beiden Frauen in unsere geliebte Holzkammer führen, wo der aufgeputzte Fetisch thronte.

Die Rektorin bezeichnete alsbald die Münze als die vermißte. Ich aber stürzte mich darauf zu, drückte die Puppe und das Schmuckstück an meine Brust und beteuerte hartnäckig, es sei keine Münze, es sei der ‚Vollmond'.

Meine Mutter war wie immer die Güte und Ruhe selbst. Sie redete mir zu, den ‚Vollmond' gutwillig herzugeben, ich solle dafür eine andere Goldmünze zur Entschädigung erhalten, und das

Korpus delikti wanderte in die Tasche der Rektorin, während ich in großer Angst, an den Rock meiner Mutter geklammert, immer wiederholte: Es ist gewiß keine Münze, es ist der Vollmond.
Ich kann noch hören, wie die Rektorin sich von meiner Mutter verabschiedete: Ach, liebe Frau Justizrätin, Sie dürfen mir glauben, der Junge ist ein Nagel in meinen Sarg — und den gelassenen Ton, mit dem meine Mutter antwortete:
Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Frau Rektorin, das sind ja nur Kindereien.
Ich schlief schon lange, allen Bekümmernissen enthoben, als sich im Nachbarhause etwas Entsetzliches ereignete.
Der Rektor war über Land gewesen und kam erst ganz spät nach Hause. Aber die Anna, die es nicht erwarten konnte, ihm das Vergehen ihres Bruders mitzuteilen, war aufgeblieben, und bevor er den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, war er von der Sache unterrichtet. Er hatte mit anderen Schulmeistern zusammengesessen und sich vermutlich in seinen pädagogischen Grundsätzen bestärkt, denn er holte augenblicklich seinen Stecken und ließ sich von der zitternden Anna in Werners Zimmer leuchten. Dieser war schon fest eingeschlafen, aber ohne Achtung vor der Heiligkeit des Schlafes riß eine rauhe Hand ihm die Decke weg, und mitten in seine Träume hinein fielen die brennenden Gertenhiebe des unsinnigen Vaters. Die Szene war so schaurig, daß selbst die rachsüchtige Anna vor Schrecken das Licht fallen ließ. Das Gebrüll des vor Überraschung, Schmerz und Schlaftrunkenheit ganz rasend gewordenen Knaben lockte die Vorübergehenden an das niedrige Fenster im Erdgeschoß. Wohlwollende Bürger riefen dem in sein Profoßenhandwerk verbissenen Rektor zu, doch sein eigen Fleisch und Blut zu schonen; aber dieser verbat sich jede Einmischung, indem er sagte, daß er selber wisse, was er zu tun habe, und daß er Gott für die Seelen seiner Kinder verantwortlich sei.
Werner sollte ein Sündenbekenntnis ablegen und die bestohlene Anna um Verzeihung bitten, aber man brachte nicht ein Wort

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus ihm heraus. Als der Alte des Zuhauens müde war, riß man den unglücklichen Knaben aus dem Bett, steckte ihn in die Kleider und sperrte ihn für den Rest der Nacht im Keller ein. Dort schrie er aber so, daß der Nachtwächter — denn damals gab es noch das löbliche Amt der Nachtwächter — sich einmischte und den Eltern, wiewohl vergeblich, zusprach, den Knaben wieder herauszuholen. Werner brüllte immer weiter, nur um in der Finsternis und Einsamkeit seine eigene Stimme zu hören, bis er einschlief.

Am andern Morgen sprach man in der ganzen Straße von dem Vorfall. Man zeigte sich heimlich das Kellerloch, hinter dem das Kind die Nacht in Todesängsten verbracht hatte, aber niemand wagte den Eltern Vorstellungen zu machen, weil der Rektor eine angesehene Persönlichkeit war.

Für Werner war die Tortur noch nicht zu Ende. Abwechselnd begaben sich Vater und Mutter zu ihm in sein Verließ, um ihn bald gütlich, bald durch Zwang zu dem verlangten Schritte zu bringen, aber es war alles umsonst. Auch die Drohung, ihn noch einmal eine Nacht im Keller zu lassen — das schrecklichste, was es für seine aufgeregte Phantasie geben konnte — vermochte nichts über ihn. Man mußte ihn endlich aus dem Gefängnis entlassen, schon der Nachbarschaft halber, und sein Wille war Sieger geblieben, aber um welchen Preis! Jeder Nerv an ihm zuckte, als er mir die Geschichte seiner Marter erzählte.

Der Henker! Der Mörder! schrie er und ballte die Fäuste gegen das Fenster hinauf, hinter dem er seinen Vater wußte. Dann verlor er sich in Zukunftsgedanken. Jetzt wollte er nicht mehr fort aus dem Lande. Er wollte reich werden und ein großes Schloß bauen, gerade seinem väterlichen Hause gegenüber, daß die Seinigen ihm ins Fenster sähen, aber sie sollten seine Schwelle nie betreten dürfen. In einem vergoldeten Wagen wollte er fahren und ausspucken, wenn Eltern oder Schwester zu Fuß vorübergingen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine Mutter kam zu uns in den Hof herunter und strich ihm liebevoll über das Haar. Sie redete ihm zu, sich dem Willen seines Vaters zu unterwerfen und die Anna um Verzeihung zu bitten, damit wieder alles ins Geleise komme; aber bei Werner war nichts mehr auszurichten, sobald er einmal Gewalt gespürt hatte. Seine Familie ließ ihn jetzt einfach laufen. Der Vater sprach kein Wort mehr mit ihm, und nur gelegentlich, wenn er ihn ansah, murmelte er: Halunke! Verlorener Mensch! und dergleichen. Die Anna drückte sich scheu an ihm vorüber, und seine Mutter wußte aus Furcht vor dem Alten nicht, wie sie sich zu dem Sohne stellen sollte.

An jenem häßlichen Tag war unser Paradies in Stücke gegangen. Werner war auf einmal ein anderer. Auch sein Gesicht hatte sich verändert, es schien länger und hagerer, die Mundwinkel waren vom furchtbaren Weinen nach unten gezogen, und das blaue Äderchen auf der Stirn trat stärker hervor. Zwar kamen wieder Stunden, wo wir spielten und lachten, aber sein Blick behielt etwas Starres und Trauriges.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit nach jenem Vorfall verflossen war, als Werner von unseren Spielstunden wegblieb. Es fiel mir am ersten Tag nicht auf und auch am zweiten kaum, denn wir hatten einen Kinderbesuch im Hause, durch den ich vollauf beschäftigt war. Dann erzählte mein Bruder, Werner sei schon seit zwei Tagen nicht in die Schule gekommen, weil er krank sei, und es fehlten noch mehrere seiner Kameraden aus demselben Grunde. Am nächsten Tage blieb auch er von der Schule weg, aber ohne krank zu sein; es herrschte ein schweres Scharlachfieber in der Stadt, und die Schule war wegen der Ansteckungsgefahr geschlossen.

Unser Besuch war wieder gegangen, und die Tage wurden mir sehr lang ohne meinen Freund. Ich hatte mit angehört, wie meine Mutter Christinen einschärfte, jeden Morgen hinüberzugehen und zu sagen:

Einen Gruß von der Frau Justizrätin, und die Frau Justizrätin läßt fragen, wie es Werner geht.

Ich lief ihr jedesmal entgegen, um die Nachricht zuerst zu empfangen, daß es dem Werner besser gehe, aber es drückte mich, ihn selbst nicht sehen zu dürfen. Als ein Tag um den andern hinging, ohne daß der Werner aufstand und zum Spielen kam, ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich war ein schüchternes Kind, und gewöhnlich hatten die Eltern Mühe, mich zu überreden, wenn ich in ein fremdes Haus gehen sollte. Gar bei Rektors hatte ich seit jenem Vorfall mit der Münze die Schwelle nicht mehr betreten. Aber die Sehnsucht nach meinem Spielkameraden wurde zu heftig. Ich pflückte eine Handvoll Astern in unserem Garten, nahm den Strauß und mein Herz in beide Hände und lief, als ich mich einen Augenblick unbewacht sah, ohne mir zum Zögern Zeit zu gönnen, in das Nachbarhaus.

Die Haustür war offen, ich strich durch ein paar leere Zimmer und stieß endlich auf die Rektorin, die mich verwundert ansah und schnell auf den Gang hinausführte.

Ich übergab ihr die Blumen und brachte atemlos das Sprüchlein vor, das ich mir gemerkt hatte:

Einen Gruß von der Frau Justizrätin, und die Frau Justizrätin läßt fragen, wie es Werner geht.

Die Frau war so bekümmert, daß ihr nichts dabei auffiel.

Ach Gott, sagte sie, dem Werner geht es heute gar nicht gut. Der Doktor ist schon zweimal dagewesen und will in einer Stunde wieder kommen. — Dann fügte sie hinzu, die Blumen würden dem Kranken gewiß Freude machen, aber ich sollte lieber nicht ins Haus kommen, denn die Krankheit sei ansteckend.

Ganz nachdenklich wollte ich mich davonschleichen, da rief sie mich noch einmal zurück.

Bist du denn das Prinzeßchen, von dem er immer spricht?

Nein, ich bin es nicht, antwortete ich.

Ja, weißt du etwas davon? Wer ist sie denn?

Das Prinzeßchen ist eben das Prinzeßchen, erwiderte ich mit den Worten, die Werner so oft mir gegenüber gebraucht hatte.
Ach, geh, ihr seid wunderliche Kinder, sagte die Frau und ging wieder zu ihrem Kranken.
Am Abend stellte mir die Mutter die gleiche Frage. Man wußte durch Erich, dem es ein Kamerad erzählt hatte, daß Werner in seinen Phantasien immer zu einem Prinzeßchen zu reden glaubte, und daß er sich dann mit veränderter Stimme selber die Antwort gab.
Wer ist denn dieses Prinzeßchen? fragte mich die Mutter, worauf Erich altklug einwarf:
Das Prinzeßchen, das ist eben das Fieber.
Ich wußte weiter nichts, als daß das Prinzeßchen ganz allein in einem Rosengarten wohnte, daß es ein Krönlein auf dem Kopfe trug und daß es von sich selber sagte, es sei das Prinzeßchen vom Kinderland.
Das Tödchen, schrie unsere Christine entsetzt. — Gott steh uns bei! Es geht wieder um, es sucht sich Spielkameraden.
Unsinn! sagte meine Mutter entrüstet und hieß sie schweigen.
Aber Christine ließ sich nicht ‚das Maul verbieten', wie sie es nannte; sie war einheimisch in der Gegend und kannte sich aus. Es war ‚das Tödchen', dabei blieb sie. Es hatte sich auch gezeigt damals vor zwölf Jahren, bevor die Masern ausbrachen, wie die Rike bei Rektors drüben sich noch wohl erinnern mußte. Damals hatten viele Kinder es gesehen, wie es am Ilgenbrunnen Wasser trank, und alle, die es gesehen hatten, mußten sterben. Denn jedesmal, wenn ‚das Tödchen' kam, suchte es sich die schönsten Kinder aus und nahm sie mit sich fort als seine Spielkameraden.
Mein Gang war unentdeckt geblieben, und ich fand sogar den Mut, ihn zu wiederholen, aber meinen Freund bekam ich nicht zu Gesicht. Diesmal fand ich die Anna, die in einem Winkel kauerte und mich mit ganz irren Augen ansah. Ich war über-

rascht, daß sie den Kopf an die Wand stieß und auf den Knien rutschte und ächzte und schrie:
O Gott, nimm mich zu dir und laß den Werner am Leben! O Gott! O Gott!
Und so immerfort, trotz meiner Gegenwart.
Schrei doch nicht so, er kann dich ja hören, sagte ich entrüstet über dieses Gebaren.
Oh, wenn du wüßtest! sagte sie und konnte vor Angst die Worte fast nicht herausbringen. Ich bin ja schuld — ich hab' so oft den lieben Gott gebeten, daß er den Werner sterben lassen soll, damit die Eltern wieder mich allein liebhaben wie früher, ehe er auf der Welt war. — Und verklagt hab' ich ihn beim Vater — ach, und jetzt macht der liebe Gott es wahr —
Und dazwischendurch vernahm man aus dem Nebenzimmer die Stimme des Kranken, der in lauten, ganz fremdartig klingenden Tönen mit sich selber sprach. Dort wäre ich so gerne hineingegangen, aber ich fürchtete mich.
Da ging plötzlich die Tür auf, und heraus kam die Rektorin mit ungekämmtem Haar und begann gleich gegen eine Bekannte, die von der anderen Seite eingetreten war, zu jammern:
Ach, mein Werner stirbt. Mein Werner stirbt. — Ach, und ich hab' ja keinen Platz bei der engen Wohnung, ich weiß ja nicht einmal, wo ich ihn hinlegen soll, wenn er tot ist.
Dabei hatte sie mechanisch einen Wischlumpen erfaßt, mit dem sie in den Ecken herumfuhr.
Und dennoch liebte sie ihren Sohn, davon konnte ich mich später überzeugen; aber so waren damals die Hausfrauen in unserem Lande — und sind es vielleicht zum Teil noch heut.
Der starke, junge Körper wehrte sich noch mehrere Tage. Sein Vater suchte sich mit ihm zu versöhnen und trat, so oft er nach Hause kehrte, gramgebeugt an sein Bett. Aber Werner sah ihn gar nicht, er war immer in seinem Zwiegespräch. Nur kurz vor seinem Ende erkannte er ihn. Da schoß ein Blitz des Hasses aus

seinen Augen. — O du — du, lallte der Knabe und erhob noch eine Faust gegen seinen Peiniger. Dann wurden seine Augen wieder starr, und er redete mit zwei verschiedenen Stimmen weiter bis zuletzt. Nach einer Stunde verschied er. — Es war gerade der Vorabend seines zehnten Geburtstages.

Die Rike war es, die uns sein Ende oftmals und ausführlich erzählte. Sie behauptete auch, er habe wiederholt in seinen Delirien den Tag und die Stunde seines Todes vorausgenannt, aber das lasse ich dahingestellt.

Wie genau erinnere ich mich noch an alles, was mit Werners Sterben zusammenhing. Man wollte mir zuerst seinen Tod verheimlichen, aber ich wußte augenblicklich alles.

Schmerz empfand ich keinen, ich sah sogar mit Neugier zu, wie man den schwarzen Sarg heruntertrug, und wie immer mehr Kränze darauf gelegt wurden, bis das Tuch mit dem weißen Kreuze völlig verschwunden war. Ich sah auch die Schuljungen vorüberziehen, die am Grabe singen sollten, eine endlose Reihe, und darunter meinen Bruder, den ich in seinem schwarzen Anzug fast nicht erkannte. Unter der Haustür stand die Rike in schwarzer Schürze mit unserer Christine zusammen, und beide tauschten bedeutungsvolle Reden und Winke.

Es ist wieder dagewesen, sagten sie, auch drüben bei Amtsrichters liegt eine Leiche.

Soweit war alles noch ganz neu und anziehend. Aber der Rest des Tages wurde mir entsetzlich lang. Man konnte nicht einmal mehr hinüberhuschen und fragen, wie es Werner gehe. Das Begräbnis hatte in den Morgenstunden stattgefunden. Am Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus und lief ganz allein auf den Friedhof. Dort, wußte ich, hatten sie ihn hingetragen.

Das war eine Unternehmung und ohne die Hilfe meines Freundes! Ich stolperte zwischen Gräbern herum und suchte das seinige. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich die Stelle dennoch fand, denn ich wagte nicht, zum Totengräber zu gehen und zu

fragen. Es war ein frischer, mit Blumen zugeschütteter Erdhügel, ganz nahe der Mauer. Ich sah ihn lange an und — dachte gar nichts. Endlich fiel mir ein, daß ich ihm doch auch etwas geben müsse. Ich zog den letzten unserer ‚Schlafäpfel' aus der Tasche und steckte ihn am Kopfende in die Erde. Denn ich hatte vom ‚süßen Schlummer in Grabesschoße' reden gehört, und so, dachte ich, werde der Werner wenigstens schöne Träume haben.
Aber dann die Entbehrung, ihm das alles nicht erzählen zu können! Noch viele, viele Abende stieg ich in unseren Garten hinunter und wartete an der Mauer, ob er nicht wiederkomme.
Unsinn, er ist ja tot, sagte ich zu mir selber, er kann ja nicht wiederkommen — aber ich konnte die Worte nur denken, einen Sinn hatten sie nicht für mich. Ich konnte mir niemals vorstellen, daß er für immer gestorben sei. Nur mitunter wurde ich ungeduldig und rief das, Tödchen' ‚daß es mich gleichfalls holen solle, denn ich war eifersüchtig, wenn ich es immer allein mit Werner denken mußte.
. . . Es ist jetzt ein Menschenalter her, aber ich kann sagen, daß ich diese Liebe nie vergessen habe, obgleich ich nach Kinderart leicht genug über den Verlust hinwegkam. Ja, und obwohl ich später noch viele Freundschaften und zuletzt sogar eine glückliche Ehe geschlossen habe, ist es mir doch, wenn ich an jene goldenen Tage zurückdenke, als ob mir nie wieder ein Mensch so viel gewesen sei. Und manchmal muß ich denken, daß, wenn Werner Horst zum Mann erwachsen wäre, mein Leben und das Leben vieler sich reicher entfaltet hätte. Ob glücklicher, wer weiß es?
Der alte Rektor folgte seinem Sohne nach wenig Jahren ins Grab. Die Anna dagegen blühte auf und wurde ein schönes Mädchen. Meine Mutter sagte oft, es sei, als ob sie jetzt erst Licht und Luft zum Gedeihen hätte. Sie hat sich auch später sehr gut verheiratet und ist jetzt eine der angesehensten Frauen der Stadt, berühmt durch ihre Wirtschaftlichkeit und andere häusliche Tugenden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vor einigen Wochen hielt ich mich — zum erstenmal seit zwanzig Jahren — wieder ein paar Tage in dem Städtchen auf, das meine Kinderspiele gesehen hatte. Von den beiden Nachbarhäusern steht kein Stein mehr, denn die ganze Straße ist umgebaut. Dagegen besuchte ich die Festwiese, den Schloßgraben, die „lange Steige" und den Wald, der größtenteils ausgerodet ist. Das Rosengärtchen ist natürlich verschwunden; an der Stelle, wo es gelegen haben muß, erhebt sich jetzt eine Spinnerei, die mit dem Dampf ihrer Schlöte weithin die Luft verdickt. Die zauberische Stille, die sonst über der ganzen Stadt lagerte, habe ich nur auf dem sogenannten Alten Friedhof wiedergefunden. Er heißt jetzt der alte, weil er längst außer Gebrauch gesetzt ist, und darum sind auch die Gräber aus jener Zeit noch alle erhalten. Mit seinem üppigen Baumwuchs und seinen Grabsteinen dient er jetzt nur noch zum Spaziergang für beschauliche Seelen und als Lustort für unzählige Amseln. Nie habe ich wieder so viele Amseln beisammen gesehen. Sie pfiffen von den Bäumen und kamen mit ungeschickten Sprüngen bis dicht vor meine Füße gehüpft.

Ich suchte lange, bis ich an der Mauer die kleine Trauerweide erkannte, die jetzt ein mächtiger Baum geworden ist, und darunter ein kleines, eingesunkenes, von rostigem Eisengitter eingefaßtes Kindergrab. Auf dem flachen, verwaschenen Steine war noch mit Mühe der Name Werner Horst zu entziffern. Und ich staunte, wissen Sie worüber? — Daß das Grab so klein war. In meiner Vorstellung war Werner Horst ein Mann gewesen.

Allmählich, als ich in Erinnerung versank, schwanden mir die Größenverhältnisse, ich wurde selber wieder klein und sah das Grab, wie es meinen siebenjährigen Augen erschienen war. Und nie habe ich zuvor so deutlich gefühlt, daß das Alter eigentlich gar keinen Unterschied macht. Ob wir sieben oder siebzehn oder gar siebenunddreißig sind, wir bleiben immer dieselben Menschen, mit denselben Wünschen, Anlagen und Bedürfnissen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sonne schien so freundlich im Untergehen und warf ihr Goldlicht auf die eingesunkenen Gräber; die vergessenen Blumen dufteten, und plötzlich bewegten sich meine Lippen und sagten, ohne daß ich es wußte und wollte:
Hier liegt ein Dichter.
Ich erschrak über meine eigene Stimme und sah mich um, ob niemand zugehört habe. Der Friedhof lag völlig einsam, nur die Amseln sangen und hackten mit ihren gelben Schnäbeln im Gras.
Und ich sagte mir, daß ich vielleicht unbewußt die Wahrheit ausgesprochen hatte.

*

Meine Freundin schwieg eine lange Weile. Dann sprach sie mit einem ganz eigenen Ausdruck wehmütig-heiterer Grazie die wundersamen Verse von Mörike vor sich hin:

Ihr kommet, Winde, fern herüber,
Ach, von des Knaben,
Der mir so lieb war,
Frischgrünendem Hügel.

Und hier — die volle Rose streut geschüttelt
All ihre Blätter vor meine Füße.

Zenobia

In dem ehemals kurfürstlichen, jetzt königlichen Lustschloß Monrepos, in einem mit der kalten und öden Pracht des Empire ausgestatteten Saale befindet sich eine Stickerei aus bunter Seide, die den Besuchern als Merkwürdigkeit gezeigt wird. Sie ist in einen kunstreichen bronzenen Kaminschirm eingesetzt und stellt nichts Geringeres dar als den Sieger von Austerlitz in seiner weltgeschichtlichen Haltung. In der bekannten grünen Uniform mit goldenem Stern, die Arme gekreuzt, steht er in halber Lebensgröße auf dem blauen, mit goldenen Bienen besäten Seidengrund, sein Haupt von einer Gloriole aus Goldfäden, der herkömmlichen ‚Sonne von Austerlitz', bestrahlt; zu seinen Füßen ein Bündel Trophäen, auf denen ein Adler thront. Die ans Unsichtbare streifende Feinheit der tausend und tausend Stiche und die in der Seide fast unbegreifliche Kunst der Farbentönung täuschen ein Gemälde vor, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die Geschicklichkeit oder über den Ungeschmack verwundern muß, der an Stelle bloßer ornamentaler Wirkung eine möglichste Lebensähnlichkeit angestrebt hat. Die Farben der Stickerei sind jetzt ebenso verschossen wie der seidene Grund; nur die Augen des Imperators haben den ersten Glanz behalten und starren unheimlich aus dem vergilbten Gesicht hervor, weil ihnen geschliffene Stahlperlen als Pupillen eingesetzt sind. Grell und beängstigend ist der Blick aus diesen Perlenaugen, wie aus den Augen jenes tödlichen indischen Götzen, der, im Triumph einherfahrend, freiwillige Menschenopfer vor die Räder seines Wagens zwang. — Oder erschien es so nur mir, weil ich die Geschichte kannte, die sich an dieses seltsame Kunstwerk knüpft?

Das Gedächtnis seiner Urheberin reichte durch mündliche Überlieferung bis in meine Kinderjahre herauf. Es wurde mir sogar einmal in einer Silhouettensammlung das mit dem Storchschnabel verkleinerte Profil der Stickerin gezeigt, das von der außerordentlichen Schönheit dieses Kopfes, an die sich die ganz alten Leute noch wohl erinnerten, immerhin eine Ahnung gab.

Aber dieser herrliche Kopf hatte sich wie das Bruchstück einer Antike in die Welt verirrt; es fehlte der schlanke, hohe Hals, auf dem er thronen sollte, und der königliche Leib, der zu einem solchen Gesicht gehört. Nicht minder fehlte ihm der Dienst, den sonst die Schönheit fordert; denn seine Trägerin war eine arme Bucklige, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernährte.

Ihr Vater war Lehrer an der Lateinschule gewesen, ein ernster, schöner Mann, der aus einer vor Zeiten eingewanderten französischen Hugenottenfamilie stammte. Von ihm hatte sie die vornehme Profillinie, die tiefschwarzen Haare, die matte Haut und die merkwürdigen Augen mit den breiten, langbefransten Lidern geerbt, dunkle, unergründliche Augen voll Schwermut und Leidenschaft, wie sie sonst nur im Süden heimisch sind. Von ihm hatte sie auch den hochfliegenden Sinn, den er unter anderem dadurch äußerte, daß er ihr den Namen Zenobia gab. Denn, sagte er dem erstaunten Pfarrer, ein schöner Name ist die einzige Mitgift, die ich meiner Tochter geben kann. — Der Pfarrer ließ sich nach einigem Widerstand bereden, weil die Familie ohnehin etwas Ausländisches an sich hatte, dem man gewisse Schrullen nachsah, aber die guten Bekannten des Schullehrers stellten sich fast auf die Köpfe. — Zenobia! hieß es, das ist ja der Name einer heidnischen Königin oder Kaiserin. Worauf der Vater gelassen antwortete: Der Name einer Königin und Kaiserin soll mir nicht zu gut sein für meine Tochter.

Mit diesem hochtrabenden Namen hatte er den ersten Grund zu ihrem Verhängnis gelegt. Sie nahm ihn für ein Zeichen, daß sie etwas Besseres sei als ihre Umgebung, und hielt sich schon als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kind von anderen Kindern fern. Ohnehin wurde sie wegen ihrer schwarzen Haare und Augen wie ein fremder Wundervogel angestaunt. Dann hatte ein tückischer Dämon ihren Wuchs gehemmt und ihre Schultern hinaufgezogen, und im Verein mit einer solchen Gestalt schien ein solcher Name die Bosheit geradezu herauszufordern. Sie aber trug ihn stolz wie eine Königskrone, in die ein Dornenkranz verflochten ist.

Der Vater hatte ihr einige Kenntnisse in der Geschichte und Literatur beigebracht, und es war sein größtes Vergnügen, wenn sie Abends zusammen bei der Öllampe saßen, aus den gespreizten Voltaireschen Tragödien, die den Hauptbestandteil seiner Bücherei bildeten, vorzulesen. Er tat es mit falschem Pathos und ebenso falscher Aussprache, denn er kannte das Französische, das er als seine eigentliche Muttersprache betrachtete, fast nur aus Büchern. Die Tochter lernte es wiederum von ihm, und die beiden unterhielten sich zusammen stets in ihrem selbstgebrauten Französisch, durch das sie sich von ihrer beschränkten, Dialekt sprechenden Umgebung absonderten und wie in einen Zauberkreis einschlossen.

Der Alte war heimlicher Voltairianer und schwärmte für die französische Republik und ihre Helden. Immer hoffte er darauf, daß eine der französischen Armeen, die während der Revolutionskriege den Rhein überschritten, die Standarte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf dem Boden seiner Heimat aufpflanzen würde. Aber er durfte unter der despotischen Regierung, die auf dem Land lastete, diese Gesinnungen gegen niemand als gegen seine Tochter laut werden lassen, weil sie ihm sonst seine Stelle gekostet hätten. Die Tochter hatte zwar für seine politischen Träume keinen Sinn, aber sie teilte seine Heldenbegeisterung und die Verachtung des sie umgebenden Spießbürgertums. Aus seinen Gesprächen und aus ihren gemeinsamen Lesestunden hatte sie sich eine Welt erschaffen, die ganz von heroischen Leidenschaften durchbraust war. In dem Vater, der jeden Morgen, sein Stöckchen in der Hand, zur Schule wanderte, sah sie trotz seiner republika-

nischen Gesinnungen eine Art verbannten Monarchen, der eines Tages in vollem Glanze in sein Königreich zurückkehren werde. Als er durch eine Typhusepidemie ihr ganz rasch entrissen wurde, beweinte sie ihn heiß, aber ihre großen Gedanken gingen nicht mit ihm zu Grabe. Sie wollte kein fremdes Brot essen, sondern setzte es durch, ganz allein in der verödeten Wohnung zurückzubleiben und sich durch feine Näh- und Stickarbeiten, in denen sie weit und breit ihresgleichen suchte, ihren Unterhalt zu erwerben. Ihr Ruf drang bis in die nahe kurfürstliche Sommerresidenz und trug ihr sogar Bestellungen vom Hofe ein, denn die höchsten Herrschaften ließen gern soviel wie möglich im Lande arbeiten, und ihre Umgebung ahmte ihnen darin nach.

Aber nur ihre Finger gaben sich mit solcher Fronarbeit ab, ihr Geist verkehrte währenddessen mit den großen Gestalten vergangener Zeiten. Könige und Helden beherrschten ihre Gedanken, und all die zärtliche Grausamkeit der tragischen Dichtkunst bedrängte ihr junges Herz. Sie fühlte auch sich zu einem solchen Schicksal geboren, sie forderte es vom Himmel als ihr Recht. In der Enge ihres kleinbürgerlichen Daseins hatte sie kein Mittel, sich seiner würdig zu machen, als indem sie sich von jeder gemeinen Berührung rein erhielt. Sie ließ gern durchfühlen, daß ihre Familie ursprünglich von Adel gewesen sei, wofür ihr jedoch außer ihrer inneren Überzeugung jeder Anhalt fehlte. Nie kam ein alltägliches Wort in ihren Mund. Schweigend nahm sie die Aufträge in Empfang, schweigend lieferte sie die Arbeit ab, empfing Geld und Lobsprüche höflich, aber ohne ein Wort der Erwiderung, und verabschiedete sich von den Kunden mit dem Anstand einer Prinzessin.

Sie wußte, daß sie schön war; denn einmal, noch zu Lebzeiten ihres Vaters, war ein fremder Maler in die Stadt gekommen, hatte sie am Fenster gesehen und ihren Kopf als Modell für ein großes Historienbild verlangt. Hartnäckig hatte sie's verweigert, obgleich der Fremde immer wieder kam, und vergeblich hatte ihr

der Vater selber zugeredet. Aber seit der Zeit stand es in ihr fest, was sie vorher nur dunkel geahnt hatte: daß sie eine Schönheit war, und eine Schönheit, die würdig erachtet wurde, ein gekröntes Haupt aus der Geschichte vorzustellen. In der ganzen Wirklichkeit ihres Daseins war dieser Kopf das einzige, was den Forderungen ihrer Seele entsprach. Aber wo war der Leib, der seiner würdig war, geblieben? Hatte ihn der Zufall in den Besitz einer anderen gebracht? Wandelte er in knisternder Seide drüben in den Lustgärten der Residenz unter den fürstlichen Gästen? Weil sie sich schämte, ohne ihn gesehen zu werden, ging sie so wenig wie möglich unter die Leute; die Arbeit mußte ihr ins Haus gebracht und ebenso bei ihr abgeholt werden. Die grünen Wiesen und die Baumblüte genoß sie jahrelang nur vom Fenster aus. Dagegen stellte sie sich gern auf ihren hölzernen Auftritt, der ihr die mangelnde Höhe ersetzte, und blickte über die Blumentöpfe nach der Straße hinaus. Freilich gähnte ihr da jahraus, jahrein dasselbe schläfrige Bild entgegen: eine krumme Gasse mit holprigem Pflaster, in dem die Regenpfützen stehen blieben, der Grobschmied im Schurzfell, der nebenan seine Werkstatt hatte, die Mägde, die ihre hölzernen Eimer zum Brunnen trugen, und die zerschlampten Nachbarinnen, die unter der Haustür schwatzten. Und doch konnte sie es nicht lassen, am Fenster zu stehen und auf etwas Außerordentliches zu warten. — Einmal zog ein in den Ferien befindlicher Seminaristenschwarm durch die Straße. Die jungen Leute mußten irgendwie von Zenobia gehört haben, denn einer rief: Das ist die Königin von Palmyra! Und die anderen schwenkten die Mützen und stimmten ein: Es lebe die Königin von Palmyra! worauf Zenobia, die oben am Fenster stand, sich ernsthaft dankend verneigte.

Hatte sie sich wie eine unerkannte dienende Prinzessin durch die Woche hindurchgearbeitet, so warf sie am Sonntag die Verkleidung ab und lebte ihrer angeborenen Hoheit. Sie ließ alsdann keine Kundschaft vor sich und blieb den ganzen Tag in ihrem

Zimmer eingeschlossen, wo sie den ausschweifendsten Phantasien frönte. Vor einem kleinen, halb blinden Spiegel flocht sie ihre langen, wunderbaren Haare auf und wand sie zu einem mit Bändern umschlungenen reichen griechischen Knoten auf dem Hinterkopf empor. In einer messingbeschlagenen Lade barg sie einen ganzen Flitterstaat von teils geschenkten, teils aus dritter Hand erstandenen seltsamen Prunkstücken, abgelegten Fähnchen aus Brokat und Seide, die einer Theaterprinzessin würdig gewesen wären. Mit diesen behängt ging sie im Zimmer auf und nieder, daß die Falten um sie rauschten, deklamierte und sprach zu sich selber. Sie bediente sich dabei gern der französischen Sprache, die ihr für den Ausdruck erhabener Gefühle geeigneter dünkte, besonders wenn sie eine Person aus den Voltaireschen Tragödien vorstellte. Über der Straße drüben lag dann meist der dicke Kronenwirt am Fenster, mit der Zipfelmütze auf dem Kopf und der Pfeife im Mund, und lachte sich den Buckel voll über die ‚scheckige Französin', die wieder einmal ganz allein auf ihrem Zimmer ‚krakeelte'. Weltvergessen stand sie mitten in ihrem Stübchen, bewegte die Arme, neigte sich, beugte sich, lächelte in die Luft. Zuweilen warf sie auch einen Blick begeisterter Andacht in ihren Spiegel, der ihr das Schönste zeigte, was ihr leibliches Auge je gesehen hatte. In die hohen Schatten, die sie besuchten, ging ihre eigene Seele über. Sie wurde zur Kleopatra und fuhr im Gewande der Liebesgöttin, von Grazien und Nereiden begleitet, beim Schall der Zimbeln und Flöten den Cydnus hinauf, einem Welteroberer in die Arme. Sie ergab sich als Roxane dem glühenden Werben Alexanders und trank als Sophonisbe den Giftbecher. Nur von der Herrscherin von Palmyra, die ihr die Krone des Ostens und die Ketten des römischen Triumphators brachte, wandte Zenobia sich hinweg; denn daß sie nicht als Kaiserin geendet, das konnte die arme Bucklige ihrer berühmten Namensschwester nicht vergeben.

In diesen Stunden wurde ihr der schreiende Irrtum des Schicksals, der ihre Seele in ein niedriges Dasein verbannt hatte, vergütet. Sie besaß die Paläste und Gärten der Semiramis, gebot über Tausende von Sklaven, sah Könige um ihre Liebe kämpfen und hielt nur einen Weltbezwinger ihrer wert. Süß, aber wild zugleich und grausam waren ihre Träume, Blut mußte darin fließen, und von der Höhe ihres Glücks stürzte sie sich in jubelnde Selbstvernichtung, um strahlend in den Kreis der Unsterblichen einzugehen. — Freilich konnte es dann vorkommen, daß mitten in ihrer tragischen Erhebung ein grober Finger an ihre Tür pochte, und eine Stimme im breitesten Dialekt hineinrief: Sie, Jungfer Zenobia, mach' Sie doch auf — ich soll die neuen Hemden für die Frau Revierförsterin abholen. Oder: Der Herr Amtmann läßt fragen, ob seine gestickte Weste noch nicht fertig sei.
Wenn solches geschah, so machte Zenobia eine Gebärde gegen die Tür, als ob sie einen Blitz zu schleudern hätte, und hieß den Störer mit bösen Worten sich entfernen. Aber die herrlichen Gesichte waren zerronnen, und sie lag wie eine aus Wolkenhöhe Abgestürzte zerschmettert, vernichtet. Der nächste Morgen jedoch sah sie unfehlbar wieder im schlechten Kittel über ihre Arbeit gebückt, wie sie geduldig Faden um Faden zog und ihre unsichtbar feinen Stiche aneinanderreihte.
Das sonderbare Treiben der armen Person, ihre Putzsucht und ihr gewähltes Reden waren weit und breit bekannt; man nannte sie nur ‚die bucklige Königin'. Biedere Bürgerseelen, die das einsame, junge Wesen erbarmte, nahmen wohl auch ab und zu einen Anlauf, ihr den Kopf zurechtzusetzen, aber Zenobia verstand es, jeder Einmischung gegenüber eine Miene anzunehmen, die niemanden zu nahe an sie heran ließ.
Ein einziger sah sie so, wie sie sich selbst erschien, das war der blasse, brustkranke Schreiber Wentzel, der unter ihr im ersten Stockwerk wohnte. Auch er war eine hochfliegende Seele im dürftigen Gehäuse; während Zenobia von Königen und Helden

träumte, standen ihm die Gedanken nicht niedriger, denn er träumte von ihr.

Was sie sein wollte und was ein widriges Geschick ihr zu sein verwehrte, in seinen Augen war sie es ganz. Wenn er ihr im Flur des Hauses begegnete, so blieb er wie beim Vorüberschreiten eines gekrönten Hauptes in harrender Ehrerbietung stehen, ob sie ihn vielleicht anrede, und wenn sie sagte: Herr Wentzel, ich möchte Sie bitten, mir etwas zu besorgen — so verbeugte er sich wie ein Minister, der einen Kabinettsbefehl erhalten hat.

Er liebte sie seit Jahren, seit ihm in ihren Augen zum erstenmal ein Strahl von jener höheren Welt, nach der auch er sich sehnte, aufgegangen war. Als bescheidener, aufmerksamer Hausgenosse hatte er sich dem Vater Zenobias nützlich zu machen gewußt und durch seine treue Ergebenheit sich allmählich in ein freundschaftliches Verhältnis zu den beiden sonderbaren Menschen hineingedient. Als der Alte auf den Tod daniederlag, mußte Wentzel ihm in einem lichten Augenblick versprechen, seine Tochter niemals zu verlassen, und treulich hielt er dieses Gelübde, dessen es gar nicht bedurft hätte, denn Wentzel tat nur, was sein eigenes Herz ihm vorschrieb. Er wurde Zenobias Helfer und Berater, er vermittelte den Verkehr zwischen ihr und der Außenwelt, indem er ihr Bestellungen überbrachte, die Zahlung säumiger Kunden für sie eintrieb und sie vor allen Berührungen, die sie verletzen konnten, bewahrte. Seine glücklichsten Stunden waren die, wo er ihr die Zinsen ihres kleinen Vermögens bringen konnte, das er nach ihres Vaters Tode bei einem Großhändler in Kolonialwaren, der in der Hauptstadt wohnte und sein entfernter Verwandter war, angelegt hatte. Es war ihm ein inniger Genuß, daß sie sich mit dem Gelde jene Putzstücke anschaffen konnte, die ihrem Prunksinn ein Bedürfnis waren, und er hielt darauf, ihr die Summe stets in blanken, neuen Guldenstücken zu überreichen, denn ihre Finger sollten kein schmutziges, gemeines Metall berühren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zenobia nahm es als selbverständlich an, daß sie diesen einen Diener gefunden hatte an Stelle der hunderte, auf die sie ein Recht besaß. Sie dankte ihm dadurch, daß sie sich seine Dienste gefallen ließ, und hielt ihn durch ihr Vertrauen hinlänglich belohnt. Wenn sie besonders gnädig gestimmt war, so hob sie ihn auch gelegentlich um eine Stufe höher zu sich heran, indem sie ihn auf Französisch anredete. Aber sein stilles Werben verstand sie nicht und würde es für eine ungeheuerliche Anmaßung gehalten haben. Des Abends gönnte sie ihm zuweilen auf dem Treppenabsatz die Ehre eines Plauderstündchens. Dann redeten sie zusammen von Cäsar und Antonius, oder Zenobia ließ sich durch Wentzel über die gewaltigen Weltereignisse berichten, die damals Europa erschütterten, von denen aber die Kunde nur verspätet und legendenhaft aus der Residenz herüberdrang. Ein junger General, Sohn der Viktorie, war nach märchenhaften Siegen zur höchsten Staffel des Glücks emporgestiegen und hatte sich in Paris als Kaiser krönen lassen. Diesem Manne, in dem die Herrlichkeit antiker Größe wieder auflebte, flog Zenobias ganze Seele entgegen. Sein Ruhm, seine Taten, sein unbegreifliches Glück, das alles, was die Geschichte berichtet, hinter sich ließ, berauschten ihre Einbildungskraft; Worte, die er gesprochen hatte, drangen auf Flügeln bis zu ihr und machten ihr Herz schneller schlagen. Auf der Kommode ihres Schlafzimmers stand ein Gipsfigürchen Napoleons, das sie von einem hausierenden Italiener erhandelt hatte und täglich frisch bekränzte. Es konnte vorkommen, daß sie mit erhobenem Kopf und verschränkten Armen in der Haltung der kleinen Figur ganz allein mitten im Zimmer unter den wackligen Schränken stand, die ihr in diesem Augenblick als die Pyramiden erschienen, und mit starker Stimme sagte: Soldats, pensez, que du haut de ces monuments quarante siècles vous regardent.
Wenn die Nachbarn zufällig am Fenster waren und die Gebärden sahen, deren Sinn sie nicht verstanden, so krümmten sie sich vor Lachen.

Doch ach, die räumliche Entfernung, die sie von solcher Größe trennte, war nicht geringer als die zeitliche, die zwischen ihr und ihren anderen Helden stand. Der Kaiser der Franzosen war ihr genau so fern wie Alexander oder die Triumvirn, und oft verzweifelte sie fast, daß es keine Brücke zwischen Traum und Wirklichkeit gab.

Ihre reizbare Stimmung ließ sie gern an ihrem Getreuen aus, indem sie ihm oft hart und höhnisch sagte: Herr Wentzel, wenn ich ein Mann wäre wie Sie, so wüßte ich mir etwas Besseres, als in der Schreibstube zu sitzen.

Und mitunter war er nahe daran, die Feder wegzuwerfen, um auf irgendeinem der großen europäischen Schlachtfelder den Ruhm zu suchen, für den sie glühte, und entweder nie oder mit dem Marschallstab zu ihr zurückzukehren. Aber dann fiel ihm Zenobias Hilflosigkeit ein und das Versprechen, daß er ihrem Vater gegeben hatte, und schnell verdampfte seine Tatenlust. Er blieb und beugte sein Haupt unter den Demütigungen, die sie ihm zufügte.

Unterdessen ging die Weltgeschichte ihren dröhnenden Gang weiter: Throne wankten, und die Grenzen der Länder verschoben sich, Kleine wurden groß, und Große sanken in den Staub, — nur Zenobia saß noch immer und nähte. Ihre ungeduldige Seele sprengte fast das enge Gehäuse. Wann, wann würde es kommen, das Große, Unbeschreibliche, das auf einen Schlag ihr inneres und äußeres Leben in Einklang setzte? Wann, wann würde sie endlich sie selber werden?

Indessen waren die Fäden schon angesponnen, die auch ihr Vaterland und das kleine Städtchen, in dem sie wohnte, mit den großen Weltgeschicken verknüpfen sollten. Napoleon hatte an Österreich den Krieg erklärt und setzte mit sieben Kolonnen über den Rhein. Unerwartet brachen die Marschälle Ney und Lannes über die Grenzen und überschwemmten das neutrale Land mit ihren Truppen. Ein großer Schrecken lief ihnen voran; man hörte

nur noch von Einquartierungen und gewalttätigen Requisitionen.

Zenobia saß gerade an ihrem Arbeitstisch, als Wentzel mit bleichem, verstörtem Gesicht die Treppe heraufstürmte und, ohne anzuklopfen, zur Tür hineinrief: Sie kommen!

Sie stieg eilig auf den Dachboden, wo sie die weite, von einem Flüßchen durchschnittene Hochebene übersah. Ein ungeheurer Anblick bot sich ihr dar! So weit das Auge reichte, war das flache Land von Kriegsvolk wie von wimmelnden Ameisenhaufen bedeckt; Tausende von Flintenläufen blitzten in der Herbstsonne. Die Waldung, die den Blick nach Westen abschloß, schien diese Massen zu gebären. Auf den beiden Heerstraßen, die unweit der Brücke zusammentrafen, wälzten sich Reiterei und Lastwagen unter Wolken Staubes heran, während das Fußvolk in lauter einzelnen Haufen, scheinbar ohne Ordnung, doch alle einem mächtigen Zuge gehorchend, sich quer durch Wiesen und Felder ergoß. Es war das ganze Korps des Marschalls Ney, daß wie eine breite Überschwemmungswoge dem unbefestigten Städtchen entgegenflutete.

Während der Haupttrupp durchmarschierte, saßen die Väter der Stadt in Dauersitzung auf dem Rathaus beisammen, um für die Nachhut, die futtereintreibend zurückblieb, Quartier zu schaffen und die Rationen für Pferde und Mannschaft aufzutreiben. Wentzel, der etwas Französisch radebrechte, mußte zwischen seinen Landsleuten und den französischen Quartiermeistern den Dolmetsch machen. Diese plötzlich erlangte Wichtigkeit benutzte er dazu, seine Freundin, ganz gegen ihren Wunsch, von der Einquartierung zu befreien, die keinem Hause in der ganzen Stadt erspart blieb. Er selber mußte jeden Winkel seiner kleinen Junggesellenwohnung den französischen Chasseurs überlassen und verbrachte die Nacht kauernd auf den Treppenstufen, um den Zugang zu Zenobias Zimmer zu bewachen. Denn auch in der Nacht dauerte die Unruhe fort; Nachzügler kamen noch in später Stunde und

wollten gleichfalls verpflegt und untergebracht sein. Sie drangen mit Gewalt in die Häuser ein, bemächtigten sich der Schuppen und Ställe, und es hieß sich ducken und vorübergehen lassen, denn die Mannszucht in der Großen Armee war nicht die beste, und die Herren der Welt, vom goldstrotzenden Offizier bis herab zum Gemeinen, ließen fühlen, daß sie es waren. Sie behandelten die Stadt mit ihren alten Häusern, den dürftigen Einrichtungen und den schwerfälligen Bürgern, mit denen sie sich nicht verständigen konnten, wie erobertes Barbarenland. Der Schreiber Wentzel mußte den ganzen Tag rennen, schlichten, vermitteln, und seinen Bemühungen hatte man es zu danken, daß es nicht von seiten der übermütigen, ungeduldigen Eindringlinge zu Tätlichkeiten kam. Doch zum Glück traf des andern Tages Marschbefehl ein, und die lärmenden Gäste verschwanden in der Richtung auf die Landeshauptstadt, wie sie gekommen waren.

Die einzige Seele, die beim Einzug der Franzosen gejubelt hatte, war die bucklige Stickerin. Es half dem armen Wentzel nichts, daß er sie der Einquartierung enthoben hatte, sie sah in jedem Franzosen einen Bruder und empfing die Chasseurs, die in des Schreibers Wohnung gelegt wurden, schon unter der Haustür, um sie mit stockendem Atem nach ihrem Kaiser zu fragen.

Die Franzosen waren, wenn man sich mit ihnen verständigen konnte, artige Leute. Sie betrachteten mitleidig den wunderschönen Kopf auf dem mißgestalteten Körper und freuten sich, in diesem barbarischen Lande französisch angeredet zu werden, wenn man es auch diesem Französisch anhörte, daß es nicht an den Ufern der Seine gewachsen war.

Zwar die Hoffnung, daß der Kaiser selber in ihrer Mitte sei, mußten sie der seltsamen Schwärmerin zerstören, aber sie gaben ihr die Gewißheit, daß er jedenfalls nicht ferne war, daß er vielleicht zur Stunde schon die Luft ihres Landes atmete.

Zenobia schloß die ganze Nacht kein Auge. Am frühen Morgen war sie schon wieder auf den Beinen. Sie, die sonst nie das Haus

verließ, trieb sich auf den von Soldaten wimmelnden Gassen umher. Zur Verzweiflung Wentzels, der sie am liebsten in ihr Stübchen eingeschlossen hätte — denn er war voller Angst, daß sie verspottet und beschimpft werden könnte —, hielt sie die begegnenden Franzosen auf, stellte sich ihnen als Landsmännin vor und fragte jeden, ob er Ihn gesehen habe, ob er Ihn kenne. Mit dem Namen Napoleons auf den Lippen wurde sie überall gut empfangen, ein jeder behauptete, ihn persönlich zu kennen, bis zum Fuhrpark hinab wollte jeder schon mit ihm gesprochen haben, und jeder hatte teil an seinem Ruhm.

Unter den im Hause einquartierten Chasseurs war ein Veteran von Lodi und Marengo, der sich mit seinem Feldherrn noch fester verwachsen fühlte als die andern, und der nicht müde wurde, Zenobias Feuer neuen Brennstoff zuzuführen. Ihm war er der Kamerad der Soldaten, der petit caporal, der ihre Gefahren mit ihnen teilte und aus ihrer Marmite mit ihnen aß. Er ließ die Brücke von Arcole vor ihren Augen aufsteigen, Napoleon mitten im Pulverdampf, die Fahne im Arm; und als er, entzückt von ihrem Entzücken, ausrief: Oh Mademoiselle, vous seriez digne de le voir — da mußte sie sich am Treppengeländer halten, denn ihr wurde schwindlig vom Übermaß der Bewegung.

Nach dem Abzug der Franzosen schien es ihr, als sei die Sonne untergegangen und sie aufs neue verdammt, ihr Leben so hinzudämmern. Um sie zu trösten, brachte ihr Wentzel eines der neugeprägten französischen Goldstücke mit dem Bildnis des Kaisers, die durch die Einquartierung in die Stadt gekommen waren. Zenobia ließ es durchstechen und trug es fortan als Talisman auf der Brust.

Doch die Stille war von kurzer Dauer. Neue Truppenkörper zogen durch; man sah den beau sabreur — den abenteuerlich aufgeputzten Prinzen Murat — sowie den Marschall Lannes in seiner roten Husarenuniform und andere siegesberühmte Häupter

von Angesicht. Immer lauter, immer näher rauschte der Strudel, der Königreiche und Republiken verschlungen hatte und dem auch Zenobias kleines Schifflein zutrieb. Und eines Morgens wurde das friedliche Land durch eine ungeheure Nachricht aus dem Schlummer geweckt: der Kaiser der Franzosen war urplötzlich in der kurfürstlichen Sommerresidenz erschienen, hatte den Landesherrn durch die Worte: Wer nicht für mich ist, ist wider mich! zum Bündnis gezwungen und ihn in den Krieg gegen Österreich hineingerissen. Die Böllerschüsse von der Residenz, die weithin über das flache Gelände rollten, bestätigten dem Volke den aufgezwungenen Bund. Die öffentlichen Gebäude wurden beflaggt, die Schulen geschlossen, und die Leute starrten sich ins Gesicht, ob sie wachten oder träumten. Die Kühnsten murrten, die Mehrzahl stand in stumpfsinnigem Staunen, einige wenige, die der Geist der Neuerung berührt hatte, gaben Zeichen der Befriedigung von sich.

Zenobia allein befand sich in einem Taumel des Entzückens. Ihr erschien das französische Bündnis wie eine persönliche Erhöhung; die Wände, die sie eingeengt hatten, brachen zusammen, sie fühlte sich von dem Adler mit emporgehoben, der die Geschicke der Welt auf seinen Schwingen trug. Sogleich stellte sie aus ein paar bunten Lappen die französische Trikolore her und behängte damit zum Verdruß der Nachbarn ihr Fenster. Eine Viertelstunde später erschien sie in ihrem schönsten Putze völlig reisefertig vor Wentzels Tür: Monsieur Wentzel, voulez-vous me procurer une voiture? — Mademoiselle sera servie, antwortete der Schreiber gemessen, aber mit innerlichem Beben.

Er brauchte nicht zu fragen, wohin die Reise ging, denn er hatte diesen Auftrag erwartet. Seit er wußte, daß der Kaiser der Franzosen in der Nähe verweilte, wußte er auch, daß keine Macht der Erde Zenobia abhalten konnte, ihn zu sehen. Er selbst hatte keine Wahl, als ihren Willen zu tun, und mußte sich's zur Ehre anrechnen, wenn er sie begleiten durfte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zenobia schnitt schnell noch einige Rosen von ihren Stöcken, duftende, glühend rote Rosen, wie sie die milde Herbstsonne noch fortfuhr zu spenden. Die wollte sie auf das Grab ihres Vaters legen, damit auch er von dem großen Ereignis wisse, das alle seine Hoffnungen krönen sollte. Daß die Freiheitsideale des Toten unterdessen von dem großen Schlachtengott auf den Kehricht geworfen waren, das kam für ihre Empfindungen nicht in Betracht.

Da vernahm sie von draußen her ein ungewohntes Rennen, Schreien und Fensteraufreißen, zusammen mit dem Hufschlag vieler Pferde, und die jähe Ahnung, daß das Ungeheure, daß das Schicksal selber nahe, ließ ihr den Herzschlag stocken.

Ein Trupp Reiter in glänzenden Uniformen, gefolgt von einem Schwarm staunender, gaffender Menschen, bog in die krumme Gasse ein. Unter den Vordersten ritt einer der Prinzen des kurfürstlichen Hauses, den die Stickerin von Ansehen kannte. Aber heute hatte sie keinen Blick für ihn, der andere, der zur Rechten, nahm alle ihre Sinne in Anspruch. Sie zweifelte keinen Augenblick, wer es sei. Sein Antlitz mit dem blaßgelben Schein hatte die wohlbekannten römischen Imperatorenzüge; er trug den weltgeschichtlichen grauen Mantel und den dreieckigen Hut und saß mehr nachlässig als stolz auf dem edlen Braunen, der mit einer Haltung einherging, als ob er wüßte, daß er den Herrn der Erde trug.

Zenobia hob sich, so hoch sie konnte, auf den Zehenspitzen und drängte sich zitternd zwischen den hohen Blumentöpfen auf dem Fenstergesimse vor, um die eben gepflückten Blumen hinabzuwerfen. Zu gleicher Zeit begegnete sein Blick dem ihrigen.

Sei es, daß er ihre plötzliche Bewegung bemerkt oder daß schon vorher die französischen Farben an dem Fenster des alten, spitzgiebeligen Hauses seine Aufmerksamkeit erregt hatten, im Augenblick, wo Zenobia den Arm erhob, um die Rosen zu werfen, hatte er sich ein wenig im Sattel gedreht, und ein kalter, blauer Blitz

schlug aus seinen Augen in die ihrigen. Es war etwas Stählernes darin, wie wenn ein Schwert aus der Scheide fährt. Dann aber ging ein milder Schein, fast wie ein Lächeln, über sein Marmorgesicht; noch eine Sekunde blickte er den prachtvollen Mädchenkopf an, der oben zwischen den Blumen zum Vorschein gekommen war und der ihn an die Frauen seiner Heimat erinnern mochte, dann sah er wieder ruhig geradeaus, während der Huf seines Braunen über die Rosen hinging, die von den Pferden der nachfolgenden Adjutanten vollends in den Kot gestampft wurden. Gleich darauf war die ganze Erscheinung wie ein Traum vorbeigezogen, und das Rossegetrappel verhallte in der Ferne.

Zenobia blieb am Fenster zurück, unbeweglich, wie erstarrt und festgewachsen in derselben Stellung. Unten standen Männer und Weiber in aufgeregten Gruppen. Das war Er — das war der Bonaparte! ging es unter den Gaffern von Mund zu Munde. Ein fremder Geist schien mit einemmal in die Leute gefahren: die Männer hielten Reden, die Kinder lärmten und schwangen Zeugfetzen, ein zugereister Handwerksgeselle vom Rhein sang ungehindert: Aux armes, citoyens! Daß sie das Antlitz des gewaltigsten Mannes gesehen hatten, das hob diese Pfahlbürger für eine Stunde über die Armseligkeit ihres Daseins weg und gab ihnen teil am Leben der Ewigkeit.

Man wußte, daß der Kaiser mit seinen Begleitern die Gegend besichtigte und hoffte, ihn auf demselben Wege zurückkehren zu sehen. Bis zum späten Abend wartete die Menge in den Straßen. Zenobia, an ihr Fensterbrett angeklammert, wartete die ganze Nacht. Aber die Hoffnung war vergeblich. Der Kaiser war auf einem anderen Wege ins Schloß zurückgekehrt und befand sich am Morgen bereits auf der Fahrt nach der österreichischen Grenze. Die Zügel seiner Rosse hielt das Glück und führte ihn geradeswegs dem Tage von Austerlitz entgegen.

Das Städtchen trug schon wieder sein Werktagsgesicht, und das Leben ging seinen alten Gang weiter, als ob nichts geschehen

wäre: der Grobschmied hämmerte, die Kinder liefen mit ihren Ranzen zur Schule, der dicke Kronenwirt rauchte sein Pfeifchen am Fenster, und die Weiber schwatzten unter der Haustür. Nur Zenobia kehrte nicht in den Alltag zurück.

Sie war feierlich-ruhig und gelassen gegen jedermann, sie erzürnte sich nicht mehr über die Nachbarn, die ihr ins Fenster sahen, sie gab dem armen Wentzel keine harten Worte mehr, aber tief innen glühte ein irrer Punkt, der alle Kräfte ihrer Seele an sich zog.

Raum und Zeit waren verschwunden. Der Moment, wo Sein Blick sie getroffen hatte, wurde für sie zu einer unvergänglichen, allbeherrschenden Gegenwart. In Ewigkeit stand sie Aug' in Auge mit dem Weltbezwinger. Die dumpfe Straße, die sie bisher gehaßt hatte, das holprige Pflaster, über das der Huf seines Pferdes hingegangen war, bedeuteten fortan den Mittelpunkt der Erde. Sie selbst fühlte sich mit Majestät umgeben und ging wie unter einem Glorienschein umher, denn ihr hatte der Herr der Welt gelächelt mit jenem Lächeln, dem keiner, der davon bestrahlt wurde, jemals widerstand. Es war also kein Wahn gewesen, daß sie zu ihm gehörte. Über Berge und Ströme hatte das Schicksal ihn auf ihren Weg geführt, und sein Blick hatte sie erkannt, hatte sie ausgefunden, mit unfehlbarer Sicherheit sie unter den Hunderten, deren Augen alle auf den einen gerichtet waren.

Nach der Schlacht von Austerlitz mußte der gute Wentzel ihr Glück wünschen, als ob es ihr eigener Sieg wäre, und die gleich darauf folgende Erhöhung ihres Landesherrn zum König empfand sie als eine ihr persönlich widerfahrene Huld.

Ihren Nähtisch hatte sie geschlossen und in den hintersten Winkel gestellt. So niedrige Beschäftigung war fortan unter ihrer Würde. Aber mit Jubel empfing sie den Auftrag, der ihr durch Wentzels Vermittlung zuteil wurde, für eines der neugeschaffenen Regimenter, die zu Napoleons Scharen stoßen sollten, die Fahne zu sticken. Sie glaubte damit etwas für ihn Hochwichtiges zu tun; ja, es schien ihr, als könnte und müßte sie mit ihren Stichen den

Sieg an diesen gelben Seidefetzen heften. Sie sah ihn schon im Geist von eroberten Stellungen wehen und bei seinem Anblick jenen milden Schein, der wie ein Sonnenblick auch auf ihr geweilt hatte, über das Marmorantlitz des Imperators ziehen. Sie träumte sich selbst zum Fahnenträger, der, aus einem Haufen von Leichen sich noch einmal aufrichtend, die gerettete Fahne dem kaiserlichen Feldherrn darreichte. Selig die Tausende, die für ihn sterben durften, mit seinem Namen auf den Lippen! — In begeisterter Geschäftigkeit saß sie die einsamen Winterabende über ihrer Stickerei und wob entzückende Traumgespinste hinein.

Als aber die Fahne abgeliefert war, da kam eine unbeschreibliche Unruhe über sie. Was nun weiter tun, was für ihn beginnen? Ihre Ohnmacht setzte sie in Verzweiflung. Sie hatte ja nichts ihm darzubringen, keinen Bruder, keinen Bräutigam, den sie mit ihrem Feuer entflammen konnte, sich dem Schlachtengott zu weihen. Das einzige Herz, das ihr gehörte, wollte den hohen Schlag des ihrigen nicht mehr verstehen.

Pfui, was sind das für Männer! sagte sie sich, wenn sie ihren Getreuen so Tag für Tag mit peinlicher Regelmäßigkeit den Kreis enger Pflichten durchlaufen sah, während in ihrem Herzen der Donner der Kanonen von Eylau und Friedland widerhallte. Auf ihrem alten, verstimmten Klavier spielte sie stürmisch die Marseillaise. Zuweilen ging es ihr durch den Kopf, sich in Männerkleidung zu werfen und selber in den Kampf zu ziehen. Aber trotz ihrer Begeisterung fühlte sie doch, daß keine Amazone in ihr steckte; und der Kaiser liebte ja die kriegerischen Weiber nicht. So blieb ihr denn gar nichts zu tun übrig? Waren die Zeiten vorbei, wo auch ein Weib sich für eine große Sache opfern konnte? Gab es keinen Scheiterhaufen für ihn zu besteigen? Wollte kein Seher aufstehen und das Blut einer Jungfrau für den glücklichen Ausgang eines Feldzugs fordern? Sie hätte das ihrige mit Freuden dargebracht. — Endlich ersann sie sich eine Betätigung, die ihrer Natur entsprach und die sie wenigstens im

Geist mit ihm verknüpfte. Sie legte jenes merkwürdige Kunstwerk an, das jetzt in dem Kaminschirm von Monrepos prangt. Die Zeichnung hatte sie einem bekannten Kupferstich entnommen, dessen Umrisse sie geschickt auf die ausgespannte Seide übertrug, und nun fühlte sie sich wieder ganz in ihrem Elemente. Sie glaubte, die Geschicke der Welt und ihre eigenen zu weben, wenn sie die Fäden für das Bildnis des Kaisers zog.

Der arme Wentzel sah wohl, was sie bei dieser Arbeit bewegte, denn alle Vorgänge ihrer Seele spiegelten sich ohne ihr Zutun in der seinigen. Er hatte ja selbst an der Schwärmerei für Napoleon teilgenommen, so lange dieser nur ein Begriff, ein abstraktes Symbol des Heldentums für ihn war. Jetzt aber haßte er ihn als den Zerstörer seines Glücks und den Vergewaltiger seines Landes. Doch diesen Haß mußte er vor Zenobia schweigend hinunterwürgen, er mußte ihrem Überschwang zustimmen; ja, er war selbst genötigt, die Rede immer wieder auf ihren Abgott zu bringen, wenn er ihr schönes Auge aufleuchten und ihren Mund lächeln sehen wollte.

Und als ob alles Unglück ihm aus ein und derselben Quelle fließen sollte, traf ihn von seiten dieses Mannes ein neuer Schlag: Napoleon hatte die berüchtigte Kontinentalsperre verhängt und damit auch dem deutschen Handel einen schweren Streich versetzt. Unter den Firmen des Landes ging der Bankbruch wie eine Seuche um; die Großen rissen die Kleinen im Sturze nach. Wentzel war ein genauer und sorgfältiger Rechner, aber von Handelsgeschäften und ihrem Zusammenhang mit der Weltpolitik verstand er nichts. Als es ihm dämmerte, daß auch Zenobias kleines Vermögen in Gefahr schweben könnte, und er nach der Hauptstadt eilte, um zu retten, was zu retten wäre, hatte der Blitz schon eingeschlagen.

Vor der Tür des reichen Verwandten fand er eine ganze Schar von Gläubigern, die zum gleichen Zwecke gekommen waren. Aber die Tür war geschlossen, und die Zahlungseinstellung bereits er-

klärt. Von dem eingelegten Geld war kein Heller mehr zurückzuerlangen. Wentzel griff sich schwindelnd an den Kopf; es schien ihm, als ob er in einen Abgrund versinke. Er, der sich die Haut hätte vom Leibe ziehen lassen, um der Freundin, die er anbetete, einen Vorteil zu verschaffen, hatte sie nun durch Unverstand und unverzeihlichen Leichtsinn um das Ihrige gebracht. Mit welchem Gesicht sollte er jetzt vor sie treten? Er wußte, daß er kein Wort des Vorwurfs aus ihrem Munde zu erwarten hatte, ja daß ihr das verlorene Geld nur ein freudiges Opfer auf dem Altar ihres Fetischs bedeuten würde. Aber jede Faser in ihm sträubte sich gegen die Aussicht, mit leeren Händen zu ihr zurückzukehren. Er hielt sich für verpflichtet, ihr den Schaden zu ersetzen, und wenn er darüber Hungers sterben sollte. Doch wie das Kapital zusammenbringen? Verglichen mit ihm war Zenobia beinahe wohlhabend gewesen, denn er besaß buchstäblich nichts, mit Ausnahme seiner magern Besoldung, die ihm noch ausreichen mußte, eine verwitwete Schwester und deren Kinder zu unterstützen. Zuerst wollte er das Geld bei Bekannten gegen Zins aufnehmen, entweder die ganze Summe auf einmal oder in einzelnen Posten. Aber überall fand er Entschuldigungen und Ausflüchte, und er mußte erfahren, daß dem, der nichts hat, auch nichts gegeben wird. Mit Mühe brachte er nur den Betrag der halbjährlichen Zinsen auf, der es ihm möglich machte, Zenobia das Geschehene vor der Hand — und vielleicht, wie er hoffte, auf immer — zu verheimlichen. Auf der Heimfahrt stellte er einen Haushaltsplan für alle künftigen Jahre seines Lebens fest. Er rechnete seinen bisherigen täglichen Verbrauch ins Taschenbuch und strich gleich von jedem Posten ein Drittel weg; der Rest mußte ihm für die Zukunft genügen. Dann galt es, seine Freistunden durch einen Nebenerwerb nutzbar zu machen. Und wenn er jeden entbehrlichen Groschen auf die Seite legte und jede Stunde zu Rate zog, so konnte er hoffen, ihr nicht nur die halbjährlichen Zinsen ununterbrochen wie bisher auszuzahlen, sondern im Lauf der Jahre, wenn

sein Lebensfaden sich soweit hinausspann, das Kapital selber zu erstatten. Aber die Angst, daß sie unterdessen von dem Bankbruch erfahren oder gar auf den Gedanken kommen könnte, das Angelegte zurückzufordern!

Heimlich zitternd wie ein Dieb händigte er ihr die Silberstücke ein, an denen sein Angstschweiß klebte und die sie achtlos wie immer in die Tasche gleiten ließ. Was sonst sein Glück gewesen war, die regelmäßige Überreichung der Zinsen am Verfalltag, wurde jetzt zu einer Marter für ihn. Aber seine Sorge, daß sie ihm das Vorgefallene im Gesicht ablesen oder ihn gar durch eine Frage nach dem Kapital überraschen könnte, war völlig unbegründet; für solche Dinge gab es in ihrer Vorstellung keinen Raum. Auch für das abgezehrte, verhärmte Gesicht ihres Getreuen hatte sie kein Auge, und daß er seine gewohnten Spaziergänge aufgab, um halbe Nächte über Abschreibereien gebückt zu sitzen, bemerkte sie ebensowenig, obgleich sie zuweilen des Nachts, wenn sie nicht schlafen konnte, den Lichtschein aus seinem Zimmer sich in den Pfützen der Straße spiegeln sah.

Ein dichter Schleier war zwischen sie und ihre Umgebung geschoben. Sie saß die langen Tage am Stickrahmen und stickte sich immer tiefer in ihren Wahn hinein. Die Nächte lag sie halb wach und fiebernd, in ungeheuerliche Traumgespinste verstrickt: zuweilen war es ihr, als stiege sie an der Seite des Kaisers die Stufen zum Thron hinan, vom Kaisermantel umwallt und frei von ihrer Verkrüppelung, den Kopf auf einem königlichen Nacken wiegend. Andere Male stand er vor ihr, formlos, ohne menschliche Bildung, nur als ein übergewaltiges Etwas, das ihr den Atem nahm, und in dem sie zu vergehen wünschte. Das waren ihre glücklichsten Stunden, denn nichts Sichtbares störte sie da in ihren Phantasien, denen die Dunkelheit unbeschränkten Spielraum gab. Aus der Ferne sang der Nachtwächter dazu die Stunden, und von unten scholl das hektische Husten Wentzels herauf, das aber nur in ihre Ohren, nicht in ihre geistige Wahrnehmung

drang. — Wer durfte ihr sagen, daß sie Seiner nicht würdig sei? War er es doch selbst, der Sohn der Revolution, der die Ungleichheit der Geburt zwischen den Menschen aufgehoben und allen die nämlichen Rechte erteilt hatte. Immer lebte sie den Moment wieder durch, wo der kalte Blitz seines Auges sie getroffen hatte wie gezückter blauer Stahl, und unwiderstehlich riß es sie hin, jenem gezogenen Schwert sich entgegenzustürzen, von jenem kalten, blauen Blitz sich verzehren zu lassen. Sie träumte den Rosen nach, die der Tritt seines Pferdes zerstampft hatte. Als ihre Fahne bei Glogau die Bluttaufe erhielt, da weinte sie die hellen Freudentränen, und bei jeder Siegesbotschaft beflaggte sie ihr Fenster, zum Ärgernis der Nachbarn, die ihre Söhne nur mit verhaltenem Grimm unter die Fahne des Bonaparte, wie ihn das Volk noch immer unehrerbietig nannte, gestellt hatten.

Der Ruf der wunderbaren Stickerei, an der sie arbeitete, drang unter die Leute und zog viele Neugierige auf ihr Zimmer, denen sie gefällig den Rahmen aufdeckte. Doch wenn man sie nach dem Besteller fragte, blieb sie die Antwort schuldig. Sie wollte nicht länger für eine Lohnarbeiterin angesehen sein, sie fühlte sich vielmehr wie eine jener Königinnen aus alter Zeit, die, während ihr Herr auf Kriegszügen ferne war, mit fleißiger Hand seine Taten in ein Prachtgewebe wirkten. Aus ihrem Schweigen zogen die Besucher den Schluß, daß die Stickerei für eine hohe oder allerhöchste Persönlichkeit bestimmt sein müsse, und betrachteten sie mit vermehrter Neugier.

Diese Annahme wurde ihren Mitbürgern zur Gewißheit, als man eines Tages Zenobia mit ihrem Stickrahmen auf dem Schoß im Hofwagen nach der Residenzstadt fahren sah. Denn auch die Prinzessinnen hatten von der Arbeit gehört und begehrten sie zu sehen. Man war neuerdings stark französisch gesinnt bei Hofe, da die Dynastie sich auch durch Familienbande mit dem Kaiserhaus verknüpft hatte. Eine der Prinzessinnen, die vom Kaiser während seines Besuches vielfach ausgezeichnet worden war,

äußerte den Wunsch, die Stickerei, sobald sie fertig wäre, zu besitzen, worauf Zenobia, die nicht daran dachte, sich von ihrem Werk zu trennen, und doch nicht zu widersprechen wagte, nur durch stumme Verneigungen antwortete.

Es war das allermerkwürdigste Schauspiel von der Welt, wie die Phantasieprinzessin vor den wirklichen stand, denn niemand hatte der armen buckligen Schönheit gesagt, wie sie sich zu betragen habe, und ihr Bestreben, der Etikette gerecht zu werden, dabei aber doch der eigenen eingebildeten Würde nichts zu vergeben, äußerte sich in wunderlich gezierten Verbeugungen und geschraubten Redewendungen, die von den Prinzessinnen mit gütigem Lächeln hingenommen, von den Hofdamen aber heimlich bekichert wurden. Bei der Frage, ob sie denn den Kaiser selbst gesehen habe, flammten ihre Augen auf, als wollte sie sagen: Er hat mich gesehen! und ihr Mund lächelte geheimnisvoll. —

Aufs neue war der Krieg gegen Österreich entbrannt. Was das Land mit Schmerz und stummem Groll erfüllte, das schwellte Zenobias Brust mit neuer Hoffnung: Napoleon stand wieder auf deutschem Boden. Bei Abensberg führte er die Truppen, die ihm der König gestellt hatte, persönlich ins Feuer. Ein Armeebefehl, den er dort erließ, war dazu angetan, ihm auch die widerstrebendsten Herzen zu erobern, und riß die wackere junge Mannschaft zur Tapferkeit erprobter Kerntruppen hin. ‚Ich befinde mich allein in eurer Mitte,‘ hieß es darin, ‚und habe nicht einen Franzosen um mich, das ist für euch eine Ehre ohne Beispiel.‘ Wenn schon Wentzels Stimme zitterte, als er ihr aus der Zeitung diesen Erlaß des Kaisers vorlas, so geriet Zenobia völlig außer sich. Die den Söhnen ihres Landes erwiesene Auszeichnung erschien ihr wie ein an sie gerichteter Gruß, wie ein Zeichen, daß er ihrer gedachte. Als Gegengruß schickte sie den Erlös ihrer paar Schmucksachen an die Truppen ins Feld und zupfte Scharpie für die Verwundeten. Ihr armer, überspannter Kopf sah allenthalben geheime Beziehungen. Das Gerücht, daß der Kaiser

Napoleon sich von seiner Gemahlin Josephine zu scheiden gedenke, gab ihrer Vernunft den Rest. So oft dieses Gerücht in ihrer Nähe erwähnt wurde, ging ein irres Leuchten aus den Augen der Stickerin, als ob unausdenkbare Möglichkeiten vor ihrer Seele schwebten. Und immer, wenn ein Hufschlag erscholl, flog sie ans Fenster, denn nichts schien ihr bei dem unmöglich, der das Wort impossible aus dem Wörterbuch verbannt wissen wollte. Der gute Wentzel sah mit namenlosem Schmerz den stummen Wahnsinn, der in ihr glühte und der sie immer weiter von ihm entfernte. — Ihr zu grollen war er nicht imstande. Für ihn war sie doch die Königin, die Kaiserin der Erde, wenn sie für alle anderen nur eine Närrin war. Er hätte sie mit einer Krone schmücken mögen, aber indem er sein Herzblut tropfenweise für sie hergab, konnte er sie nicht einmal mehr vor Mangel schützen. Der Krieg hatte die Teurung ins Land gebracht, man sammelte für die Familien, die ihrer Stütze beraubt worden waren. Zenobia teilte aus, was sie hatte, ohne nach dem Morgen zu fragen. Zugleich beharrte sie eigensinnig darauf, ihre Nadel nicht mehr für gemeine Zwecke zu gebrauchen; die Stickerei aber, die so gut wie vollendet war, wollte sie nicht hergeben. Sie hatte absichtlich einige der goldenen Bienen unausgefüllt gelassen, um vor der Prinzessin, die ab und zu nach der Arbeit fragen ließ, den Vorwand zu haben, daß sie noch nicht fertig sei. Unterdessen hatte sie die stahlblauen Perlen eingesetzt, die ihr den Blitz seines Auges wieder gegenwärtig machten, jenen Blitz, in dem sie sich zu sterben sehnte. Denn diese stählernen Augen blickten — sie blicken ja in der Tat noch heute —, sie zogen die ihrigen mit der Gewalt eines Abgrunds an und schienen immer neue und größere Opfer von ihr zu heischen. Welche Opfer? Was verlangst du? schrie es aus ihrer Seele. Willst du mein Leben? Ich geb' es dir mit Wonne. Gebiete über mich! — Während in Schönbrunn die Länder Europas wie Stücke Tuchs zurechtgeschnitten wurden, gab die arme Stickerin das Kleid vom Leibe und verkaufte nach und nach ihren

besten Hausrat, um die Wunden zu heilen, die ihr blutiger Gott geschlagen hatte. Sie nahm nur noch so viel Nahrung zu sich, wie ein kleiner Vogel braucht, und besaß am Ende wenig mehr als das Bett, in dem sie schlief, und den alten Klimperkasten, auf dem sie täglich die Marseiller Hymne spielte.

— —

Der Kaiser kommt, der Kaiser!

Vom Residenzschloß, wo seine Ankunft erwartet wurde, flog die Nachricht wie ein Blitz herüber. Diesmal kam er nicht als gewalttätiger Eindringling mit gezogenem Schwert, sondern als Bringer des Friedens in ein verbündetes Land, zu einem verschwägerten Herrscherhaus. Ein feierlicher Empfang mit Kanonendonner und Glockengeläute und dem ganzen Aufgebot des höfischen Zeremoniells, ein Aufenthalt von wenigen Stunden bei Festmahl, Truppenschau und Galavorstellung, dann ging es weiter, Frankreich zu — das kleine Städtchen lag gerade auf seinem Wege. Und wo er durchfuhr, da läuteten die Glocken und wehten die Fahnen, rauschende Kundgebungen begleiteten ihn von Station zu Station, jedes Städtchen, jedes Dorf, durch das er kam, fühlte sich mit Stolz als eine Etappe auf dem Weg der Weltgeschichte.

Auch das unsrige tauchte für einen Augenblick aus seinem Nichts empor, denn hier mußte er sein meteorartiges Vorübersausen auf ein paar Minuten unterbrechen, um die Pferde zu wechseln. Den ganzen Tag war Alt und Jung auf den Beinen, man hängte Fahnen aus und flocht Kränze, vom Rathaus wehte die große Flagge, und das Postgebäude nebenan, wo der Pferdewechsel bereitstand, wurde mit den französischen Farben geschmückt.

Die fieberhafte Bewegung, die immerwährend von dem Gewaltigen ausging, brauste ihm wie ein Sturmwind voran. Seit dem frühen Morgen sprengten die Stafetten durch, die des Kaisers Depeschen nach Frankreich trugen. Das Gepäck, die Reitpferde, die Mamelucken in ihrer bunten morgenländischen Tracht, von

einer Abteilung der Gardegrenadiere begleitet, kamen vorüber. In schwer bepackten Reisewagen fuhr ein Teil des Gefolges und die Dienerschaft voran. Würdenträger des königlichen Hofes reisten durch, um im Namen des Landesherrn den kaiserlichen Gast an der Grenze noch einmal zu begrüßen. Und jedesmal, wenn ein Hufschlag erklang und ein Rad rollte, gab es ein allgemeines Schreien und Zusammenrennen.

Zenobia stand festlich aufgeputzt an ihrem Fenster zwischen Girlanden und Trikoloren. Sie war die einzige Person, die an diesem großen Tag zu Hause blieb. Wentzel hatte an einem Fenster, der Post gegenüber, einen bequemen Platz für sie erlangt, wo sie die Einfahrt des Kaisers abwarten konnte. Aber als er sie holen wollte, schüttelte sie den Kopf und weigerte sich, zu kommen. Sie wollte den Posten nicht verlassen, auf den Er sie gestellt hatte, ihren Posten hier an diesem Fenster, wo sie seit Jahr und Tag seine Wiederkehr erharrte. In dem Gedränge vor der Post konnte sein Auge sie übersehen. Hier, gerade hier, in dieser engen Gasse, durch die er geritten war, unter dem spitzgiebeligen Dach, an dem Fenster, das er noch kennen mußte, sollte er sie wiederfinden. Nicht umsonst hatte sie ihr Haus so schön geschmückt. Massenhaft hatte sie Tannen- und Eichenreisig heranschaffen lassen und daraus die künstlichsten Girlanden gewunden, mit denen sie das Haus nicht nur von außen, sondern auch von innen bekränzte. Ihr ausgeplündertes Stübchen glich heute einem Tempel: wo ein Bild von den Wänden verschwunden war, wo ein Gerätstück fehlte, da waren grüne Zweige und Fähnchen aufgesteckt; auf die Schwelle des Hauses hatte sie noch eine Handvoll Blumen, die letzten des Jahres, gestreut. Die Nachbarinnen lachten zusammen, als sie das sahen, und sagten: Die Närrin, sie denkt wohl, der Kaiser Napoleon werde sie besuchen.

Indes, zu so greifbaren Bildern verstieg sich Zenobias Erwartung nicht. Sie wußte bloß, daß dieser Tag ihr gehörte. Für sie wehten diese Fahnen, für sie staute sich die Menge in den Straßen, denn

ihr führte die Woge des Glücks den Helden zu. Huldvoll und dankbar nickte sie hinunter, doch die Leute drängten sich achtlos vorbei; heute hatte niemand Zeit, sich über sie lustig zu machen. Ein einziger Gedanke lebte in allen diesen Köpfen: den Kaiser sehen! Denn wenn man auch keinen Grund hatte, ihn zu lieben, eine Ahnung von seiner Größe war bis in das dumpfste Hirn gedrungen, und seine Durchfahrt war ein weltgeschichtliches Ereignis, das man stolz war mitzuerleben, dessen Gedächtnis sich von Kind zu Kindeskind vererben sollte.

Zum ersten Male fühlte sich Zenobia im Einklang mit der Allgemeinheit und wie von ihrer Welle getragen. Eine Weltsymphonie zog durch ihr Inneres, in der jede Faser ihres Wesens jauchzend mitschwang. — Beim ersten Gerücht von dem bevorstehenden Besuch des Kaisers war sie mit ihrer Stickerei nach der Residenz geeilt und hatte sie eigenhändig im Schlosse abgegeben als Geschenk an die Prinzessin, für das sie sich zum Entgelt nur die Gnade ausbedang, daß das Werk vor den Augen des Kaisers aufgestellt werde. Zwar ihre Gönnerin hatte keine Zeit gehabt, sie zu empfangen, doch ein Hofbediensteter, der sie kannte, hatte versprochen, für schickliche Aufstellung des Kunstwerks Sorge zu tragen. Zenobia ahnte nicht, daß sie dem Pöbel des Hofs zur billigen Unterhaltung diente und daß die Stickerei zunächst in den Händen der Zofen verblieb. Getröstet war sie abgezogen, der sicheren Hoffnung, daß des Kaisers erster Blick auf das Werk ihrer Nadel fallen werde. Mit dem Rest ihres Geldes hatte sie das Haus geschmückt, dann hatte sie alles verschenkt, was sie noch an Kleidern besaß, bis auf den Putz, den sie am Leibe trug, denn es gab kein Hinausdenken über diesen Tag. Ihre übervolle Seele hielt nicht mehr zusammen. Heute mußte sich ihr Geschick vollenden; wie, das war ihr selber ein Mysterium.

Der kurze Tag fing an zu sinken, und der Himmel rötete sich wie Blut. Eine Purpurbahn flammte vor ihren Blicken, drüber hin wallte es wie kaiserliche Schleppen. Dort oben begann schon die

Apotheose. Hinauf mit ihm! Die Erde war nur ein Schemel, um hinanzusteigen. Wo blieb er nur solange? Komme, komme, mein Held!

Aber er zauderte noch immer. Die Dämmerung kam und verwischte die Grenzen der Dinge. Draußen flammten die Fackeln auf, die den Weg des Kaisers erhellen sollten. Immer glühender, immer schmelzender rief es aus dem Busen der Stickerin: Komme, mein Held, komme!

Endlich zerriß ein Böllerschuß die Luft, und fast gleichzeitig klangen die Glocken zusammen. In ihr lautes Freudengeläut mischte sich ein Schwirren und Brausen, in dem man bald den Trab der Pferde, das Gerassel der Räder, das Vivatrufen des Volkes unterscheiden konnte. Jetzt rollte es auf der Hauptstraße heran, die nach dem Rathausplatz führte. Dort unten an der Straßenecke war alles schwarz von Menschen, die bis zum Postgebäude Spalier bildeten. Im Fackelschein, dessen Qualm bis zum Himmel stieg, kamen Reitergestalten zum Vorschein; der Blitz ihrer Waffen fiel bis herüber. Ihnen folgte, von lautem Geschrei begrüßt, die kaiserliche Berline, von der nur der obere Teil als ein dunkles, schattenhaftes Etwas über den Köpfen der Menge zum Vorschein kam, und ein neuer Reitertrupp bildete den Beschluß. Auf dem erhellten Hintergrund der Häuser hob das Bild sich ab und zog wie ein Schattenspiel vorüber, Reiter und Wagen verschwanden hinter der Ecke, die Menge wälzte sich brausend nach, und im Nu war der Platz von Menschen reingefegt.

Die Stickerin lag wie vernichtet in ihrem Stuhle. Er war vorbeigefahren, ohne halt zu machen, ohne nach ihr aus dem Wagen zu blicken. Kannte er die Gasse nicht mehr, das Haus, das Fenster, wo sie gestanden hatte? War sie nicht wert, sein Angesicht noch einmal zu sehen? Hatte er ihr Werk verworfen? Was hatte sie verschuldet, was versäumt? — Von der Post herüber tönten in langen, weithin hallenden Salven die Vivatrufe des von plötz-

licher Trunkenheit ergriffenen Volkes. Das alles sonnte sich jetzt in seinem Anblick. Und sie — und sie? —

Da scholl ein eiliger Fußtritt die verödete Straße herauf, der sie zu suchen schien. Eine wahnsinnige Hoffnung stieg in ihr auf. Nein, es war nicht möglich, daß er sie vergessen hatte, dieser Tag konnte nicht enden wie jeder andere Tag. — Vor der Haustür machte es halt, es tastete sich durch den engen Flur, es knarrte auf der Treppe. Die Stickerin stand auf und hielt sich mit stockendem Atem an der Stuhllehne. Kein Zweifel, man kam zu ihr, sie wurde gerufen!

Bittere Enttäuschung! Es war Wentzels treue Gestalt, die sich durch die Türe schob. Er kam von dort, er hatte Ihn gesehen. Sein hageres Angesicht strahlte von der Auszeichnung, die ihm widerfahren war. Denn ihn hatte sein Vorgesetzter als Sprecher für die Stadt vor den Wagen geschoben, er hatte das gnädige Neigen des Hauptes aufgefangen, womit der Kaiser für die dargebrachten Huldigungen dankte. Dann, als das Gespann umgeschirrt wurde, hatte er sich weggedrückt, um, warm vom Sonnenglanz, der ihn bestrahlt hatte, zu Zenobia zu eilen. Er wollte erzählen, aber sie ließ ihm keine Zeit. Bei seinen ersten Worten war die Lähmung von ihr abgefallen, sie schnellte auf wie ein gespannter Bogen, und mit bloßem Kopfe, wie sie ging und stand, flog sie an ihm vorüber die Treppe hinab. Dorthin! Zu Ihm! Es war noch Zeit. Und dann? — Vor seinem Auge vergehen, die Seele aushauchen!

Aber als sie die Straße erreichte, verkündete eben ein brausender Ruf der Menge, durch den das Rollen der Räder klang, die Abfahrt des Kaisers. Zenobia wandte sich, von einer plötzlichen Erleuchtung geleitet, und schoß pfeilschnell durch ein paar winklige Gassen auf einen dunklen Torweg zu, der sie ins Freie führte. Ein schmaler Fußpfad wand sich an der hinteren Friedhofmauer gegen das Flüßchen hin. Diesen Weg, den sie oft als Kind gegangen war, legte sie in so fliegender Eile zurück, daß Wentzel,

der ihr laut keuchend, den Tod im Herzen, folgte, sie nicht mehr einzuholen vermochte. Auf dem schmalen Holzsteg bei der Mühle rastete sie ein paar Herzschläge lang, denn ihre verwachsene Brust bedrängte das rasche Laufen. Jenseits setzte sich der Feldweg zwischen Wiesen und Ackerland bis zur Fahrstraße fort und schnitt mit einer schnurgeraden Linie den Bogen ab, den diese nach der Brücke hin beschrieb. Zenobia warf einen raschen Blick auf die von flammenden Lichtern erhellte Heerstraße, die wie eine gekrümmte, glühende Schlange erst nach der Brücke und von da zurückkehrend in langer Linie gegen die dunkle Waldung im Westen hinkroch. Ihr Auge suchte den kaiserlichen Reisezug, der sich eben der Brücke näherte. Wenn sie sich eilte, gewann sie ihm den Vorsprung ab, denn die Brücke, die den Verkehr nach mehreren Seiten vermittelte, lag wohl eine Viertelstunde flußabwärts. Bevor er die starke Krümmung überwunden hatte, mußte sie auf der Fahrstraße sein. Wie von einer Gottheit geführt, rannte sie ohne Straucheln auf dem dunklen Feldweg hin und erklomm im Fluge die Böschung der Straße.

Oben bei qualmenden Pechkränzen und Fackeln drängten sich Haufen von Menschen, die gleichfalls, um bequemer zu sehen, aus dem überfüllten Städtchen herbeigeeilt waren. Auch die benachbarten Dörfer und die umliegenden Gehöfte hatten ihre Bewohner ausgespieen, und das alles lagerte, groß und klein, am Straßenrand.

Eben tauchten an der Biegung die Lichter des kaiserlichen Wagens auf. Noch ein paar Sekunden, dann donnerte die Eskorte vorüber; der ungewisse Fackelschein ließ die hohen Bärenmützen und die weiß ausgelegten Frackschöße der gendarmes d'élite erkennen. Schwankend, sich in den tiefen Federn wiegend, folgte der von vier Pferden gezogene Reisewagen. Alle Augen suchten den Kaiser, der, von den Wagenlichtern scharf beleuchtet, aufrecht im grauen Überrock hinter den breiten Fenstern saß.

Sein Antlitz war nicht so hell wie vor vier Jahren. Er hatte jetzt den Gipfel seiner Macht erstiegen. Europa lag wehrlos, scheinbar

für immer gebändigt, zu seinen Füßen; seine Hände hielten die Wage der Weltgeschicke. Aber er stand im Begriff, sich von der Frau zu scheiden, die er geliebt hatte und in der er den guten Stern seines Lebens sah. Die Wende seines Glückes war nahe, und wie ein Schatten der Vorahnung lag es auf des Kaisers Stirn.

Schallender Vivatruf begrüßte sein Erscheinen. Haß und Liebe, dumpfer Groll und feurige Begeisterung drängten sich an seinem Weg. Hart neben dem brennenden Pechkranz murmelte eine Stimme: Will's Gott, so kommt noch ein Tag, wo wir dir anders heimleuchten! — Ein mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückter Invalide hatte sein Stelzbein abgerissen und schwang es jubelnd in der Luft, während zwei Schritte davon ein alter, bärtiger Jude sein Enkelkind in den Armen hochhob und mit feierlicher Stimme sagte: Schau hin, Baruch, der ist es, für den du sollst beten, der Gesalbte, der Erlöser deines Volks.

Vive l'empereur! schrie eine durchdringende Frauenstimme, und etwas Dunkles, Formloses rollte vor die Hufe der Pferde.

Die Tiere bäumten entsetzt zurück und stießen die schwere Berline gegen den Straßenrand. Wagen und Rosse waren im Nu zu einem Knäuel verwickelt, die Diener sprangen den Postillons zu Hilfe, die Kaisergarde kehrte zurück, die Menge stob schreiend auseinander — man glaubte für einen Augenblick an ein Attentat.

Was ist geschehen? hörte man aus dem Innern des Wagens eine ruhige, befehlgewohnte Stimme auf Französisch fragen, während von der anderen Seite der Herzog von Friaul sich bestürzt über den geöffneten Wagenschlag beugte.

Eine Person ist überfahren, riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit.

Schon waren die Pferde zum Stehen gebracht, die Eskorte ordnete sich wieder, ein dunkler Körper wurde zur Seite getragen.

Ce n'est rien, Sire, c'est une femme bossue, meldete der Offizier vom Dienst, an den Wagenschlag tretend.

Tiefer legte sich der Schatten über des fatalistischen Imperators Stirn. Ein Wink, die Pferde zogen an, die Garde setzte sich in Trab, und der Kaiser fuhr weiter zwischen lodernden Holzstößen, Fackeln und Pechringen in die Nacht hinaus, immer weiter mit sausender Schnelle gen Westen, Frankreich zu — seinen Schicksalsweg, an dessen fernstem Ende ein einsamer Fels im Weltmeer wartete.

Am Straßenrand unter dem neugierigen Zudrang des Volkes kniete ein Mann, der das blutige, im Tode lächelnde Haupt der Stickerin im Arme hielt und beim Schein der Fackeln in dem zertrümmerten Gehäuse angstvoll nach einer Spur des entflohenen Lebens suchte.

Das Vermächtnis der Tante Susanne

Das kleine Städtchen, wo ich meine Kindheit verbrachte, so erzählte mir Base Gertrud, wimmelte von wunderlichen Originalen. Eines der auffallendsten war das alte Fräulein Susanne Gutbrot, pensionierte Lehrerin an der Mädchenschule, eine Gestalt von so beängstigender Häßlichkeit, daß sie noch jahrelang, nachdem ihre Leiblichkeit schon vom Erdboden verschwunden war, als böser Geist durch meine Träume schlich.

Sie hatte ein Gesicht, das fast nur Nase war, dünnes, weißes Haar, ein graues, stachliges Schnurrbärtchen, und pflegte im Gehen mit einer tiefen, rauhen Stimme vor sich hin zu brummen. Sommer und Winter trug sie ein schmieriges schwarzseidenes Fransentüchlein um den Kopf und einen verschossenen türkischen Schal um die Schultern, beides sorgfältig nach hinten ins Dreieck gelegt, so daß sie, vom Rücken gesehen, einer wandelnden geometrischen Zeichnung glich.

Im Herbst und Frühjahr sah man sie häufig an Hecken und Zäunen hinstreichen und eifrig das ausgejätete liegengebliebene Unkraut in ein Körbchen sammeln. Mit diesem Unkraut bepflanzte sie einen kleinen Fleck Erde vor der Stadt, den sie ihren Garten nannte. Es war nur ein Stück umgeschortes Wiesenland von wenigen Schritten im Geviert, an einem Feldweg gelegen und von einer Berberitzenhecke umzäunt, die eine rohe Lattentür abschloß. Ein Kornelkirschbaum stand darin, dessen säuerliche Früchte — in dortiger Gegend Dürrlitzen genannt — ihr immer von der Schuljugend weggenascht wurden, bevor sie ganz ausreiften. In diesem mit der Schere ganz unbekannten Gehege, das aus un-

regelmäßigen Beeten und schmalen, grasdurchwachsenen Kieswegen bestand, sproßte ein Wirrsal von Nesseln, Knöterichen, Wegwarten, der rote Fuchsschwanz wucherte massenhaft, fast mannshoch stand der giftige Eisenhut, wilde Malwen und kleine, unschuldig lächelnde Stiefmütterchen krochen über alle Wege, denn niemand hinderte diese bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sich ganz nach ihrem Belieben auszubreiten.

Wenn jemand die Alte beim Sammeln dieser Auswürflinge anredete, so stieß sie heiser heraus: Die Menschen sind ungerecht — ja ungerecht — als ob sie eine ganz neue Wahrheit ausspräche.

Hielt man ihr dann vor, daß das alles nur Unkraut sei, so wurde sie zornig und antwortete:

In der Botanik gibt es kein Unkraut, es sind Pflanzen wie andere — und ging weg, indem sie unverständliche, aber keinesfalls schmeichelhafte Reden vor sich hinmurmelte.

Man sah sie stets allein, denn sie haßte alles, was Menschenantlitz trug, und ihren Verwandten, deren noch verschiedene im Städtchen lebten, wich sie auf Straßenweite aus. Nur der Tod vermochte sie auszusöhnen mit allen Gottesgeschöpfen, denn so oft jemand starb, sei es Mann, Weib oder Kind, folgte Susanne Gutbrot in einem dreieckigen schwarzen Kaschmir dem Geleite und stand mitten unter den Leidtragenden am offenen Grabe. War's Neugier, Schadenfreude oder wollte sie dadurch ausdrücken, daß zwischen ihr und ihren Mitmenschen nichts gemeinsam sei als die Vergänglichkeit? Ich weiß es nicht; ihr Erscheinen bei diesen Anlässen war jedenfalls eine so bekannte Gewohnheit, daß sie keiner Seele zu denken gab.

Ein gegenseitiges tiefes Mißtrauen herrschte zwischen der Jugend und dieser verbitterten Gestalt. Sie lauerte hinter ihrem Zaun und schlug nach uns mit Stecken, sobald eine Hand sich nach ihren Berberitzen ausstreckte; wir dagegen warfen ihr im Vorbeigehen Steine in ihre Unkrautbeete und rissen aus ihrem Zaun die Latten weg.

Weshalb wir diesen Krieg mit ihr führten, hätten wir selbst nicht zu sagen vermocht. Der Hang, das wunderliche Fräulein Gutbrot zu quälen, war uns schon von der vorhergegangenen Altersklasse vererbt. Wir wußten nichts von ihr, als daß sie eben immer dagewesen war in ihrem schwarzen Fransentüchlein und dem verschossenen türkischen Schal, daß sie von jeher mit den Kindern auf schlechtem Fuß gestanden und daß wir nur ein verjährtes Recht brauchten, indem wir ihr öffentlich Grimassen schnitten und ihr heimlich ihre Beete ausrauften oder ihre Dürrlitzen aufaßen, bevor sie reif waren.

Erst als ich herangewachsen war und man dieser seltsamen Gestalt schon lange nicht mehr in den Straßen begegnete, erkundigte ich mich einmal näher nach dem absonderlichen alten Wesen.

Da erfuhr ich, woran ich nie gedacht hatte, daß die alte Susanne einmal jung gewesen war und nicht nur jung, sondern auch hübsch, ja geradezu das hübscheste Mädchen der Stadt. Aber ein lächerliches Mißgeschick, das von den Übelwollenden ausgebeutet und immer aufs neue in das Gedächtnis der Menschen zurückgerufen wurde, hatte ihr ganzes Leben vergiftet.

Sie war als Waise bei ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Christian Gutbrot, aufgewachsen, der sie ihrer flinken Manieren und ihres guten Kopfes wegen gern im Laden verwendete. Dabei hatte sie Zeit, zwischen der Bedienung der Kunden Romane aus der Leihbibliothek zu lesen, die sie unter dem Ladentisch versteckt hielt. Die paar tausend Gulden Kapital — man rechnete damals noch nach Gulden —, die ihr von Mutterseite gehörten, steckten im Geschäft und hätten ihr im Fall ihrer Verheiratung herausgezahlt werden müssen, was Herr Christian Gutbrot und seine Gattin Auguste, eine böse Sieben, durchaus nicht für sehr eilig hielten.

Susanne aber dachte über diesen Punkt anders. Ein junger Provisor an der Volksschule, den sie von der Tanzstunde her kannte, hatte ihr Herz gewonnen, und beide suchten eifrig Gelegenheit, einander zu sprechen.

Dem Kaufmann fiel der starke Bedarf des jungen Provisors an Mandelseifen und Malzplätzchen auf, und er fand es rätlich, seine Schwester vom Ladentisch zu entfernen.

Aber erfinderisch, wie Liebende sind, wußte das Pärchen sich zu helfen. Zwischen des Provisors hohem Dachstübchen und der Speicherluke des Gutbrotschen Hauses begann ein Verkehr, der bei den Nachbarn nicht unbemerkt blieb. Schräg über ein Gewinkel von Innenhöfen und niedrigen Dächern wanderten an einem Bindfaden, der unter unsäglichen Schwierigkeiten an beiden Endstationen befestigt worden war, Briefe, Blumen und andere Liebeszeichen hin und her. Als aber die jungen Leute ihre Unvorsichtigkeit noch weiter trieben und eine nächtliche Zusammenkunft über den Dächern ins Werk setzen wollten, ereignete sich die verhängnisvolle Katastrophe.

Der Provisor sollte, wie es scheint, auf Katzenwegen von dem anstoßenden Dachvorsprung eines Nachbarhauses aus die Bodenluke erklimmen; aber es war dabei ein, wenn nicht hoher, so doch steiler Giebel zu übersteigen, wo er den Mut verlor. Er blieb, vom Schwindel gepackt, stecken und stieß ein jämmerliches Hilfegeschrei aus, das die schlafenden Nachbarn aus den Betten trieb. Der unglückliche Romeo mußte unter allgemeinem Hallo mit einer Feuerwehrleiter herabgeholt werden. Er schützte freilich vor, daß er an Mondsucht leide und im Schlafwandel sich auf den Dachfirst verstiegen habe, aber man glaubte ihm nicht; denn viele wollten im Mondschein das tapfere Susannchen an der Dachluke erkannt haben, wie sie sich anschickte, ihrem furchtsamen Liebhaber zu Hilfe zu kommen.

Die Nachricht von diesem Vorfall flog wie Feuer durch die kleine Stadt, der jeder Skandal eine hochwillkommene Abwechslung war. Am Morgen strömte Groß und Klein hinter dem Gutbrotschen Laden zusammen, um den Schauplatz des Ereignisses zu besichtigen. Man zeigte sich unter Gejohle das Dach, an dem der Provisor sich schreiend mit Händen und Füßen angeklammert hatte,

und Susannes Bodenluke, von der noch ein zum Heraufziehen des Ritters angeknüpftes Seil herabhing.

Der Lärm war ungeheuer. Die Familie Gutbrot gebärdete sich wie bei einem Trauerfall. Die Krämerin lief selber von Haus zu Haus, um den Klatsch recht breitzutreten und mit heuchlerischem Gesicht heuchlerisches Beileid entgegenzunehmen. Am nächsten Sonntag spielte sogar der Pfarrer von der Kanzel herab auf das große Ärgernis an, daß Susanne vor der ganzen Gemeinde dasaß wie eine Geächtete.

Der Provisor und Susannchen getrauten sich nicht mehr über die Straße, denn wo eins von beiden sich blicken ließ, sang ihnen die Gassenjugend ein plötzlich entstandenes Spottlied nach, das sich bis auf unsere Tage erhielt, nur daß wir seine ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstanden. Es hob an:

Der Provisor auf dem Dach,
Ach, ach, ach!

und es war ein besonderer Trumpf, dieses ‚Ach', das bald die Sehnsucht der Liebhaberin, bald die Todesfurcht des Ritters, bald das Gelächter der Zuschauer darstellen mußte, mit immer wechselndem Ausdruck zu modulieren.

Da der Lärm sich nicht beruhigen wollte, beschloß ein Familienrat, die Zerknirschte auf ein ganzes Jahr von der Vaterstadt zu entfernen, und Susannchen wurde in einer Genfer Pastorenfamilie untergebracht, wo sie in sich gehen, zugleich aber auch das Französische gründlich erlernen sollte.

Dieser verfehlte Schritt, zu dem die Verwandten sie drängten, entschied über ihr ganzes künftiges Schicksal. Es saß damals in dem kleinen Städtchen eine heilige Feme von älteren Frauen, den Müttern heiratsfähiger, aber häßlicher Töchter beisammen, deren Ziel es war, den Ruf und die Zukunft hübscher junger Mädchen zu untergraben. In geheimen Sitzungen, bei Strickzeug und Kaffeetasse, wurden die Opfer ausgewählt, und von dort aus

verbreitete sich die Verleumdung durch unsichtbare Kanäle über die ganze Stadt. Diese Feme saß jetzt zu Gericht über die abwesende Susanne, die durch keine Familienrücksicht gedeckt war und der man ohnehin nicht traute, weil sie für klüger galt als andere; man stellte fest, daß ihr Leben sittenlos und ihr Charakter verwerflich sei. Aus dem einen verunglückten Stelldichein machte man eine gewohnheitsmäßige Liebelei auf dem Dachboden, und der darauffolgenden Abreise gab man durch Achselzucken und halbe Worte die bedenklichste Deutung.

Als Susanne nach einem Jahr zurückkam, etwas abgemagert durch die dürftige Kost und eingeschüchtert von der strengen Behandlung in dem Pastorenhause, tauschte man in der Stadt heimliche Blicke und Winke. Gesprochen wurde nichts, und das Gerücht, das umging, hatte weder Form noch Namen, aber die anderen Mädchen zogen sich von Susanne zurück, und in die guten Familien wurde sie nicht mehr eingeladen. Jeden jungen Mann, der sich ihr zu nähern suchte, schreckte die Feme durch geheimnisvolle Andeutungen zurück, und wer nicht verstehen wollte, wurde geradezu gewarnt oder erhielt anonyme Briefe. Der Provisor war schon lange aus der Stadt verschwunden, und dieser verdächtige Umstand kam der Verleumdung zu Hilfe. Wenn einer nur auf der Straße den Kopf nach ihr drehte, so erzählte man ihm die schreckliche Geschichte von dem Stelldichein auf dem Dachboden und brach dann bedeutungsvoll ab, als ob noch viel zu sagen wäre, was man aus Nächstenliebe besser verschweige.

Susanne konnte sich nicht wehren, denn sie wußte gar nicht, welche Gerüchte über sie im Umlauf waren. Um sich in der Achtung der Leute wiederherzustellen, behielt sie die puritanische Haltung bei, die man ihr in dem Pastorenhaus angewöhnt hatte, und schreckte dadurch die jungen Männer vollends ganz von sich ab, ohne bei den Frauen etwas zu gewinnen; denn nun hieß es: Sie wird wohl wissen, warum sie Buße tut, oder: Merkt ihr das schlechte Gewissen? — Die Dummen und Bösartigen, die in der

Stadt die Oberhand hatten, hielten den Klatsch aufrecht, und die verständige Minderheit gab sich keine Mühe, ihn zu widerlegen. So blieb Susanne in der Acht, und als sie sich nach vielen vergeblichen Bemühungen, wieder einen Anschluß zu finden, mißtrauisch und verbittert in sich selbst zurückzog, wurden ihr die Leute erst recht aufsässig. Ihr Bruder gab ihr längst kein gutes Wort mehr, und die Schwägerin behandelte sie mit heuchlerischer Sanftmut wie eine Verirrte, während sie insgeheim die üble Nachrede am Einschlafen verhinderte.

Unter dieser allgemeinen und fortgesetzten Mißhandlung verwandelte sich Susannes ganzer Charakter; sie wurde scheu und mißtrauisch wie ein Elefant, der aus der Herde ausgestoßen ist, und würgte schweigend die ganze Dosis Gift hinunter, die sie in ihrem späteren Leben tropfenweise wieder von sich gab.

Sobald sie großjährig war, brach sie mit ihren Verwandten, zog allen Vorstellungen zum Trotz ihr Geld aus dem Geschäft und ließ der habgierigen Schwägerin das Nachsehen. Schon damals mietete sie sich in der dürftigen Mansardenwohnung ein, in der sie ihr Leben lang mutterseelenallein ohne Hund, Katze oder Vogel gehaust hat.

Dann kündigte sie im Wochenblättchen an, daß sie die Agentur eines großen Modewarengeschäfts aus der Residenz übernommen habe und daß in ihrer Wohnung eine reichhaltige Musterkarte von Kleiderstoffen sowie die neuesten Hutformen zur Ansicht aufgelegt seien. Dies war ein Ereignis in der kleinen Stadt, denn bisher hatten die Honoratiorenfrauen ihren Bedarf aus dem Gutbrotschen Ellen- und Kurzwarengeschäft bezogen, das Jahr für Jahr die gleichen Artikel auf Lager hatte, oder mit ihren Einkäufen auf die große Frühjahrsmesse gewartet, wo ihnen der Ausschuß der Fabriken verhandelt wurde.

Alles, was weiblichen Geschlechts war, stieg die abgetretene Holztreppe zu Fräulein Gutbrot hinauf, um ihre Musterauslage zu sehen. Auch die heilige Feme kam und sparte nicht mit freund-

lichen Reden; denn die Neugier war doch noch stärker als die sittliche Empfindung.

Das Geschäft erforderte eine grenzenlose Geduld, denn die Kunden waren sparsame Leute, und oft, wenn sie alle Muster durchgeblättert und sich umständlich nach Preis und Breite der Stoffe erkundigt hatten, entschlossen sie sich am Ende, mit dem Kauf des neuen Kleides bis zum nächsten Frühjahr zu warten. Doch Susanne blieb immer höflich und dienstfertig, und ihr bittersüßes Lächeln verließ sie nie. Ihr war es nicht um den Gewinn, sie wollte nur das Gutbrotsche Kurz- und Ellenwarengeschäft schädigen.

So winzig demnach ihr Erwerb aus den Prozenten war, sie setzte es durch, die Zinsen ihres Kapitals zurückzulegen, und es blieb nicht unbekannt, daß sie bei ihren Geschäftsreisen in die Residenz zuweilen Papiere ankaufte, die sie auf einer dortigen Bank hinterlegte.

Als endlich nach Jahren die Stelle einer französischen Lehrerin an der Mädchenschule frei wurde, gab man sie Fräulein Gutbrot, die seit der Genfer Reise für eine Leuchte im Französischen galt, und meinte sie dadurch für das erlittene Unrecht entschädigt zu haben. Denn die Verleumdung war zum Schweigen gekommen, sobald Susanne über die Jahre hinaus war, in denen sie ihr schaden konnte. Seit ihr verblühtes Gesicht keinen Mann mehr anzog, wurde sie wieder mit Achtung gegrüßt, und man erkannte sie für eine Persönlichkeit an, mit der man verkehren konnte, ohne an seinem moralischen Charakter Einbuße zu erleiden. Auch das ‚Ach, ach, ach' verstummte mit den Jahren, nachdem Susanne unzählige Male den Griff ihres Sonnenschirms an den kleinen Schreiern zerschlagen hatte; wer es noch einmal in Gang zu bringen suchte, der wurde durch kräftige Ohrfeigen von seiten der Eltern oder Lehrer still gemacht.

Aber die zerstörten schönen Jahre konnte man ihr nicht zurückgeben, und ebensowenig konnte Susanne vergessen, was ihr wider-

fahren war. Unauslöschlicher Groll und Gram erfüllten jeden Winkel ihrer Seele.

Jeden Abend, wenn ihre Rechnungen eingetragen und ihre Schulhefte durchgesehen waren, legte sie sich bei herabgelassenen Rollvorhängen die Karten und befragte ängstlich das Schicksal, ob noch ein Glück für sie auf Erden blühen wolle. Aber die Tage flossen trüb und gleichmäßig vorüber, wie das Flüßchen vor ihrem Fenster, und Jugend, Hoffnung und Sehnsucht rannen allmählich mit hinab.

Am Ausgang der zwanziger Jahre kam noch eine Art Nachsommer über sie. Der muntere Oberförster, der seiner Frau bei der Auswahl der Hüte und Kleider half, sagte der Einsamen zuweilen ein artiges Wort, und der Inhaber der Firma, für deren Rechnung sie die Stoffe verkaufte, behandelte sie, wenn sie nach der Residenz kam, mit einer gewissen Auszeichnung. Sie blühte wieder auf und wurde sogar vorübergehend etwas menschenfreundlicher, doch kam auch ihre erzwungene Entsagung ins Wanken. Sie hatte mystische Stunden, wo sie sich in einen geheimnisvollen Seelenverkehr mit älteren verwitweten Notaren oder hagestolzen Kanzleisekretären hineinträumte. Aber diese hatten nur Augen für die jüngste Jugend und würden Susannes stille Wünsche sehr anmaßend gefunden haben. Dann schlug das Dreißigste, und unerbittlich fiel die Pforte des Paradieses zu. Jetzt wurde ihre Verbitterung zum Menschenhaß.

Es lebte zwar in der Nachbarschaft ein Major a. D., der jeden Tag durch ihre Straße ging und sich seit zwölf Jahren mit dem Vorsatz trug, einmal früher oder später um Susanne zu werben; denn es lag auch jetzt noch, wenn sie gerade etwas milder gestimmt war, ein wehmütiger Nachglanz der Jugend über ihr. Der Major war der einzige vorurteilsfreie Mann im ganzen Städtchen und hatte nie auf die Verleumdung hingehört. Aber leider war er so umständlicher Natur, daß bei ihm zwischen Vorhaben und Ausführung eine unübersteigliche Kluft lag.

Hätte Susanne nur von seinen Gefühlen gewußt, so wäre vielleicht ihre Herbigkeit in etwas gelindert worden, auch wenn der Vorsatz ewig ein Vorsatz blieb. Aber der Major starb, und Susanne folgte seiner Leiche, ohne von der unwandelbaren Verehrung, deren Gegenstand sie gewesen, jemals eine Ahnung gehabt zu haben. Hoffnungslos und unversöhnlich brütete sie über den Trümmern ihres Lebens.

Zwischen ihr und ihren Schülerinnen wurde ein heimlicher Krieg mit bissigen Redensarten geführt; der Anblick der jungen Mädchen war der alternden Lehrerin ein quälender Stachel, und diese zahlten ihr jede Bosheit mit Zinsen zurück. Susannes einziger Trost war die Gewißheit, daß auch diese prangenden Blüten in kurzer Frist hinwelken und einem neuen Mädchenfrühling Platz machen mußten, der dereinst ebenso rücksichtslos über ihre Ansprüche weggehen würde, wie sie selbst mit den ihrigen von diesem anmaßenden Nachwuchs zur Seite geschoben worden war. Mit grausamer Lust beobachtete sie an anderen die Verwandlung, die sie selber hatte durchmachen müssen, und es war jedesmal ein Fest für sie, wenn eine der Jüngeren unverheiratet in das Dreißigste trat.

Der ohnmächtige Haß, der sich in ihr wand und krümmte, verzehrte alles, was ihr noch von Anmutsresten geblieben war; sie mergelte bis auf die Knochen ab, ihre Nase zog sich in die Länge, und die Augen verkrochen sich hinter ein Netz von Runzeln. Mit vierzig wuchs ihr das Bärtchen, und mit fünfzig war der Kinderschreck vollends fertig, als den wir alle das Fräulein Susanne Gutbrot gekannt haben.

Die bösen Weiber, denen sie ihr Unglück dankte, waren mit Ausnahme ihrer Schwägerin schon alle vom Leben zerquetscht ins Grab gesunken; ihre Altersgenossen gingen denselben Weg, aber Susanne fuhr fort zu hassen, als ob die Beleidigung von gestern wäre.

Alle fünf Jahre kam ein neuer Nachwuchs, der in die Geheimnisse der französischen Grammatik eingeführt werden mußte, und

Susanne ergrimmte, daß die Welt nicht aussterben wollte. Der bloße Anblick der Kinder erregte ihre Galle, was ihr von den Kleinen durch angeborene Abneigung vergolten wurde.

Sobald sie in Ruhestand versetzt war, gab sie auch ihr Mustergeschäft auf, denn der Wettbewerb, den sie gegen ihre Verwandten führte, war schon längst überflüssig geworden. Eine Reihe neuer stattlicher Läden hatte sich aufgetan und die Gutbrotsche Kurz- und Ellenwarenhandlung in den dritten oder vierten Rang herabgedrückt.

Susanne schloß sich vor aller Welt in ihrer Mansarde ab. Was sie da trieb, wußte niemand, und die Menschen fragten auch nicht nach ihr. Wenn man sie vor Gärten und Äckern stehen und abgeschnittene Stecklinge oder anderes Grünzeug zusammenlesen sah, schüttelte man den Kopf über die närrische Alte und ging vorüber. Erst der Ankauf des Gärtchens machte ihre Mitbürger wieder auf Susanne Gutbrot aufmerksam, und dieser und jener war jetzt der Meinung, die Alte müsse bei ihrer sparsamen Lebensweise doch nach und nach ein ganz hübsches Sümmchen zurückgelegt haben.

Die Frau Steuerratsschreiberin vertraute es der Frau Kameralverwalterin an, und durch diese kam es unter die Leute, daß das alte Fräulein eine Kapitalsteuer bezahlte, die sie den wohlhabendsten Personen der Stadt nahezu gleichstellte. Neugierige Nachbarinnen machten sich mit Fragen an Susanne heran, und je ängstlicher diese sich ereiferte, daß sie gar kein Geld habe, und über ihre Armut klagte, desto höher schätzte man insgeheim ihr Vermögen.

Der Familie Gutbrot fiel es jetzt ein, daß es doch nicht christlich sei, die alte, gebrechlich werdende Person so ganz sich selber zu überlassen. Die Schwägerin Auguste, die unterdessen Witwe geworden war, tat den ersten Schritt. Sie schickte ihre Fanny mit einem großen, vom Gärtner gebundenen, in steife Papierspitzen gehüllten Blumenstrauß zu der Tante Susanne und ließ ihr zum Geburtstag glückwünschen.

Susanne sah sich die Nichte an, die sie noch gar nicht kannte, denn es war der Nestling des Hauses und lang nach ihrem Zerwürfnis mit der Familie geboren. Sie gewahrte zu ihrer Überraschung, daß Fanny ihr selber glich; es war, als habe sie ihr diese rötlichblonden Zöpfe und das weiße, lächelnde Gesicht gestohlen. Da erwachte ihr Ingrimm mit verstärkter Gewalt; sie stellte sich taub, hieß die Nichte nicht einmal sitzen und warf, sobald sie gegangen war, die Blumen in den Straßenkehricht.

Die Schwägerin ließ sich jedoch nicht so leicht abschrecken. Wenige Tage später sah man sie selbst in eigener wohlbeleibter Person keuchend die steilen Treppen zu Susannes Mansarde hinaufsteigen mit einem Körbchen am Arm, zu dem der Zipfel eines weißen Tüchleins heraushing, und das angenehm nach süßer Speise duftete. Aber sie erhielt gar keinen Einlaß. Susanne, die mittels einer am Fenster angebrachten Spiegelscheibe die ganze Straße überblickte, hatte sie von weitem kommen sehen und in Erkenntnis ihrer Absicht die Tür verriegelt. Als die alte Gutbrot klopfte und zu öffnen suchte, gebärdete sich Susanne wie besessen, sie rannte im Zimmer auf und ab und schrie mit ihrer rauhen Stimme: Hilfe! Diebe! Man will mich morden! daß die Hausbewohner zusammenliefen und Frau Gutbrot genötigt wurde, unverrichteter Sache abzuziehen.

Darauf ließ Susanne vom Schlosser eine starke eiserne Sperrkette für ihre Tür anfertigen, und diese in dortiger friedlicher Gegend noch ganz unbekannte Vorrichtung erregte allgemeines Aufsehen. So oft künftig jemand klopfte, legte Susanne ihre Kette vor, öffnete die Tür einen Zoll breit und behandelte den Ankömmling, den sie nicht sehen konnte, als einen Einbrecher. Besonders wenn eines aus ihrer Verwandtschaft sie besuchen wollte, tobte sie mit Schimpfreden wie ein böser, alter Papagei hinter seinem Käfig. Überall sprach man davon, daß Susanne Gutbrot steinreich sei und sich vor Dieben fürchte.

Das Gerede kam auch dem Stadtschultheißen zu Ohren. Dieser war ein noch jüngerer, sehr tatenlustiger Mann, in dem sich natürlicher Fortschrittsdrang und etwas Strebertum dergestalt mischten, daß er die Geschicke der Stadt liebend im Herzen trug und dabei auch die eigene Förderung nicht vergaß. Er hatte gleich nach seinem Amtsantritt unter Mitwirkung des Pfarrers, des Oberförsters und anderer Honoratioren einen Verschönerungsverein gegründet, dessen vornehmste Obliegenheit bis jetzt gewesen war, romantische Waldpfade anzulegen und die schöne Natur mit grün angestrichenen Bänken zu versehen. Aber dem Stadtschultheißen standen die Gedanken höher. Der alte, geschmacklose Röhrenbrunnen, der vor dem Rathaus stand, war ihm längst ein Dorn im Auge. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn abzureißen und an seiner Stelle einen Monumentalbrunnen zu errichten; daneben sollte der ganze öde Platz, den nur an zwei Tagen der Woche die Stände der Marktweiber zu zieren pflegten, mit Bäumen bepflanzt und in eine öffentliche Anlage verwandelt werden. Von diesem Plane versprach sich der Stadtschultheiß nicht allein die Förderung des Geschmacks und der Bildung unter der Bürgerschaft, sondern auch einen vermehrten Zustrom von Sommergästen nach der kleinen, hochgelegenen Stadt und damit die Hebung des städtischen Wohlstands. Für ihn persönlich knüpfte sich noch die Hoffnung daran, zur Belohnung für außerordentliche Verdienste den Titel eines Bürgermeisters zu erhalten. Doch das Unternehmen, das ein Zusammenwirken aller Kräfte verlangt hätte, stieß in der Stadt auf Widerstand und verursachte auch im Schoß des Verschönerungsvereins eine Spaltung. Ein Teil der Mitglieder, der sich auf so tiefgreifende Veränderungen nicht einlassen wollte, schied aus, an ihrer Spitze der Pfarrer, was der Sache von vornherein einen empfindlichen Stoß versetzte.

Zwar stand der Gemeinderat wie ein Mann zu seinem Oberhaupt, es wurden öffentliche Vorträge und Konzerte veranstaltet, deren Ertrag der Brunnenvorlage zufiel, und das Tagblatt, das

an die Stelle des alten Wochenblättchens getreten war, veröffentlichte inspirierte Artikel über die veredelnde Wirkung der Kunst und über die Notwendigkeit, sich den begünstigteren Nachbarstädten, die ihre öffentlichen Anlagen und Monumentalbauten besaßen, gleichzustellen. Aber eine starke Gegenströmung, die ihren Ursprung im geistlichen Lager hatte, hemmte diese fortschrittliche Tätigkeit. Aus welcher Ursache, war den Tieferblickenden nicht verborgen.

Der Pfarrer strebte schon seit Jahren eine Verschönerung seiner Kirche an, die mit ihren trüben Fenstern und nackten Wänden allerdings ein Unikum an nüchterner Werktäglichkeit war.

Vom Konsistorium, dem die Mittel fehlten, war er an die Opferwilligkeit seiner Gemeinde verwiesen worden. So hatte er denn mit Bewilligung des Oberamts eine Sammlung zugunsten gemalter Kirchenscheiben veranstaltet und nahm häufig in seinen Predigten Anlaß, von dem würdelosen Zustand des Gotteshauses zu reden und die Anwesenden zu Spenden aufzufordern, wäre es auch nur das kleinste Scherflein. Eine Sammelbüchse war immer an den Sonntagen vor der Kirchentüre aufgestellt. Aber die Gemeinde, die großenteils arm und schon mit anderen Lasten überbürdet war, nahm des Pfarrers Wort vom kleinsten Scherflein allzu buchstäblich, und seit nun gar die zweite, mit der ganzen Rührigkeit des Stadtschultheißenamts betriebene Sammlung im Gange war, versiegten die Spenden für die Kirchenscheiben mehr und mehr. Weil er dies vorausgesehen, hatte sich der Pfarrer von allem Anfang an dem neuen Unternehmen feindlich entgegengestellt. Zwar kam es nicht zum öffentlichen Zerwürfnis, aber die geistlichen Waffen trafen im Verborgenen, und mit all seiner Tatkraft konnte es der Stadtvorsteher nicht hindern, daß fromme Seelen an dem geplanten plastischen Brunnenschmuck, der, wie man sich zuraunte, in einer nur halbbekleideten weiblichen Figur bestehen sollte, Ärgernis nahmen und aus der öffentlichen Anlage einen Rückgang der öffentlichen Sittlichkeit weissagten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Partei des Stadtschultheißen dagegen kämpfte mit offenem Visier und hatte die Presse auf ihrer Seite. Sie zog den Plan der Kirchenverschönerung und besonders die gemalten Scheiben ins Lächerliche und behauptete, solche wären durchaus stilwidrig, da sie dem ganzen Charakter der alten, ehrwürdigen Kirche widersprächen, deren Schönheit gerade in ihrer ernsten, schmucklosen Einfachheit liege. Diese Auslassungen der städtischen Presse übten eine für die Hoffnungen des Pfarrers geradezu verheerende Wirkung aus, denn sie wurden in den Zeitungen der Hauptstadt nachgedruckt und fanden ihr Echo sogar im Landtag, an den das Konsistorium, der ewigen Klagen des Pfarrers müde, den Antrag gestellt hatte, die Verschönerung der Kirche aus Staatsmitteln zu bewilligen. Den gedruckten Beweis, daß die Gemeinde mit ihrer Kirche ganz zufrieden war, benutzte die Opposition, um den Antrag mit Glanz zu Falle zu bringen, und der übereifrige Pfarrer erhielt noch obendrein von seinem Konsistorium eine Rüge.

Der Streit um Monumentalbrunnen und Kirchenscheiben brannte eben lichterloh, als der unternehmende Stadtvorsteher seine Augen auf Susanne Gutbrot warf. Wenn es ihm gelänge, die alte, mit ihren Anverwandten zerfallene Rentnerin zu einer ausgiebigen Stiftung für den Brunnen zu bereden! Bei ihrer ‚Vergangenheit', von der sich eine dunkle Sage unter dem jüngeren Geschlecht erhalten hatte, konnte man sie von vornherein unter die Vorurteilslosen rechnen. Und da sie keine natürlichen Erben hatte, mußte ihr eine Gelegenheit, sich das dankbare Andenken ihrer Mitbürger zu sichern, am Ende ganz willkommen sein. Es kam nur darauf an, ihr die Sache im rechten Lichte zu zeigen.

Der Oberförster, ihr Freund von alters her, wurde zuerst ins Treffen geschickt. Er hatte ihr schon vor etlichen Jahren, als er sie einmal beim Unkrautsammeln vor seinem Garten traf, ein paar Ableger von seinen Obstbäumen geschenkt, nach deren Ergehen er sich schicklich erkundigen konnte. Dann begann der alte Jäger sein Wild vorsichtig zu umschleichen. Ob sie schon die neue Aus-

sichtsbank auf dem Schafbühl gesehen habe mit dem schönen Blick ins Lautertal, die kürzlich von dem Verein dort aufgestellt worden sei? — Nein, Susanne hatte nichts gesehen; sie ging nie weiter als bis zu ihrem Gärtchen. — Das sei schade; die Umgegend mache sich jetzt recht stattlich heraus, und auch das Städtlein dürfe nicht mehr lange dahinter bleiben. So kam er allmählich auf den Brunnen.

Susanne hatte wieder von gar nichts gehört, obwohl sie täglich das Amtsblatt las. Also einen großen Brunnen wollte man bauen, wie die in der Residenz, mit fließendem Wasser und einem schönen Weiher rund umher, mit Bäumen eingefaßt und mit Bänken zum Sitzen dabei? — Das sei gewiß ein schöner Gedanke; wo denn aber all das mächtig viele Geld hernehmen? Ob denn der Verschönerungsverein so reich sei?

Leider nein, war die Antwort, aber eben darum müßten alle, die Sinn fürs Schöne hätten, zusammenstehen, und auch von ihr erwarte man einen Beitrag. Es sei ja an leitender Stelle nicht unbekannt, daß sie ein Stück Welt gesehen habe und über einen hierorts beim weiblichen Geschlecht nicht gewöhnlichen Bildungsgrad verfüge, weshalb von ihr vorausgesetzt werde, daß sie die Bestrebungen des Verschönerungsvereins zu würdigen wisse.

Susanne knurrte geschmeichelt, ließ sich aber auf keine Versprechungen ein.

Jetzt rückte der Stadtschultheiß selber zur Verstärkung heran. Er kannte das alte Fräulein nur vom Ansehen; auf seinen Abendspaziergängen vor die Stadt hatte er zuweilen ihr Treiben hinter der Berberitzenhecke beobachtet.

Als sie eben einmal zwei Gießkannen voll Wasser aus dem nahen Bach über den Weg schleppte, redete er sie leutselig an und lobte ihre Sorge für das kleine Eigentum, wobei er bemerkte, wenn alle wären wie Fräulein Gutbrot, so hätte die Obrigkeit nicht soviel Unordnung und Schlendrian zu bekämpfen.

Trotz ihres Menschenhasses war Susanne nicht unempfindlich für die Ehre, die ihr widerfuhr. Wenn sie einmal wollte, konnte sie auch ganz milde und demütig sein. Sie zog ihre aufgekrempelten Ärmel herunter und stand dem Gestrengen geziemend Rede.

Dieser rückte ihr in liebenswürdiger Zudringlichkeit ohne weiteres auf den Leib. Mit einer Beredsamkeit, die ihn selbst und andere zu berauschen pflegte, entwickelte er ihr sein Lieblingsthema von dem Einfluß schöner Denkmäler und Anlagen auf die Volksbildung, und in das Spiel der künftigen Wasserwerke, das er vor ihrem Geiste aufführte, mischte er persönliche Schmeicheleien, die stark mit geheimer Ironie unterlegt waren. Er verstieg sich bis zu der Bemerkung, daß sie Ehrenmitglied des Verschönerungsvereins werden müsse, denn man brauche nicht nur ihre wirtschaftliche, sondern auch ihre moralische Unterstützung, und was dergleichen Reden mehr waren, die sie mit einem stillen, boshaften Gesicht anhörte. Da sie aber in ihren Antworten dem Stadtschultheißen seine eigenen Meinungen und Behauptungen wieder zu hören gab, erreichte sie, daß der Hochmögende ganz angeregt nach Hause kam und die alte Susanne Gutbrot für eine der gebildetsten und verständigsten Damen erklärte, die er in seinem Leben kennengelernt habe.

Er setzte über die Berberitzenhecke hinweg seine Belagerung fort. Wenn sie ihn kommen sah, trat Susanne von innen ans Gehege, wie eine Nonne an ihr Sprechgitter; denn das Gärtchen betreten durfte niemand. Sie sonnte sich in der Auszeichnung, die ihr auf ihre alten Tage erwiesen wurde, und nickte eifrig zu allen Reden des Stadtschultheißen. Nur wenn er geradezu in sie drang, mit ihrem Gelde herauszurücken, schrumpfte sie zusammen und versicherte kläglich, daß man ihr Vermögen in ganz unbegreiflicher Weise überschätze. Sie besitze nur ein ganz geringfügiges Kapital von ihren Eltern her und wisse nicht, wovon sie weiter leben sollte, wenn sie diese kleine Summe angriffe.

Auf solche Reden antwortete der Stadtschultheiß nur mit einem Lächeln, denn er kannte die Geheimnisse des Steueramts.
Kaum wurden seine Absichten ruchbar, als auch sein geistlicher Gegner sich zum Wettkampf rüstete. Zwar gehörte Susanne nicht zu den frommen Schafen der pfarrherrlichen Hürde. Seit jenem Sonntag, wo er als junger Prediger in seinem Übereifer die Unglückliche vor versammelter Gemeinde an den Pranger gestellt hatte, war sie dem Gotteshaus ferngeblieben. Sie mied es noch immer, nachdem das Ereignis und seine Veranlassung längst aus dem öffentlichen Andenken geschwunden waren. Ihr Wegbleiben aus der Kirche war eine verjährte Gewohnheit geworden, die Susanne sogar während ihrer Tätigkeit an der Mädchenschule durchzuführen gewußt hatte. Denn nachdem sie einmal als Original gestempelt und geeicht war, konnte sie sich ungestraft jede Abweichung von der allgemeinen Regel erlauben. Dagegen lief sie, wie bekannt, zu jedem Begräbnis, und in pfarrherrlichen Kreisen neigte man, wenigstens neuerdings, der Ansicht zu, daß die regelmäßige Teilnahme an dieser kirchlichen Handlung dem ständigen Besuch des Gottesdienstes gleichzuachten sei.
Ein paar fromme Seelen aus der Nachbarschaft trugen Susanne zu, welch gute Meinung man von ihrem Charakter und Wandel im Pfarrhaus hege, und daß dort stets, wenn von christlichen Beispielen die Rede sei, ihrer zuerst gedacht werde. Danach ergab es sich ganz von selbst, daß die Pfarrerin Susanne gelegentlich auf der Straße stellte, um ein paar Worte mit ihr zu wechseln, und daß sich dann auch der Pfarrer einmal hinzufand.
Er versicherte ihr mit väterlichem Ton, daß es seinem Herzen jedesmal eine Genugtuung sei, sie zu sehen; denn man lebe jetzt in einer Zeit, wo alle Guten gegen den neuen, gefährlichen Geist der Weltlichkeit und des Materialismus zusammentreten müßten. Sie gehöre ja auch zur alten Garde und werde doch gewiß keine sittengefährlichen Bestrebungen unterstützen. Ob es denn wahr sei,

daß sie einen Beitrag für den Brunnenbau des Verschönerungsvereins gegeben habe?

Susanne konnte mit gutem Gewissen das Gegenteil versichern, denn soeben war die Stadtschultheißin, eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, in eigener Person mit der Sammelliste bei ihr erschienen und war zwar nicht wie Susannes Verwandte vor die Tür gesetzt worden, hatte aber die gewesene Lehrerin so taub und unbeweglich gefunden, daß sie unverrichteter Dinge abgezogen war, im Glauben, die Alte sei gar nicht mehr zurechnungsfähig.

Doch blühte auch dem Küster, als er sich im Auftrag des Pfarrers wegen einer Beisteuer für die Kirchenscheiben zu Fräulein Gutbrot begab, kein besseres Glück. Susanne verfügte bei solcher Gelegenheit über eine Verstocktheit und Schwerfälligkeit, die dem Stumpfsinn des Greisenalters täuschend ähnlich sah. Es gab kein Mittel, sich ihr verständlich zu machen. Nicht einmal durch das Gesicht war ihr beizukommen; denn sie hatte stets in solchen Fällen die Brille verlegt und wußte daher auch mit dem Geschriebenen nichts anzufangen. Sobald man aber kein Geld mehr von ihr wollte, kam sie wieder in Fluß und verstand es, die geknickten Hoffnungen gleich aufs neue zu beleben.

Wie eine ausgelernte Kokette hielt sie die Nebenbuhler am langen Faden. Die Herren vom Ausschuß des Verschönerungsvereins fingen an, ihr samt und sonders den Hof zu machen. Die geistlichen Wünsche wurden dagegen mehr vom weiblichen Geschlecht, besonders von ihren Hausgenossinnen, zwei alten Jungfern gleich ihr selbst, vertreten, aus deren Kramladen sie ihren kleinen Bedarf bezog, und die ihr dabei jedesmal die Kirchenscheiben zu Gemüt führten.

Der Nimbus ihres Reichtums und das Beispiel der anderen zog auch solche an, die gar nichts von ihr zu erwarten hatten und die nicht einmal etwas bei ihr suchten. So wurde Fräulein Susanne Gutbrot eine der gefeiertsten Persönlichkeiten im ganzen Städtchen.

Seit ihr Weizen blühte, war sie auch viel zugänglicher, so daß jetzt jedermann an sie heran konnte. Nur aus ihren Gewohnheiten trat sie nicht heraus. Sie blieb trotz der Freundlichkeiten, die ihr Pfarrer und Pfarrerin erwiesen, von der Kirche fern, und ebenso widerstand sie den Einladungen zum Kaffee, mit denen die Frau Oberförsterin sie beehrte. Damit der Wettlauf um ihre Gunst nicht erlahmte, ließ sie sich gelegentlich vernehmen, sie sei alt, sie habe keine Erben; wenn sie einmal sterbe, so wisse sie jetzt wenigstens, wem ihr Geld lassen. Nur etwas Bares durfte man nicht von ihr verlangen, sonst fiel sie in einen weinerlichen Ton. Man solle doch Geduld haben, sie werde es ja so nicht mehr lange treiben; wenn sie tot sei, werde man sehen, wie sie an ihrer Vaterstadt gehangen und nur für andere gespart und gedarbt habe.

Mit solchen Reden erzielte sie schon deshalb einen Eindruck, weil man sie ihrem Aussehen nach für bedeutend älter halten mußte, als sie war. Und nebenbei erkundigte sie sich immer heimlich, aber an Stellen, wo es weitergesagt wurde, nach einer sicheren Geldanlage in Staatspapieren.

Unterdessen waren auch ihre Verwandten nicht müßig. Ihr Neffe Albert, der jetzt das Gutbrotsche Kurz- und Ellenwarengeschäft führte, hatte dem Fiasko seiner Mutter und Schwester zuerst ganz ruhig zugesehen, denn bei seiner phlegmatischen Gemütsart hielt er es gar nicht für möglich, daß das Vermögen der Tante Susanne, deren natürlicher Erbe er war, in fremde Hände fallen könnte. Erst als er die Anstrengungen sah, die von anderer Seite gemacht wurden, überzeugte er sich, daß Gefahr im Verzuge war, und eines Tages stieg auch er langsam und gewichtig die drei Treppen zu Susannes Wohnung hinauf, um sich der Tante in Erinnerung zu bringen.

Albert war ein Kind von sechs Jahren gewesen, als Susanne das Haus verließ, und sie hatte damals den feisten, rotwangigen Jungen gut leiden können. Als er jetzt in ihrem gepolsterten Lehn-

stuhl saß, die Beine von sich gestreckt und die breiten Daumen übereinandergeschlagen, hatte er fast noch dasselbe feiste rote Gesicht und dieselben langsamen Bewegungen wie damals. Eine kleine weiße Schramme auf der Stirn erinnerte die Tante daran, daß sie ihn einst aus dem Arm in das Schuheisen vor der Haustür hatte fallen lassen. Etwas wie Wehmut schien sie bei dieser Betrachtung zu überkommen. Sie behandelte ihn nicht mit offener Feindseligkeit wie die anderen, sondern nur mit einem abwartenden Mißtrauen, das durch sein dickes Fell gar nicht bis in sein Bewußtsein drang. Auch ihre Schwerhörigkeit bildete für ihn kein Hindernis, da er ihr nichts zu sagen hatte. Er ließ nur in langen Zwischenräumen einige gemeinplätzliche Reden vernehmen und musterte mit bedächtigen Blicken den aufgestapelten Altjungfernkram. Besonders zog eine messingbeschlagene Schatulle, die auf der Kommode stand, seine Augen auf sich, und er wog die zwei Möglichkeiten gegeneinander ab: entweder mit dem Inhalt dereinst sein Geschäft wieder in die Höhe zu bringen oder den Handel ganz aufzugeben und sich nur noch mit dem Abschneiden der Coupons zu beschäftigen. Nachdem er eine halbe Stunde in Susannes Polsterstuhl gesessen, empfahl er sich, aber nur, um schon nach wenigen Tagen mit seiner Gattin Elise wiederzukommen. Diese war eine Auswärtige, deren Anblick die Tante an keine erlittene Unbill erinnern konnte, denn sie hatte das alte Fräulein nie als Kind mit Steinen verfolgt, noch sie als junges Mädchen bei der französischen Grammatik geärgert. Aber erst als die zwei auf den glücklichen Gedanken kamen, ihr Mäxchen mitzubringen, einen drallen, blauäugigen Bengel von drei Jahren, begann das Eis zu tauen.

Tante Susanne setzte ihre Brille auf, um den Großneffen genau zu betrachten, sie wollte ihm sogar ein freundliches Gesicht machen; da aber ihre Gesichtsmuskeln das Lächeln seit lange verlernt hatten, kam nur eine Grimasse heraus, über die der Kleine in lautes Geschrei ausbrach.

Doch die Mutter beschwichtigte ihn mit einem Stück Kandelzucker, und beim nächsten Besuch ließ er sich sogar durch einen Apfel bewegen, eine halbe Minute auf dem Schoß der Großtante zu sitzen. An diesem Tage fiel ein Sonnenblick in das verknöcherte Herz der Alten, und als sie mit runzligen Fingern die glatten, runden Wänglein des Kindes streichelte, verspürte sie ein Behagen, das ihr selber unverzeihlich schien. Wenn Märchen von nun an mit seinen Eltern kam, fand er immer schon einen Apfel, der auf ihn wartete, und den er nach einem stillschweigenden Übereinkommen auf dem Schoß der Tante Susanne verzehrte.

Von dieser Annäherung war es nur noch ein Schritt bis zur völligen Aussöhnung. Es gab ein Friedens- und Freudenfest, als Susanne nach beinahe vierzig Jahren zum erstenmal wieder den Schauplatz ihrer Kindheit betrat. Im Hause war noch alles, wie sie es damals verlassen hatte, nur etwas herabgekommen und unordentlich. Der Ladentisch, hinter dem sie die Malzplätzchen zu verkaufen pflegte, stand an der alten Stelle, Kisten versperrten wie damals das Magazin, aber sie waren verstaubt und leer, und allenthalben roch es nach Dürftigkeit. In Susannes einstigem Schlafstübchen unter dem Giebel ging der Schatten ihrer eigenen Jugend in Gestalt der blonden Fanny aus und ein.

Zwischen Frau Gutbrot senior und ihrer Schwiegertochter herrschte ein etwas gespanntes Verhältnis, weshalb die zwei Parteien genötigt waren, getrennte Wirtschaft zu führen. Aber in Gegenwart der Tante Susanne war alles Eintracht und Liebe. Wenn sie erschien, war auch gleich ihre Nichte Fanny da und half bei der Aufwartung, denn die Gutbrotschen griffen sich mächtig an, um die Tante Susanne zu ehren. Die verwitwete Krämerin schleppte ihre Fettleibigkeit herunter in den ersten Stock und redete seufzend von den schönen Zeiten, wo sie mit ihrem Seligen und ihrer lieben Susanne so glücklich hier zusammen gehaust hatte.

Es versteht sich, daß jetzt auch in Susannes eigenem Haus die Schranke fiel und daß die Sperrkette völlig außer Gebrauch kam.

Es verging kaum mehr ein Tag, an dem nicht das eine oder das andere ihrer Angehörigen mit einem Körbchen am Arm oder einer verdeckten Schüssel ihre Treppen heraufstieg. Bald gab es einen Topf Eingemachtes von der Schwägerin, bald ein Gebäck Elisens zu versuchen. Fanny stickte ihr Pantoffeln und Brillenfutterale, und an den Sonntagen aß Susanne regelmäßig in der Familie. Wenn ihre guten Freunde sie besuchen wollten, so fanden sie die Alte von ihren Verwandten wie von einer Leibwache umgeben, und an ein Gespräch über Stadtbrunnen oder Kirchenscheiben war nicht mehr zu denken.

Doch auch für die Angehörigen war der Verkehr mit dem alten Fräulein nicht leicht. Was man ihr mitteilen wollte, das mußte ihr mehrmals in die Ohren geschrien werden, und dann gab sie meist noch eine verkehrte Antwort. Natürlich nahm man sich bald nicht mehr vor ihr in acht, und es fielen häufig Bemerkungen, die nicht für ihre Ohren berechnet waren. Besonders Fanny, die eine spitze Zunge hatte, ließ ihrer Spottsucht den Lauf, wozu das Aussehen der Tante, ihr Unkrautgärtlein und vor allem ihr Geiz immer reichlichen Anlaß gaben. Denn die Alte nahm zwar alles an, was man ihr brachte, und speicherte es in ihren Schubladen auf, aber sie gab niemals auch nur stecknadelgroß dagegen. Mäxchen allein bekam regelmäßig seinen Apfel, aber in weitere Unkosten stürzte sie sich auch um seinetwillen nicht.

Sich selber gönnte sie freilich ebensowenig. Sie lebte noch genau so sparsam wie zu Anfang, sie ließ sich das Essen aus einem nahen Wirtshaus holen, wusch selber die Teller auf und trug noch immer das gleiche schmierige Fransentüchlein auf den schneeweißen Haaren.

Auch sonst behielt sie ihre alten Gewohnheiten bei. Sie legte sich noch immer nach dem Abendessen ihre fettgewordenen Karten, um die Zukunft zu befragen, und wenn ihre Nichte sie bei dieser Beschäftigung fand, gab es regelmäßig für die Umstehenden einen Riesenspaß.

Das junge Mädchen sah ihr über die Schulter und sagte, ohne die Stimme zu erhöhen:
Ist der Bräutigam schon unterwegs, Tante Susanne?
Was sagst du, Fanny?
Ich frage, ob die Karten gut stehen? schrie nun diese aus vollem Halse.
Ich hörte doch etwas von ‚unterwegs', sagte die Tante mißtrauisch.
Ich fragte, ob heute keine schlechten Karten um den Weg sind, schrie die Nichte abermals.
Freilich, die da, die schwarze, war mir immer im Weg. Dabei zeigte sie auf Piquedame und schoß zugleich einen tückischen Blick nach der schwarzgekleideten Schwägerin.
Sie wird eifersüchtig auf dich sein, alte Vogelscheuche, antwortete das Mädchen wieder mit seiner natürlichen Stimme und setzte unter dem heimlichen Kichern der anderen diese Posse fort, bis Susanne ihr Spiel zusammenpackte und ärgerlich sagte:
Es geht nicht auf. Soll ich dir die Karten legen, Fanny?
Nun reckte alles die Hälse. Susanne breitete ein neues Spiel aus, legte mit unendlicher Geduld die Karten von rechts nach links und von links nach rechts und orakelte dabei von einer Heiratsaussicht, der noch Schwierigkeiten im Wege stünden. Aber gewöhnlich kamen die glücklichen Roten dazwischen und brachten eine große Erbschaft oder einen Geldbrief, wodurch sich alles nach Wunsch gestaltete.
Wenn nur die Tante wollte, pflegte alsdann die alte Krämerin, die nicht die Zartfühlendste war, zu äußern, so hätten wir bald eine Hochzeit im Hause.
Es verkehrte seit einiger Zeit ein geschniegelter Assessor in der Familie, der der hübschen Fanny den Hof machte und offenbar nur auf den Tod der Tante wartete, um sich zu erklären. Fanny war über Hals und Kopf in des Assessors feine Wäsche und gewandte Weltformen verschossen und wollte von keiner anderen Aussicht etwas

wissen. Tante Susanne fragte häufig in wohlwollendem Tone nach ihm, als ob sie die jungen Leute in ihren Hoffnungen bestärken wollte. Deshalb war die alte Gutbrot, die sich in den Assessor mit verliebt hatte, sobald sie der Tante unter vier Augen habhaft werden konnte, mit Anspielungen hinter ihr her, daß sie ihrer Nichte noch zu Lebzeiten eine Mitgift aussetze; Anspielungen, die trotz ihrer Deutlichkeit nie verstanden wurden.

Nur Frau Elise verstand sie und lebte in beständiger Furcht, Fanny könnte bei der Teilung vor ihrem Bruder bevorzugt werden. Daher lag sie immer auf der Lauer, um ihre Schwiegermutter nicht mit Susanne allein zu lassen, und wenn sie diese der Alten schöntun sah, äußerte sie halblaut in bissigem Ton:

Meint ihr, wir haben für euch die Kastanien aus dem Feuer geholt?

Susanne mit dem Strickzeug in der Hand ließ gute und böse Reden über sich hinweggehen. Sie saß hinter ihrer Brille, ihren Runzeln und ihrer Schwerhörigkeit wie hinter einer dreifachen Schanze und beobachtete still.

Der einzige, der in seinem Verkehr mit der Tante Susanne einen Schein von Uneigennützigkeit wahrte, war ihr Neffe Albert. Er lachte auch niemals mit, wenn Fanny ihre Späße machte; sein feistes, unbewegliches Gesicht war gar nicht imstande, eine humoristische Regung auszudrücken. Auf diesem Gesicht ruhten die Augen der Tante Susanne oft mit einem forschenden Ausdruck.

Das Innere der Tante Susanne durchschaute keiner. Man wußte nicht, wen sie bevorzugte, noch wer ihr mißfiel, man wußte überhaupt nicht, was in ihr vorging.

Oft schien es, als ob sie mißtrauisch die Mienen ihrer Anverwandten beobachte und tückische Gedanken spinne; dann wieder saß sie da, als könnte sie kein Wässerlein trüben. Mitunter konnte man glauben, es mache ihr ein boshaftes Vergnügen, die Leute sich blau schreien zu lassen; denn es kam vor, daß sie sich ein und dasselbe Wort ein halbes dutzendmal wiederholen ließ, ein an-

deres Mal aber, als Fanny mit ihrer natürlichen Stimme gegen Dritte eine gleichgültige Bemerkung gemacht hatte, drehte sie sich um und sagte: So!

Hast du mich denn verstanden, Tante? fragte Fanny verblüfft.

Ja freilich, bei Ostwind verstehe ich alles, antwortete Susanne gelassen.

Fanny wurde rot und blaß, denn sie wußte nicht, ob sie nicht auch zuweilen bei Ostwind eine ihrer ungezogenen Bemerkungen gemacht hatte! aber das runzlige Gesicht der Alten blieb undurchdringlich.

Die viele Pflege, die sie jetzt genoß, schlug ihr sichtlich an, ihre Gesundheit besserte sich, und sie sah zuweilen aus, als könnte es ihr einfallen, achtzig Jahre alt zu werden.

Eines Tags, als Mäxchen allein bei ihr in der Mansarde saß, hörte der Kleine plötzlich zu spielen auf und sagte:

Tante!

Was willst du, Mäxchen? fragte sie.

Wann wirst du denn abkratzen, Tante?

Was verstehst du unter Abkratzen, liebes Mäxchen? fragte die Tante, indem sie herzutrat.

Das Kind sah sie mit starren Augen an und vermochte keine Erklärung zu geben. Endlich sagte es:

Papa hat neulich gesagt: Wann wird denn die alte Schachtel einmal abkratzen?

Der Apfel, den die Tante soeben vom Schrank heruntergelangt hatte, wanderte wieder unter den Vorrat zurück.

So, so, sagte sie mit ihrem boshaften Lächeln und sah den Kleinen aufmerksam an, um in dem kindlichen Gesicht die ihr so tief verhaßten Gutbrotschen Familienzüge zu suchen.

So, so, wiederholte sie noch ein paarmal ganz befriedigt, wie wenn sie etwas sehr Angenehmes vernommen hätte. Es war, als wäre sie durch Mäxchens Mitteilung erst so recht mit sich selber in Harmonie gesetzt worden.

Wird es dir nicht leid tun, Mäxchen, fragte sie dann im freundlichsten Ton, den sie aufbringen konnte, wenn die schwarzen Männer deine arme alte Tante auf den Kirchhof tragen?
Doch der Kleine zeigte keinerlei Bewegung, sondern fragte begierig dagegen:
Nimmst du alle deine Sachen mit, wenn du in dem schwarzen Koffer auf den Kirchhof fährst?
Jawohl, alle, antwortete die Tante.
Am Morgen nach jenem Gespräch legte Tante Susanne ihren schwarzen Kaschmir an und fuhr in die Residenz.
Als sie von dort zurück war, änderte sie ihre ganze Lebensweise. Sie nahm ein Dienstmädchen, richtete sich eine Küche ein und ließ das Essen nicht mehr tragen, sondern kochte selbst. Auch ein neues Fransentüchlein nebst einem guten warmen Kastormantel hatte sie mitgebracht, und — worüber ihre Bekannten fast auf dem Kopf standen — sie hatte sich in der Residenz beim ersten Photographen aufnehmen lassen; in ganz großem Kabinettformat, mit ihrer langen Nase und ihrem Bärtchen, mit Schal und Fransentüchlein, den Regenschirm in der Hand, stand sie da, wie sie leibte und lebte. Sie zeigte das Bild jedem, der es sehen wollte, und erzielte damit im ganzen Städtchen einen unerhörten Heiterkeitserfolg.
Nur der Familie Gutbrot verging das Lachen. Sie rechneten sich aus, was alle diese Neuanschaffungen gekostet hatten, und jammerten laut über die Sprünge der alten Närrin: denn, sagten sie, es geht ja alles vom Unsrigen. Die Frauen lagen ihrem Albert in den Ohren, daß er die Verschwenderin entmündigen lasse, bevor sie ihr Geld vollends gar für die Hirngespinste des Verschönerungsvereins oder für die Erfüllung pfarrherrlicher Wünsche verplempere. Und da Albert der unvernünftigen Forderung seinen passiven Widerstand entgegensetzte, kehrten die drei, die ohnehin von seiner Tatkraft nicht die günstigste Meinung hatten, ihre ganze Galle gegen ihn und redeten von dem Familienhaupt nur noch als ‚Dummerjahn' und ‚Schlafmütze'.

Unter Susannens Bekannten wollte man ganz bestimmt wissen, daß ihr jetzt noch zu all ihrem Reichtum hin eine große Erbschaft zugefallen sei. Die jüngeren Leute, die weiter gar nichts von ihr wußten, als daß sie einen Flecken in ihrer Vergangenheit und sehr viel Geld habe, brachten diese beiden Dinge miteinander in Verbindung und erzählten, der Besitzer jener Firma, deren Agentur sie innegehabt, sei in früheren Jahren ihr Liebhaber gewesen und habe sie bei seinem Tode zur Haupterbin gemacht.
Sie selber ließ sich auf keine Erklärung ein; sie sagte bloß, wenn ihr jemand auf den Zahn fühlen wollte, sie sei jetzt, gottlob, so gestellt, daß sie sich etwas erlauben dürfe.
Aber die Änderung all ihrer Lebensweise kam ihr schlecht zustatten, und noch hatte sie es nicht lange so getrieben, als es mit ihrer Gesundheit bergab ging.
Eines Morgens fand man sie auf einer Seite gelähmt, aber bei klarem Bewußtsein. Sie verlangte, ins Spital gebracht zu werden, doch die Familie widersetzte sich. Der Gedanke an den Arzt und die Krankenschwestern flößte den guten Leuten einen wahren Schrecken ein, und jede Person, die das Zimmer der Kranken betrat, stand bei ihnen im Verdacht der Erbschleicherei. Sie trieben die herbeigeeilten Freunde fast mit Gewalt von hinnen und ließen sich in einer Kammer der elenden Mansardenwohnung nieder, um abwechselnd bei der Kranken zu wachen.
Und das muß man ihnen lassen: was nur die zärtlichste Liebe vermocht hätte, das taten die drei Frauen für die zänkische alte Tante. Ihre Schwägerin schleppte sie mit Fannys Hilfe von einem Bette zum andern und gab ihr löffelweise die Nahrung ein. Aber auch Elise pflanzte sich am Krankenlager auf und war nicht zu vertreiben. Sie köchelte für die Patientin und brachte ihr feine Weine. Und indem Susanne immer die eine gegen die andere ausspielte, nährte sie eine stete Eifersucht, die sich zwar in ihrer Gegenwart nur durch den Wettstreit der Aufmerksamkeiten äußerte, aber hinter der Tür des Krankenzimmers oft

genug in scharfen Worten und feindseligem Betragen losbrach.

Nur wenn von außen jemand erschien, um nach Susannens Ergehen zu fragen, standen die drei zusammen und wehrten wie Löwinnen jeden Eindringling ab. Keine fremde Hand durfte ihre Patientin berühren, ja sie duldeten nicht einmal die Handreichungen des Dienstmädchens. Den Pfarrer, dessen Besuch sie nicht verhindern konnten, beobachteten sie unter tausend Ängsten und erschwerten es ihm wenigstens durch fortgesetzte Unterbrechungen, von seinen Kirchenscheiben zu reden.

Die Frage, wem Tante Susanne ihren Besitz vermachen werde, beschäftigte die ganze Stadt, am meisten, wie begreiflich, die Familie Gutbrot. Die messingbeschlagene Schatulle, die auf der Kommode stand, war das Ziel aller Gedanken und häufig genug der Gegenstand wechselseitiger feindseliger Anspielungen der Verwandten. Keines gönnte dem anderen sein Teil, und doch mußte, nach den Zinsen zu schließen, die jeden Ersten aus der Residenz eintrafen, das Kapital groß genug sein, um alle glücklich zu machen. Diese Zinsen schloß Susanne, sowie sie ankamen, eigenhändig in der Schatulle ein, die man ihr vors Bett stellen mußte, und beim Öffnen konnte man sehen, wie hoch die Schatulle mit Wertpapieren angefüllt war, lauter wohlgeordneten einzelnen Päckchen in blauen Umschlägen.

Susanne schwelgte jetzt förmlich in Bosheit und genoß ihre Macht noch einmal aus dem vollen. Sie war mit nichts zufrieden, klingelte hundertmal des Tags, warf die Kissen auf den Boden, goß die Suppe um, ließ sich auskleiden, ankleiden, vom Bett aufs Kanapee und vom Kanapee nach dem Bette tragen, daß ihre Umgebung der Mühsal beinahe erlag. Die alte Gutbrot brach auch wirklich zusammen und wurde selber bettlägerig, aber die Jungen setzten ihren Wettlauf fort, ohne sich um ihre Mutter und Schwiegermutter zu kümmern, die jetzt hilflos zu Hause lag.

Durch die ständige Drohung: Ich lasse mich ins Spital tragen, erhielt Susanne ihre Pflegerinnen willfährig. Aber nicht nur gepflegt wollte sie sein, sondern auch unterhalten. Sie ließ sich von Elise die Zeitung vorlesen vom ersten bis zum letzten Wort, und Fanny mußte mit ihr Damen ziehen oder die schmutzigen Karten auf der Bettdecke ausbreiten, und sobald das geringste versehen wurde, gab es die schnödesten Reden.

Dabei durfte man keinen Gegenstand im Zimmer berühren, sonst schrie sie gleich, man wolle sie bei lebendigem Leibe beerben. Das bare Geld nahm sie recht auffällig wieder aus der Schatulle, als ob es dort nicht sicher wäre, und versteckte es unter ihr Kopfkissen. Durch dieses Gebaren machte sie die beiden Wärterinnen so mißtrauisch gegeneinander, daß immer eine der anderen auf die Finger sah.

Sie lag wie ein Teufel in ihrem Bett mit ihren Runzeln und ihrer spitzigen Nase, daß, wer sie sah, sich vor ihr fürchtete.

Der Assessor kam täglich, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und brachte ihr Blumen, an denen sie sich zu ergötzen schien.

Da noch eine vorübergehende Besserung eintrat, ließ sie sich eine Krücke anfertigen, mit der sie durchs Zimmer gehen wollte; aber ihre Wärterinnen duldeten es nicht, und vier jugendliche Arme waren immer bereit, sie zu heben und zu stützen.

Eines Tages endlich, als sie sich etwas besser fühlte, begehrte sie ihr Testament zu machen. In aller Stille wurde der Notar mit den Zeugen geholt, und sie bestand darauf, daß auch der Arzt zugegen sei, um die geistige Gesundheit der Erblasserin zu beglaubigen. Denn, sagte sie jeder Partei geheimnisvoll, es müsse beizeiten ein Riegel vorgeschoben werden, daß nicht der andere Teil nach ihrem Hingang sich herausnehme, das Testament anzufechten.

Als das vorüber war, schien sie eine große Erleichterung zu empfinden. Sie ließ die Familienmitglieder nacheinander vor ihr Bett kommen, dankte allen und versicherte jeden einzeln, daß sich die Größe ihrer Dankbarkeit erst nach ihrem Tode offenbaren werde.

Zu Fanny sagte sie:
Du bist zu edel, ich verdien' es gar nicht um dich, denn ich habe dich nie leiden können.
Worauf diese gutmütig erwiderte: Ach, Tante, mach' dir doch keine Gedanken darüber, denn ihr eigenes Gewissen war auch nicht rein.
Darauf rief sie Albert und Elise und führte mit diesen die gleiche Szene auf.
Nachdem sie ihre Umgebung noch wochenlang bis aufs Blut gequält hatte, verschied sie einmal ganz plötzlich über ihren Karten.
Ein zahlreiches Geleit folgte ihrer Bahre. Der Verschönerungsverein legte durch die Hand des Oberförsters seiner Gönnerin einen schönen Kranz aufs Grab. Unter den vielen Blumenspenden fiel auch ein sinniger, aus weißen Rosen gebundener Trauerstrauß des Assessors mit reichen Schleifen auf. Als der Pfarrer am offenen Grabe, wie gewöhnlich, den Lebensgang der Verblichenen erzählte, streifte er schonend über das Mißverständnis hin, das sie eine Zeitlang ihren Mitbürgern entfremdet hatte, und verweilte um so eingehender bei der Darstellung ihrer Tugenden und Verdienste.
Wie oft haben wir sie hier stehen sehen, sagte er, bei Wind und Wetter, bei Sonne und Regen, in ihrem bescheidenen schwarzen Trauergewand, wenn es galt, einem Mitbürger die letzte Ehre zu erweisen, und ihre Träne fehlte auch dem Ärmsten nicht. Wir werden sie hier nie wieder stehen sehen. Aber freuen wir uns, meine Geliebten, daß wir sie dereinst wiedersehen werden im Glanze, dort, wo die irdischen Gebrechen verschwunden sind und die Seele in fleckenloser Reinheit ihrem himmlischen Bräutigam entgegenschwebt.
Unserem guten Pfarrer war es ohne Zweifel Ernst mit dem, was er sagte; denn der Glanz, in dem er die verewigte Susanne stehen sah, ging von den gemalten Kirchenscheiben aus, die sie ihm noch auf dem Totenbette vorgespiegelt hatte.

Aber für uns Kinder war es eine schwere Aufgabe, uns die böse, zänkische Alte im weißen Unschuldsgewand mit Flügeln an den Schultern vorzustellen. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks, denn ich war aus Neugier heimlich von Hause weggelaufen, um beim Begräbnis der alten Susanne zuzusehen. Und noch etwas anderes ist mir ganz lebhaft im Gedächtnis: als die erste Erdscholle, von der Hand des Herrn Albert Gutbrot geworfen, auf Susannens Sarg niederkollerte, da scholl es wie ein rauhes, polterndes Gelächter aus dem offenen Grabe, und ich lief in hellem Schrecken davon, bevor die Zeremonie zu Ende war.

Einige Tage nach der Beerdigung wurde auf dem Amtsgericht das Testament verlesen. Dasselbe war dem Notar in Gegenwart der Zeugen von der Erblasserin verschlossen übergeben worden, und keine Seele hatte von dem Inhalt Kenntnis. Nur die gesetzlichen Erben waren geladen. Aber eine Anzahl Neugieriger, die durch die Geschwätzigkeit des Amtsdieners den Termin erfahren hatten, drängte sich in den Vorraum ein, und einige von ihnen wußten es bei der mangelnden Aufsicht einzurichten, daß sie hinter der Tür die Verlesung des Testaments mit anhörten. Durch diese verbreitete sich der Inhalt blitzschnell über die ganze Stadt und wurde zuallererst dem Assessor mitgeteilt, der in dem gegenüberliegenden Kaffeehaus die Zeitung las.

Das Testament lautete:

Ich, Anna Susanna Gutbrot, Lehrerin a. D. an der Mädchenschule, setze bei voller geistiger Gesundheit nachstehend meinen letzten Willen auf und bedaure nur, daß ich nicht persönlich zugegen sein kann, wenn dieses Schriftstück verlesen wird.

Nachdem ich mein kleines, von den Eltern ererbtes und durch meine Sparsamkeit verdoppeltes Barvermögen in eine Rente verwandelt habe, die mit meinem Tode erlischt, wäre ich der Mühe enthoben, noch ein Testament zu machen, wenn ich nicht zum Dank für erwiesene große Liebesdienste einige Legate auszusetzen gedächte.

Zuvor aber habe ich noch ein Wort mit meinen Mitbürgern und Verwandten zu reden.

Durch euren Neid und Geiz, eure Bosheit und Dummheit habt ihr mich um meine Jugend betrogen und mein Leben vergiftet. Als ich jung und hübsch war, habt ihr mich verleumdet und verfemt. Als ich alt und häßlich wurde, habt ihr mich verfolgt und verspottet. Weil ich blonde Haare hatte und ein feines Gesicht, wurde ich aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen. Weil ich weiße Haare und eine spitzige Nase bekam, warf man mit Steinen nach mir.

Ihr Junge werdet sagen: das war lange vor unserer Zeit. Aber das ist mir gleichgültig. Ihr zwitschert ja doch nur, wie eure Alten gesungen haben, denn Neid und Geiz, Bosheit und Dummheit sind unter euch unsterblich, sie wechseln nur die Person. Darum habt ihr meinen Haß in gerader Linie von euren Eltern geerbt. Ich habe ihn vierzig Jahre lang in mir angesammelt und Zinsen zu Zinsen geschlagen. Vom Haß gegen euch habe ich mich genährt, wenn ich darbte, und wenn eine Krankheit mich niederwarf, der Haß machte mich wieder gesund. Man hat mir vorgeworfen, daß ich nicht einmal die Tiere liebte, wie es einer rechtschaffenen alten Jungfer zukommt, und es ist wahr: ich konnte sie nicht leiden, weil sie euch ähnlich sind. In Katzen und Möpsen, in Papageien und Affen sah ich immer eure Züge und eure Art. Nur die Pflanzen habe ich geliebt, die stillen, unschuldigen, und am meisten die, von denen ihr nichts wissen wollt. Mein einziges Glück war mein Gärtlein, das ihr so lächerlich fandet: das Asyl für die verstoßenen Kinder der Pflanzenwelt.

Ich habe gelebt von der Hoffnung auf eine späte Genugtuung, die ich mir langsam vorbereitet habe, und eure Habsucht hat sie mir glänzender beschert, als ich erwartete. So wisset denn: die falschen Gerüchte von meinem Reichtum habe ich selber in Gang gebracht. Fragt nur auf dem Steueramt, wo ich Kapitalien fatierte, die ich nie besaß. Übrigens habe ich euch nie über meine Ver-

mögensverhältnisse belogen. Man täuscht euch ja am besten, wenn man euch die Wahrheit sagt. Euer eigener Geiz hätte es euch bestätigen müssen, was ich euch immer wiederholte, daß eine alte, unglückliche Person nicht in der Lage ist, Reichtümer zu sammeln. Aber ihr seid dumm und blind ins Garn gelaufen, und es war mir ein königliches Vergnügen, mich so in meinen späten Jahren umschmeichelt und umkrochen zu sehen.

Die Herren vom Verschönerungsverein und der Herr Pfarrer werden es vielleicht nach dem Gesagten verstehen, warum ich für gut fand, mein bißchen Geld einer Leibrentenanstalt zu schenken. An den paar Tagen Wohlleben lag mir nichts mehr, und ohnehin sorgte die späte Zärtlichkeit meiner Verwandten für meine Bedürfnisse. Aber es könnte ja sein, daß die Menschen wirklich durch den Anblick eines schönen Brunnens und gemalter Kirchenscheiben besser würden, und das täte mir leid. Ich wünsche, daß Dummheit und Bosheit weiter blühen wie bisher, denn ich sehe nicht ein, warum andere glücklicher sein sollen als ich. Vielmehr hoffe ich zu Gott, daß ihr fortfahren werdet, euch gegenseitig all das Leid anzutun, das ich euch von ganzem Herzen wünsche.

Damit aber doch meine Freunde nicht völlig leer ausgehen, hinterlasse ich dem löblichen Verschönerungsverein meine Photographie, die er aufstellen mag, wo er es für gut findet, und meinen verehrten Seelsorger bitte ich, meine Brille anzunehmen, damit er Menschen und Dinge etwas deutlicher erkennen lernt.

Zur Bestreitung der Leichenkosten wird die noch vorhandene kleine Barschaft nebst dem Erlös aus meinen Möbeln genügen.

Und jetzt zu euch, meine lieben Angehörigen!

Mein Gehör, das, gottlob, immer vortrefflich gewesen ist, hat mich in den Stand gesetzt, euch gründlich kennenzulernen. Es freut mich, sagen zu dürfen, daß ihr eins des anderen würdig seid und keins unter euch war, das mich gezwungen hätte, meine Meinung von den Menschen im allgemeinen und von den Gliedern meiner Familie insbesondere zu ändern.

Über den Rest meiner Habe verfüge ich zu euren Gunsten wie folgt:

Die Schatulle, die auf meiner Kommode steht, und die euch alle soviel beschäftigt hat, soll mit ihrem ganzen Inhalt an meinen Neffen Albert als das jetzige Haupt der Familie übergehen. Doch stelle ich die ausdrückliche Bedingung, daß er die darin befindlichen Papiere nicht zu persönlichen Zwecken, sondern nur für das Geschäft verwenden darf.

Und damit er sich den Kopf nicht zu zerbrechen braucht, will ich ihm sogleich sagen: er findet in der Schatulle die alten Schulhefte meiner französischen Klasse, die ihm zum Einwickeln von Pfeffer und Schnupftabak gute Dienste leisten werden.

Für die gefällige Elise, seine Gattin, habe ich ein gesticktes Tüchlein ausgesucht, um sich daran den Mund zu wischen.

Meiner witzigen Nichte Fanny hinterlasse ich mein altes Kartenspiel und wünsche, daß es ihr einmal an den einsamen Abenden, die nicht ausbleiben werden, die Zeit so gut vertreiben möge wie mir selber.

Jetzt ist noch meine Schwägerin Auguste zu bedenken, die ich stets als die erste Ursache meines Unglücks betrachtet habe. Ihr wünsche ich zur Vergeltung nichts als ein langes Leben in der Mitte der Ihrigen. Zum Andenken an mich soll sie die Krücke erhalten, die ihr an ihrem Lebensabend nützlicher sein wird als mir, da sie schwerlich so viele Hände bereit finden wird, sie zu heben und zu tragen.

Auch der Herr Assessor, dessen zartsinnige Aufmerksamkeiten mir so wohlgetan haben, soll nicht vergessen sein. Ich habe eine Strähne meiner Haare für ihn abgeschnitten, die man in meinem Schrank mit den anderen legierten Gegenständen finden wird. Er kann sie zu einem Ringe flechten lassen oder in einer Kapsel auf der Brust tragen — zum dauernden Andenken an die gemeinsam zugebrachten schönen Stunden.

Mein Gärtlein aber vermache ich den Schmetterlingen und den Vögeln des Himmels. Keines Menschen Fuß soll es betreten,

niemand soll von seinen Früchten genießen. Zum ewigen Wahrzeichen soll es stehenbleiben und meinen Haß noch den späten Geschlechtern ansagen. Verflucht sei die Hand, die es wagt, meinen Boden umzugraben, verflucht sei der Mund, der von meinen Beeren nascht, verflucht, wer nur eine Latte von meinem Zaune bricht. Und wenn es eine Wiederkehr von jenseits des Grabes gibt, so werde ich sicher kommen, um den Übertreter meines Verbotes zu peinigen.

So schloß das Vermächtnis der Tante Susanne.

Ich weiß nicht, was die Erben für Gesichter dazu gemacht, noch ob sie ihre Legate angetreten haben. Ich weiß nur, daß das Gutbrotsche Geschäft trotz der geerbten Schatulle vollends ganz zugrunde gegangen ist und daß die Glieder der Familie sich dürftig und gedrückt durchs Leben schlagen mußten. Die alte Gutbrot lebte noch viele Jahre, von der Gicht gequält und noch mehr von den Launen der alternden Fanny, die später als Stütze der Hausfrau in eine fremde Familie eintrat.

Der Assessor heiratete eine reiche Fabrikantentochter und wurde bald nach auswärts in eine höhere Stelle berufen.

Was Monumentalbrunnen und gemalte Kirchenscheiben betrifft, so gehören sie noch heutigentags unter die frommen Wünsche der Bürgerschaft. Der Pfarrer starb über seinen Bemühungen weg, und der Stadtschultheiß, der die nötigen Summen noch immer nicht auftreiben konnte, behilft sich nach wie vor ohne den Bürgermeisterstitel.

Das Gärtchen blieb als Wahrzeichen stehen, wie Susanne es verlangt hatte. Der Zaun zerfiel, aber die Berberitzen- und Stachelbeerhecken wucherten immer dichter und bildeten schließlich ein fast undurchdringliches Geflecht. Niemand wagte mehr den Fuß hineinzusetzen, nachdem einmal ein fürwitziger Junge sich dort vor Schreck beinahe den Tod geholt hatte. Er wollte bei Nacht die kleine, von Gestrüpp umwachsene Lattentür umreißen, um zu den Kornelkirschen zu gelangen — da richtete sich im Innern des

Gärtchens eine gebückte weibliche Gestalt aus den Beeten empor und schwebte mit flatterndem Gewande dem Störenfried entgegen, der von dem Schrecknis eine Krankheit davontrug und lange Zeit brauchte, um sich zu erholen.

Zwar suchten ihn später aufgeklärte Geister zu überzeugen, daß er nur einen vom Winde bewegten Zeuglappen gesehen habe, der von der Seligen noch bei Lebzeiten als Diebs- und Vogelscheuche dort aufgehängt worden war, aber er ließ es sich nicht nehmen, die Tante Susanne sei ihm in eigener Person erschienen, mit dem Fransentüchlein auf dem Kopf, vom langen Schal umflattert, und habe ihn von ihren ‚Dürrlitzen' zurückgescheucht. Dieses Abenteuer hatte zur Folge, daß das Gärtlein unangetastet blieb als Tummelplatz für Schmetterlinge und Vögel, wodurch das Vermächtnis der Tante Susanne buchstäblich in Erfüllung ging.

Endlich kam der Staat, der nicht viel Federlesens macht, und legte seine Eisenbahn mitten durch das verwunschene Gärtlein, wobei es dem Erdboden gleichgemacht wurde. Da dem Ingenieur, der die Niederreißung anordnete, kein rächendes Gespenst erschienen ist, darf man annehmen, daß der Geist der Tante Susanne jetzt versöhnt sei und Ruhe habe. Auch ihr Fluch scheint endlich von der Bürgerschaft genommen zu sein, denn Kleinlichkeit und Klatschsucht sind im Rückgang begriffen, seitdem das Städtchen durch seine Zweigbahn dem großen Schienennetz des Landes angeknüpft ist.

Werthers Grab

Mitten in dem anmutigen Lindachtal, am linken Ufer der Lindach, liegt das freundliche Pfarrdorf Ilgenau mit seinem kleinen, weißgestrichenen Kirchlein und der uralten Linde daneben.

Die Eisenbahn durchschneidet das Dorf am oberen Ende, wo sich die große Klarysche Ziegelfabrik mit ihren ausgedehnten Schuppen und dem rauchenden Ringofen befindet. Doch der Schnellzug kümmert sich nicht um die mit Backsteinen hochaufgetürmten Loren, die auf dem Seitengeleise angeschoben sind, und läßt mir kaum die Zeit, einen Blick auf das nüchterne Bahnhofsgebäude mit seinen Signalvorrichtungen zu werfen. Dann lehne ich mich zurück, und im Weiterfahren erscheint vor meinen inneren Augen ein völlig anderes Bild. — Wo der Bahnhof steht, da sehe ich im Geist eine langgestreckte Parkmauer mit hochwipfligen Baumreihen, zwischen denen tief unten in der Nähe des Flusses die Rückseite eines großen Wohnhauses mit hohen Schornsteinen und steinerner Terrasse eben noch zu erkennen ist. Weiterhin tauchen hinter der Mauer grüne Lauben, weiße Götterfiguren und lange Taxusgänge auf, die nach einem kleinen, von Maulbeerbäumen beschatteten Häuschen im Schweizerstil mit grünen Läden, hölzernen Altanen und ebensolcher Außentreppe führen. Ringsum ist alles grün; an Stelle der rauchenden Schlöte, der Ziegelschuppen und der nassen Lehmgruben sehe ich nur Obstgärten und Felder mit wehenden Halmen bis hinauf zu den waldgekrönten Höhen des Lerchenbergs und abwärts bis zur Lindach,

in deren kristallklarem Wasser sich die Erlen und Weiden des Ufers spiegeln.

Es ist das Ilgenau, das noch keine Eisenbahn hatte, das Ilgenau meiner Kindheit.

In jener schönen Zeit, wo es noch gar keine Zeit gab und wo man folglich mit den Tagen anfangen konnte was man wollte, war ich häufig zu Besuch in Ilgenau. Meine frühesten und schönsten Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen. War's Zufall oder täuscht mich die Erinnerung? — Ich meine dort nie ein schlechtes Wetter erlebt zu haben, wie es mir auch vorkommt, als hätten die Kirschen dort zeitiger geblüht und süßer geschmeckt als jemals wieder anderwärts.

Ein Freund der Eltern, den wir Kinder ‚Onkel' nannten, hatte damals das Haus mit den hohen Schornsteinen inne, und er kam oft in seinem zweispännigen Jagdwägelchen nach der Stadt gefahren, um sich eins oder das andere von uns als Gast nach Ilgenau zu holen.

Er war ein gewaltiger Nimrod, der Onkel Entreß, und zeigte sich in der Öffentlichkeit nie anders als von Hunden umbellt, meist zu Pferd oder zu Wagen, seltener zu Fuß, und dann fast immer in Jägertracht. Pferde, Hunde und Kinder liebte er mit Leidenschaft, wie überhaupt alles, was Lärm ins Haus brachte. Nachdem er kurze Zeit beim Militär gewesen, wo er sich mit seinen Vorgesetzten nicht vertragen konnte, hatte er sich auf den väterlichen Besitz in Ilgenau zurückgezogen, den er mit mäßigem Erfolg selber bewirtschaftete. Er war Adliger, aber freisinnig, und um seinen Freisinn zu betätigen, sowie auch seinen aristokratischen Verwandten zum Tort, hatte er ein bürgerliches Fräulein — noch dazu mit kleiner Mitgift — heimgeführt. Doch er, der sonst gegen groß und klein voll Freudlichkeit war, behandelte die anmutige, hingebende Frau unwirsch und ungerecht. Ohne allen Anlaß gab er ihr barsche Worte und konnte sich sogar so weit vergessen, daß er sie vor Gästen und Dienstboten herabsetzte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tante Thekla hatte ein sanftes Gesicht mit blauen Augen und schwarzen, gescheitelten Haaren, und ihr stilles, überaus liebreiches Wesen hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Sie wußte, daß ihr Gatte eine andere geliebt hatte, eine stolze Amazone, die zwei Sommer lang in den Wäldern von Ilgenau mit ihm geritten und gejagt hatte, und die er nie vergessen konnte, obgleich er von ihr verschmäht worden war. Thekla sprach von dieser anderen, die sie nur vom Hörensagen kannte, in den Ausdrücken der höchsten Verehrung, und gern hätte sie sich ganz nach ihr gemodelt, um ihrem gestrengen Eheherrn zu gefallen; aber wie sie sich auch anstellte, sie machte es ihm niemals recht, denn sie war zu weich geartet für den heftigen Mann.

So konnte er ihr zum Beispiel nie verzeihen, daß es ihm in den Flitterwochen nicht gelungen war, sie reiten zu lehren. Sie hatte sich zwar gehorsam von ihm in den Sattel heben lassen, hatte auch bebend die Zügel in die Hand genommen, aber sobald das Pferd sich nur ein wenig in Trab setzte, war sie aus lauter Angst regelmäßig wieder heruntergeglitten, was den Onkel Entreß aufs tiefste verdroß. Auch zitterte sie immer am ganzen Körper, wenn er einen seiner großen Hunde züchtigte; denn es war einmal vorgekommen, daß der furchtbare Harraß, der Schrecken des ganzen Dorfes, sich bei einer solchen Gelegenheit auf den eigenen Herrn gestürzt und ihm eine tiefe Bißwunde beigebracht hatte. Seither wurde sie jedesmal bleich, wenn das Tier nicht auf der Stelle gehorchte, und Onkel Entreß griff nun aus Ärger in ihrer Gegenwart doppelt gern zur Peitsche, so daß das arme Frauchen aus den Ängsten gar nicht herauskam.

Onkel Entreß hauste mit seinen Hunden und Flinten im Erdgeschoß, wo alles wild durcheinander lag. Thekla dagegen besaß eine ganze Reihe eigener, schön eingerichteter Zimmer im oberen Stock, die aber alle zu trauern schienen wie die Seele ihrer Bewohnerin. Darunter war eines, das ganz voll stand von Kästen und Schränken, und alle diese Kästen und

Schränke waren mit Kleidern angefüllt, deren sie unzählige besaß.

Einmal, als sie mir ein besonderes Vergnügen machen wollte, führte sie mich in dieses Zimmer und zeigte mir sämtliche dort aufgespeicherten Kleider. Sie waren sehr prächtig — oder schienen mir wenigstens so — mit vielen Bandschleifen und blitzenden Knöpfen verziert, und ein jedes hatte seine eigene Geschichte. Das hellblaue mit den schwarzen Samtbändern hatte die Blicke ihres Mannes angezogen, als er sie zum erstenmal sah; das leichte aus rosa Seidenstoff erinnerte sie an jenen Ballabend, wo sie sich kennenlernten; das weiße hatte sie zur Trauung getragen, das graue auf der Hochzeitsreise und so weiter. — Die Kleider waren für sie lebende Wesen, ihre Vertrauten. Sie saß oft vor dem offenen Schrank und führte stumme Gespräche mit ihnen. Auch gab sie keines jemals her, so gern sie sonst schenkte, und ihr Mann verschrie sie deshalb als einen Geizdrachen, was ihr, obgleich sie dazu lächelte, heimlich sehr wehe tat, denn er verkannte damit ihr innerstes, ganz auf Liebe zu ihm gestelltes Wesen. Wer sie um ein altes Kleid anging, dem schenkte sie das Zeug zu einem neuen, und die abgetragenen hängte sie in einen besonderen Schrank, wo sie das Asylrecht auf ihre alten Tage genossen. Die geflammte Busenschleife, die sie von einem dieser Kleider mit schwerem Herzen absteckte, um sie mir zu schenken — dieselbe war, beiläufig gesagt, so groß, daß sie meine halbe damalige Person bedeckt hätte —, mußte ich ihr am anderen Morgen zurückgeben, versteht sich, gegen angemessene Entschädigung: es scheint, daß diese Schleife etwas wußte, das all den anderen Kleidungsstücken entfallen war.

Nachdem sie jenes Tags den Inhalt sämtlicher Schränke vor mir ausgebreitet hatte, zog sie mich zu sich heran, legte beide Arme um meinen Hals und weinte. Und ich verstand gefühlsmäßig, daß sie weinte, weil sie nicht geliebt und einsam war, und weil sie an leeren Hüllen nnd an den Kindern fremder Leute ihr hungerndes Herz sättigen mußte.

Während sie noch weinte, kam sporenklirrend der Onkel herein. Sie erschrak und trocknete rasch die Tränen. Aber die Schränke zu schließen, war es zu spät.

Immer Fetzen und Fahnen! sagte der ungeduldige Mann stampfend und ging schnell wieder hinaus.

So war das Entreßsche Ehepaar, bei dem alle Kinder aus befreundeten Häusern ihre zweite Heimat hatten. Wir konnten dort tun und treiben, was wir wollten, und hatten das Recht, in Haus und Hof das unterste zu oberst zu kehren. Tante Thekla war nicht älter als unsereins: sie kroch mit uns unter die Tische und versteckte sich, wenn es sein mußte, im Hühnerstall. Der Onkel dagegen, der ihr den Vorrang in unserer Liebe nicht lassen wollte, gab uns Anleitung in der Landwirtschaft, das heißt, er ließ uns auf dem hochbeladenen Heuwagen fahren, setzte uns auf die pflügenden Ochsen oder ließ uns durch die Garbenluke wohl zwanzig Schuh tief in die mit Heu und Korn gefüllte Scheune hinabspringen, wo man in den Garben versank und sich unter Jubel und Gelächter, die Haare und Kleider voll Heu, wieder herauswand.

Nebenan in dem Schweizerhäuschen wohnten die drei alten Fräulein von Plessen, nach denen das Haus seiner Kleinheit halber im Scherz die Plessenburg genannt wurde. Zu meiner Zeit waren es nur noch zwei; die dritte, Franziska, lebte in der Erinnerung der anderen noch mit als die ‚Schwester Franz', und ich hörte sie so oft nennen, daß ich mir einbilden könnte, sie auch gekannt zu haben, wenn die Jahrszahlen dem nicht widersprächen.

Fräulein Luise von Plessen, die älteste von den dreien, war Theklas nächste Freundin, eine damals schon hochbetagte Dame, deren Geburt noch ins achtzehnte Jahrhundert fiel. Sie ging immer weiß gekleidet, in einem weiten, verzierten Oberkleid, das sich vorn über einem reich mit Falbeln besetzten Unterkleid öffnete; auf dem Kopfe trug sie einen großen Florentiner Strohhut mit weißem Band und schwarzseidene, netzgestrickte Halbhandschuhe an den schön-

gepflegten Händen. Obgleich das Alter der Schäferspiele weit hinter ihr lag, war sie doch mit ihrem Schäferhut nicht lächerlich: eine sanfte Würde, eine Jugend der Seele stimmte zu diesem Anzug. Ihre Haare waren noch völlig schwarz, und sie hatte weder Runzeln noch Furchen, nur daß die Haut ein wenig lose geworden war, aber ihre zarte Färbung war ihr geblieben, wie ein welkes Rosenblatt noch immer ein Rosenblatt ist.

In der ganzen Gegend nannte man sie nur Das Fräulein. Sie war der gute Geist von Ilgenau, denn sie strickte und nähte für die Armen, schickte den Kranken Wein, schlichtete Familienzwistigkeiten und dokterte auch ein wenig bei den Bauersfrauen. Aber wer ihrer bedurfte, der mußte zu ihr kommen, denn sie verließ die Plessenburg nie. Diese Gewohnheit wurde mit der Zeit so mächtig, daß es Gewalt gebraucht haben würde, um die alte Dame nur bis ans andere Ende der Dorfstraße zu bringen.

Ihr Geburtstag war immer ein Fest für den ganzen Ort. Die Schulmädchen sangen vor ihrer Tür und überreichten Sträuße, die ansässigen besseren Familien machten Glückwunschbesuche, alte Freunde aus der Stadt fanden sich ein, und gelegentlich hielt auch ein Hofwagen aus der Residenz vor dem Garten, deren rotberockte Lakaien das Entzücken der Dorfjugend waren.

Das Fräulein war nämlich in jüngeren Jahren Vorleserin und Vertraute der Königinmutter gewesen und unterhielt noch lange Zeit Beziehungen zum Hofe. Sie war viel mit ihrer Gebieterin gereist, liebte wie diese die Kunst und Poesie und sprach geläufig fremde Sprachen. Von ihr hatte sie die unerschütterliche lächelnde Hoheit, die ihr das Ansehen gab, als ob sie selbst dem Lande einen König geschenkt hätte.

Bemerkenswerter für uns Kinder war übrigens ihre Schwester Sophie, eine Idiotin, die den ganzen Tag in der Bettjacke schimpfend am Fenster oder am Zaun ihres Vorgärtchens lag, um die Schwelle des Entreßschen Hauses zu bewachen. Sie hatte gar keinen Hinterkopf, sondern nur ein Gesicht, das deshalb wie

eine Maske aussah; um den Mangel zu verdecken, trug sie meist eine weiße kattunene Schlafhaube. Sprechen konnte sie nicht, sie lallte bloß, verfügte aber gleichwohl über eine große Auswahl der allergemeinsten Schimpfworte, von denen man nicht begriff, wo sie sie bei ihrer Abgeschlossenheit aufgelesen haben konnte. Onkel Entreß pflegte deshalb zu sagen, daß die Kenntnis der Schimpfwörter dem menschlichen Gehirne eingeboren sei.

Sie war sehr verliebter und eifersüchtiger Natur und übte im Orte eine Art Sittenpolizei aus; denn wenn ein Mädchen sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, so war sie unter den ersten, die davon wußten. Der Kläffer Piccolo durfte nur den Kopf nach des Onkels schöner Diana drehen, so warf sie mit Steinen nach ihm, und sie trug immer einen Stecken mit sich, um den Haushahn aus dem Bereich seiner Hennen fernzuhalten. Ging aber gar ein Liebespärchen an ihrem Zaun vorüber, so rief sie ihnen greuliche Schimpfworte nach, die zum Glück von den Betroffenen ihrer lallenden Sprache wegen meist nicht verstanden wurden. Wenn sie es zu arg trieb, so rief man den Onkel Entreß, der der Gegenstand ihrer Verehrung war, damit er sie beruhige. Sobald dieser an den Zaun trat und sagte: Guten Tag, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen? gab sie sich zufrieden und ging für den Rest des Tages mit strahlendem Gesicht umher, indem sie immer von Zeit zu Zeit zu sich selber sagte: Guten Abend, Fräulein Sophie, wie geht es Ihnen?

An die Schwester Franz, die lange in Italien gelebt hatte, erinnerten auf der Plessenburg noch ein herrlicher Kupferstich, eine Raffaelsche Madonna darstellend, sowie ein Bildnis Dantes. Es hieß von ihr, sie sei eine überzeugte Spiritistin und Tischrückerin gewesen und habe mit den Jahren auch die viel begabtere und gebildetere Luise in ihren Bannkreis gezogen.

Tante Thekla konnte uns keine höhere Ehre erweisen, als indem sie uns auf die Plessenburg mitnahm, und es lag in der Luft, daß man sich dort äußerst gesetzt und bescheiden betrug. Das hoheits-

volle Wesen des alten Fräuleins machte mir einen so tiefen Eindruck, daß ich in ihrer Nähe kaum zu atmen wagte. Auch die Großen schienen zu ihr emporzublicken, denn sie galt allgemein für eine Dame von ganz außergewöhnlicher Bildung, und der mystische Anflug erhöhte nur die Anziehung, die von ihrer Person ausging. Sie sprach gern allein mit sich selber, und wenn sie im Garten wandelte, lag immer ein abwesendes Lächeln auf ihren Lippen. Auch sah man sie nicht selten stillstehen und den Kopf wenden, als ob sie die Antwort einer unsichtbar gegenwärtigen Person vernehme. Man wußte, daß sie griechische Philosophen las, von denen sie seltsame Glaubenssätze sich zu eigen gemacht haben sollte. So hieß es, daß sie im Windhauch die Geister der Abgeschiedenen erkenne und in den Sonnenstäubchen die Seelen der Ungeborenen, die das All füllen. Dieser Phantasien gedachte man im Freundeskreis mit einem leisen, ehrerbietigen Kopfschütteln, denn das Fräulein machte keine Proselyten und äußerte sich auch gegen ihre Vertrautesten nur selten und andeutungsweise über ihren Verkehr mit der anderen Welt. Für die kindliche Neugier hatte das alles einen großen Reiz, und eine Zeitlang war es unsere Lieblingsunterhaltung, uns heimlich an das verdunkelte Fenster zu stellen, um in einem Sonnenstrahl, der durch den Spalt des Außenladens hereinfiel, das künftige Geschlecht sich tummeln zu sehen.

Das Entreßsche Gut und die Plessenburg nebst den umgebenden Gärten hatten ursprünglich einen zusammenhängenden Besitz, das Erbgut derer von Plessen, gebildet, das mit seinem prachtvollen, im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts angelegten Park das Wunder der Gegend gewesen war. In dem großen Haus mit der steinernen Terrasse und den hohen Schlöten waren sämtliche drei Fräulein von Plessen geboren. Sie verkauften es zusamt dem größten Teil der Anlage an den Vater des Herrn von Entreß, um die Schulden eines leichtsinnigen Bruders zu decken, der später nach Amerika ging und dort verscholl. Nur einen schma-

len, aber langen Parkstreifen mit dem sogenannten Sommerhäuschen hatten sie für sich behalten und das Häuschen für ihre bescheidenen Bedürfnisse zum Wohnen umgebaut. Von der Zusammengehörigkeit der beiden Häuser blieb immer etwas erhalten, indem die Scheidemauer nur sehr niedrig gezogen wurde und ein festes geistiges Band die Besitzer verknüpfte. Luise von Plessen und die alte Frau von Entreß, die gleichfalls eine hochgebildete Dame gewesen sein muß, hielten eng zusammen und lebten in einer gemeinsamen idealen Welt. Der alte Entreß dagegen war ein praktischer Landwirt, und unter seinen Händen verlor das Gut allmählich ganz den ursprünglichen Charakter. An Stelle der Laubgänge und herrlichen Blumenbeete traten lange Reihen von Birnen- und Pflaumenbäumen, die künstlichen Ruinen verschwanden, der durch unterirdische Röhren gespeiste Weiher wurde zur Viehtränke hergerichtet, und in unseren Tagen waren auch die Borkenhütte und der chinesische Tempel, die die allgemeine Umwälzung noch eine Zeitlang überdauert hatten, nur noch in der Erinnerung vorhanden.

Drüben auf der Plessenschen Seite aber, durch die Grenzmauer und eine daranschließende Hecke den Blicken entzogen, lebte und webte noch die alte Zeit. Sie war auf den engsten Raum zusammengedrängt, aber sie war noch lebendig und wirksam. Ein zauberhafter Friede lag über diesen duftenden Blumenbeeten, diesen altmodischen Taxuswänden, diesen efeuumsponnenen Mauernischen, in deren einer noch eine gipsene Ceres ohne Arme thronte. Selbst die Blumen rochen nach Vergangenheit, nicht nach einer toten, welken Vergangenheit, sondern nach einer von der Erinnerung verklärten, die schöner ist als die Gegenwart. Für uns Kinder hatte diese fremde Welt eine übermächtige Anziehung; wir stiegen oft auf die niedrige Grenzmauer, um hinüberzublicken, und wir meinten, auch der Sonnenschein, der drüben auf den Beeten spielte, das Summen der Mücken und das Schwärmen der Bienen gehörten einem anderen Jahrhundert an.

Deutlich erinnere ich mich noch an ein glänzendgrünes, sonnbeschienenes Rasenrund mit einer großen Vase in der Mitte. Von dort führten Taxusalleen sternförmig nach allen vier Seiten des Gartens; länglichrunde, von niedrigem Buchs umsäumte Blumenbeete lagen dazwischen. Bei diesen sah man häufig das Fräulein selbst mit Gießkanne und Gartenschere hantieren, wobei sie starke lederne Handschuhe trug, um die zarte Weiße ihrer Hände zu schonen. Durch den Mittelgang gelangte man an das obere Ende der Parkmauer, wo unbeschnittene Rosen- und Weißdornhecken ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. In der Ecke stand eine herrliche Gruppe von Trauerweiden, und unter den Weiden barg sich das Geheimnis der Plessenburg.

Das Geheimnis der Plessenburg aber war nichts anderes als ein Grab.

Ich hatte es niemals mit Augen gesehen, aber ich wußte, daß es da war.

Ein Grab! Das bloße Wort regte meine tiefste Neugier auf. Darin lag ein Ding, das einst ein Mensch gewesen, und von dem jetzt nichts mehr übrig war als die Erinnerung. Ein Mensch, der umherging und aß und trank und sprach und lachte wie wir. Wie er ausgesehen haben mochte, dieser Mensch, der da drüben an der Parkmauer schlief und über dessen Haupt die Bienen summten? Ich mußte immer an seine Nähe denken, und das Grab war vor allem Ursache, daß ich so gern auf das Mäuerchen stieg.

Gräber, das wußte ich, befanden sich sonst nur auf Kirchhöfen, und ich suchte vergebens zu erraten, auf welche Weise ein Grab in dieses stille Lustgärtchen kam. Gelegentlich hatte ich auch sagen hören, es sei ‚Werthers Grab', aber dadurch war ich um nichts klüger geworden, denn ich wußte ja nicht, wer dieser Werther war.

Auf die Fragen, die mich bewegten, gab mein viel älterer Spielkamerad Ludolf, ein Schwestersohn des Onkels Entreß, Auskunft.

Dieser Knabe war erschreckend klug, und der Onkel Entreß nannte ihn nur den Doktor Allwissend. Von jedem Berg konnte er augenblicklich die Höhe, von jeder Stadt die genaue Einwohnerzahl angeben. Sobald ein Stichwort fiel, zog er ein Schubfach seines Gehirns auf und brachte einige auf den Gegenstand bezügliche Daten oder Zahlen hervor.

Als ich ihm meine Zweifel wegen des Grabes anvertraute, sagte er: Der Werther war ein Selbstmörder, und Selbstmörder begräbt man nicht in geweihtem Grund.

Was ist das, ein Selbstmörder? fragte ich schaudernd.

Ein Selbstmörder ist einer, der sich selbst das Leben nimmt. So einer, wie der Vetter Jasmund.

Alsbald stand die unheimliche Gestalt eines Verwandten der Entreßschen Familie vor mir, bei dessen Ankunft ich mich jedesmal versteckte, denn er trug ein schwarzes Lederläppchen auf der Stirn, und unter diesem Läppchen, hieß es, sei die Stelle, wo er sich selbst eine Kugel hineingeschossen habe.

Als Ludolf den tiefen Eindruck seiner Mitteilung sah, erzählte er mir alles, was er von Werther wußte. Unter anderem sagte er, Werther habe einen blauen Frack mit gelber Weste angehabt, als er sich erschoß. Warum diese Nebensache mein Entsetzen noch vermehrte, weiß ich nicht, aber es war so. Der unglückliche Werther war fortan der Alp meiner Kinderträume: immer sah ich ihn im blauen Frack mit gelber Weste durch einen langen Gang auf mich herankommen, er hatte das bleiche, todestraurige Gesicht des Herrn von Jasmund, und über der durchschossenen Stirn trug er ein schwarzes Lederläppchen. Aber der Reiz war stärker als das Grauen, und es zog mich jetzt noch mehr als sonst nach der geheimnisvollen Stelle.

Gern hätte ich von Ludolf erfahren, weshalb der Werther die Tat getan, aber mit dieser Frage kam ich an den Unrechten, denn Ludolfs Hirn befaßte sich nur mit Tatsachen; um die inneren Vorgänge kümmerte er sich nicht.

Ich glaube, aus Liebe, sagte er schließlich wegwerfend, als ich mit Fragen nicht nachließ.

Dagegen beschrieb er mir eingehend das Grab mit seiner Umgebung, das er einmal genau besichtigt hatte, als er sich zufällig ganz allein im Plessenschen Garten befand. Nach seiner Schilderung war es ein viereckiges Rasenstück, von den mächtigen alten Trauerweiden ganz überdeckt und mit den schönsten Blumen bepflanzt. Darauf erhob sich über niedrigem Sockel ein gebrochener Säulenschaft, mit marmornem Lorbeerkranz umwunden. Er trug keinen Namen, nur eine lange Inschrift, die mir Ludolf auswendig hersagen konnte. Denn er hatte ein staunenswertes Gedächtnis, das alles einmal Gehörte oder Gelesene wörtlich festhielt, und wenn er am Leben geblieben wäre, so hätte er ein statistisches Genie werden müssen. Er starb aber, noch bevor er die Universität bezog, die Ärzte sagten, an Anämie; ich habe mich jedoch nie der Vermutung entschlagen können, daß er an einer Überfüllung des Gehirns mit Tatsachen gestorben sei. — Der Spruch, den er mir mit geschlossenen Augen mechanisch herleierte, hieß: Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schöne; ringsum wird sein Auge mich suchen und wird mich nicht finden.

Auf der anderen Seite stand ein griechisches Wort, das nach Ludolfs Erklärung soviel bedeutete wie: Lebe wohl! oder Sei gegrüßt!

Da meine Neugier bei Ludolf keine weitere Nahrung fand, forschte ich Thekla nach dem Geheimnis der Plessenburg aus.

Aber sie konnte mir wenig Auskunft geben, denn der Trieb, die Dinge zu ergründen, lag nicht in ihrer Natur. Sie wußte nur, daß das Grab schon zur Zeit ihrer Schwiegermutter dagewesen war, daß aber nie von demselben geredet wurde. Jedenfalls sei es das Grab einer dem Fräulein nahestehenden Person, sagte sie, denn diese sowohl wie die Schwester Franz — so wurde die Verstorbene auch von den Freunden genannt, in Anerkennung, daß

Luise die Hauptperson war —, hätten es stets mit eigenen Händen gepflegt und viele Stunden des Tags in stiller Sammlung dort zugebracht. Auch würde niemals eine fremde Person dorthin geführt, und man habe mit Absicht Bäume und Gebüsche auf dieser Seite des Gartens verwildern lassen, um das Grab den Blicken der Besucher zu entziehen. Thekla selber hatte es nie gesehen. Sie nahm an, daß eine besonders schmerzhafte Erinnerung damit verknüpft sei, irgendein tragisches Familiengeheimnis, das vielleicht außer ihrer verstorbenen Schwiegermutter keinen fremden Mitwisser gehabt habe. Denn diese sei oft in früheren Jahren mit den beiden Freundinnen an dem stillen Ruheplatz gesessen und habe zuweilen auch Kränze dorthin getragen, ohne je den Namen des Toten zu nennen, dessen Andenken sie damit ehrte.

Warum fragst du nicht das Fräulein selber? sagte ich.

Aber Thekla antwortete, daß dies sehr unpassend wäre und daß sie auch gar nicht neugierig sei. Einmal, noch zu Lebzeiten der Schwester Franz, habe ein vorlauter Besucher, nachdem er heimlich bis zu dem Grabmal vorgedrungen sei, diese Frage gestellt, aber das Fräulein habe den Unbescheidenen mit einem Blicke angesehen, daß ihm das Weiterfragen vergangen sei. Und die Schwester Franz sei gleichfalls über die Unschicklichkeit sichtlich bestürzt gewesen. Seit der Zeit würde sich niemand mehr eine solche Freiheit herausnehmen.

Jetzt konnte ich mein Licht nicht länger unter den Scheffel stellen. Ich rückte ganz nahe zu ihr heran und flüsterte in ihr Ohr:

Weißt du denn nicht? In dem Grab liegt ein Selbstmörder wie der Vetter Jasmund.

Tante Thekla fragte, wie ich zu dem Einfall komme, und nun erzählte ich ihr, was ich von Ludolf wußte: daß der Verstorbene Werther geheißen, einen blauen Frack mit gelber Weste getragen und sich aus Liebe erschossen habe. Aber Thekla lächelte und schenkte diesen Mitteilungen keine Beachtung.

Ich konnte nicht wie Thekla von mir rühmen, daß ich nicht neugierig sei, vielmehr brannte ich vor Verlangen, das Grab zu sehen. Ich gab mir alle Mühe, Ludolf zu einer gemeinsamen Forschungsreise in den Nachbargarten zu bewegen. Aber Ludolf wollte sich nicht dazu verstehen, denn nachdem er einmal die Ortsbeschaffenheit besichtigt und alle auf das Grab bezüglichen Tatsachen in seinem Gehirn verzeichnet hatte, war für ihn die Sache abgetan. Und um nichts auf der Welt hätte ich mich auf eigene Hand an die Stelle gewagt, die mich dämonisch anzog. Wir kamen endlich überein, daß ich allein die Mauer übersteigen und den Gang nach Werthers Grab antreten sollte, während Ludolf oben sitzend als Schildwache zurückbleiben und mir durch seine Nähe eine moralische Unterstützung gewähren wollte. Aber kaum hatte mein zagender Fuß die Mittelallee betreten, die nach der oberen Parkmauer führte, als der Verräter Ludolf mit dem Schrei: Hu, der Werther kommt! hinuntertauchte und verschwand.

Ich machte rechtsum und rannte, so schnell ich konnte, dem Wohnhaus zu, während in meinem Rücken ein lautes Gekläff erscholl und etwas Scharfes mir plötzlich hinterrücks in die Kniekehle fuhr. Ich meinte, der Werther habe mich gefaßt, und fiel laut schreiend in zwei Arme, die sich mir entgegenstreckten.

Es war meine Freundin Julie, die Nähterin des Dorfes, die, mit einem Zeuglappen in der Hand und die Brust mit Nadeln bespickt, mir die Treppe herunter zu Hilfe flog. Ich schluchzte meine Angst in ihren getreuen Armen aus. Schon hatte sich das ganze Haus um mich versammelt, das Fräulein kam in eigener majestätischer Person heran, die Dienerin brachte ein Becken mit Wasser, und der Missetäter Piccolo duckte sich scheu daneben ins Gesträuch. Das gebissene Knie wurde untersucht, und das Fräulein ließ es sich nicht nehmen, die Wunde selber auszuwaschen und mit schneeweißem Leinenzeug zu verbinden, wobei ich die Berührung ihrer linden, weißen, noch völlig glatten Hände äußerst wohltuend empfand. Dann wurde ich mit ausgestrecktem Bein

auf der grünen Bank unter den Maulbeerbäumen gebettet, und als Thekla auf die Nachricht von dem Unfall herüberflog, hatte ich Schmerz und Schreck sowie den Zweck meiner Unternehmung, nach dem mich zum Glück niemand fragte, in Juliens Gesellschaft vergessen.

Julie war die Tochter des Sägemüllers, dessen Anwesen drüben am rechten Lindachufer unter der schönen Erlengruppe stand. Ein Herzleiden machte sie gebrechlich, weshalb ich sie für ziemlich betagt hielt, obgleich sie nicht viel über zwanzig zählte. Sie trug sich auch so dunkel und unscheinbar wie eine Alte, und ihre schweren braunen Zöpfe, die ihre einzige Schönheit waren, versteckte sie in einem schwarzen, gestrickten Seidennetz, unter dem ihre Stirn unförmlich hoch erschien. Aber in ihrer verkümmerten Gestalt barg sich ein Feuergeist. Ihre großen Augen hatten oft einen brennenden Glanz, der mehr als von der Krankheit von dem hohen Schwung ihrer Seele herrührte, denn sie schwebte immer in Erdferne und machte dabei rührend schlechte Kleider, alle nach dem gleichen Schnitt für Alt und Jung. Wie auch die Mode wechselte, es war unmöglich, sie zu einer Änderung in ihrem Schnittmuster zu bewegen. Wenn man ihr ein neueres Modell vorlegte, um es nachzuschneiden, so drehte sie es gelassen hin und her und gab es dann zurück, indem sie mit freundlicher Entschiedenheit sagte: Das hat keinen höheren Wert.

Julie war die Vertraute aller Seelenschmerzen im ganzen Ort, denen sie reichlichen Tränenzoll weihte, und wenn irgendwo ein Sterbefall eingetreten war, so erschien sie auch ungerufen im Haus, nähte und weinte. Dabei war sie ebenso tapfer wie gefühlvoll, und jedes Unrecht hatte an ihr eine offene, unversöhnliche Widersacherin.

Für mich gab es keine größere Freude, als wenn ich Julie auf der Sägemühle besuchen durfte. Ich saß dann bei ihr in dem kleinen Stübchen über dem Fluß, wo der Boden schütterte und die alten Erlen zum Fenster hereinsahen, und sie erzählte mir,

während sie nähte, schaurige Sagen. Wenn sie aber feierlich gestimmt war, dann ließ sie die Arbeit liegen und deklamierte mit schrecklich falschem Pathos, das jedoch von mir höchlich bewundert wurde, ‚Hektors Abschied'. Sie hatte immer irgendeinen Band Poesie, der dem Fräulein gehörte, auf ihrem Nähtisch liegen und schwärmte für die Griechen, mit deren großen Namen und Taten sie gern das Gespräch würzte; und wenn dabei auch kleine Verwechslungen mit unterliefen, so schadete das nichts, denn ich war noch nicht imstande, sie nachzuprüfen. Julie liebte alles Heroische, und es war ein öffentliches Geheimnis, daß Onkel Entreß, in dem sie das Urbild heldenhafter Männlichkeit sah, der Gegenstand ihrer verschwiegenen Neigung war. Wir Kinder neckten sie auch bisweilen, indem wir ihr Liebesbriefe schrieben, als ob sie vom Onkel kämen. Sie war natürlich über deren Herkunft keinen Augenblick im Zweifel, denn schon die Krakelfüße verrieten ihre Urheber; dennoch machten ihr die Briefe das größte Vergnügen, weil sie ihrer Einbildungskraft schmeichelten. Ja, es wurde mir sogar später erzählt, daß sie sich in ihrer letzten Krankheit unsere Briefe habe unter das Kopfkissen legen lassen, um sich durch das unschuldige Spiel über ihr kurzes, freudeloses Leben zu trösten, und daß sie, mit dem Haupt auf diesen Blättern ruhend, entschlummert sei.

Julie lebte in innigster Freundschaft sowohl mit dem Fräulein wie mit Tante Thekla, denn Standesvorurteile gab es in Ilgenau nicht, und auch der Abstand der Jahre spielte keine Rolle. Nur daß das Fräulein die jüngeren Freundinnen duzte, was von diesen nicht erwidert wurde. Der reinste Idealismus verband diese drei Naturen, an die sich alle zartbesaiteten oder hochstrebenden Seelen im Ort anschlossen. Luise von Plessen hatte schon seit einer Reihe von Geschlechtern der Weiblichkeit von Ilgenau ihren Stempel aufgedrückt.

An gewissen Nachmittagen kamen diese Frauen mit dem Strickbeutel zusammen, redeten von den letzten Unglücks- und Sterbe-

fällen in ihrer Bekanntschaft und weinten dazu, indem eine jede an ihre eigenen Schmerzen, geträumte oder wirkliche, dachte. Das geschah so recht mit Lust, und wenn sie sich ausgeweint hatten, schenkten sie Kaffee ein, aßen Kuchen und waren wieder guter Dinge. Dieses Tränenkonventikel war zwar den Männern ein Greuel, und Onkel Entreß nannte es ungalant das ‚Heulkränzchen', aber für die Frauen hatte es großen Wert, denn sie reinigten und entluden sich dabei auf Wochen hinaus von aller Trübsal und Bitternis, daß sie die Zwischenzeit in heiterer Rüstigkeit zubringen konnten.

Eine höhere Weihe schwebte über diesen Zusammenkünften, wenn sie auf der Plessenburg stattfanden. Ein solcher Nachmittag, dem auch ich beiwohnen durfte, steht mir noch ganz lebendig vor der Seele. Es war dazu, außer den anderen Gästen, auch die Oberin eines adligen Frauenstiftes aus der Nachbarschaft herübergekommen, und diese neue Gestalt erregte meinen tiefsten Anteil; denn sie war, obwohl nicht mehr jung, von ungewöhnlicher, vornehmer Schönheit und trug einen der stolzesten Namen des Landes. Ich konnte die edlen Züge im Rahmen der schwarzen Haare und die zarte Weiße der Haut nicht genug anstaunen, und obwohl ich sie nur dieses eine Mal gesehen habe, ist ihre Erscheinung mir unvergeßlich geblieben. Julie machte mir später Andeutungen, als ob jener bleiche Herr von Jasmund in ihrem Leben eine Rolle gespielt habe: doch das lasse ich dahingestellt, denn Juliens Phantasie sah überall Liebesromane.

Das Fräulein behandelte den edlen Gast mit einer Auszeichnung, die nicht dem hohen Stand und der Stellung gelten konnte. Sie drückte ihr wiederholt über den Tisch die Hand und sagte dabei ein Wort, das mir unbekannt war und mich durch seinen fremdartigen Klang und die Betonung, womit es gesprochen wurde, noch lange verfolgte.

Dieses Wort, an dessen Bedeutung auch der Doktor Allwissend zuschanden wurde, hieß Missolunghi.

Das Fräulein hatte ein von ihrer Hand geschriebenes Buch auf dem Tische liegen, das auf der gepreßten Lederdecke mit fingerlangen Goldbuchstaben die Aufschrift Poesie trug. Aus diesem las sie mit leuchtenden Augen ein Gedicht, worin unter vielen großartig fremden Namen ein einziger meinen Ohren geläufiger, der Familienname des anwesenden Stiftsfräuleins, vorkam. Von dem Gedicht, das mich sehr entzückte, habe ich nur die eine Strophe behalten:

O Missolunghi, deine Gräber glänzen —

Im übrigen blieb mir der Sinn der Verse ziemlich dunkel, denn er schwebte und schwankte in den unbestimmten Linien einer heroischen Schwärmerei. Um so stärker wirkte die feierliche Sprache, und es war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Außerordentliches geschehen. Julie saß mit weit offenen, glänzenden Augen, als starrte sie einer glorreichen Erscheinung entgegen, und Thekla legte beide Arme um das Fräulein, wie aus Furcht, daß sie ihr durch die Lüfte davongetragen werden könnte.

Sie hatte wohl Grund, die hilflose kleine Frau, sich so eng an ihre Beschützerin zu klammern, denn das Fräulein war ihr einziger Halt. Sie allein durfte es wagen, den Onkel Entreß bisweilen abzukanzeln und das verschüchterte Frauchen gegen seine Rücksichtslosigkeiten in Schutz zu nehmen. Sie hatte ihn schon als kleinen Jungen gekannt, und das eingewurzelte Ehrfurchtsverhältnis machte ihn gegen das alte Fräulein zahm. Außerdem war Luise von Plessen die Großtante jener kühnen Amazone, der Onkel Entreß sein Herz nachgeworfen hatte. Im Empfangszimmer der Plessenburg hing ein hübsches Pastellbild der Baroneß Clémence, das ihm lange Zeit großes Verlangen einflößte. Doch das Fräulein verweigerte ihm das Geschenk, weil sie sich über des Mannes hartnäckige und absichtliche Selbstverblendung ärgerte, und sie sagte oft, daß es nur der Reiz des unerlangten Wunsches sei; denn wenn Herr von Entreß ihre Nichte bekommen hätte, so würde er sie um nichts besser behandeln als die arme Thekla. Aber diese

selber setzte es durch, daß sie das Bild durch einen zeitweilig im Ort anwesenden Maler kopieren lassen durfte, zur Überraschung für ihren Gatten; eine Güte, die ihr freilich schlecht bekommen sollte, denn der eigensinnige Mann verbohrte sich über dem täglichen Anblick noch mehr in seinen Wahn. Nie konnte er das Bild betrachten, ohne seine Frau durch einen verletzenden Vergleich zu kränken. Das war eine andere als du, pflegte er jeden Augenblick zu sagen, oder: Glücklich der Mann, dem ein solches Weib zuteil wird. Das alles ertrug sie mit freundlicher Miene, indem sie sogar selber an dem Kultus für die Amazone teilnahm; und die Kopie, die über ihres Mannes Schreibtisch hing, stäubte sie jeden Tag mit eigenen Händen ab.

Sie war auch die einzige, die ihm geduldig zuhörte, wenn er von der Baroneß Clémence zu reden anhub, und sie wußte nachgerade jedes Wort auswendig, das die beiden miteinander gesprochen hatten. Nichtsdestoweniger ließ sie sich die Geschichte ihrer Bekanntschaft immer aufs neue erzählen, denn dies war das einzige Mittel, ihn ab und zu in ihrer Nähe festzuhalten. Seine Schwärmerei für die Baroneß Clémence verhinderte ihn aber nicht, ein sehr scharfes Auge für die aufblühenden Dorfschönheiten zu haben, und Thekla wußte wohl, daß er ihr nicht treu war; aber sie trug auch das mit Engelsgeduld, ohne ihr goldenes Gemüt durch Eifersucht vergiften zu lassen. Wer hingegen über des Onkels Liebschaften fuchsteufelswild wurde, das war die Idiotin, die stets auf dem laufenden war, und wenn ein solches Mädchen sich nur von weitem dem Entreßschen Hause näherte, so erhob sie von ihrem Posten hinter dem Zaun ein wütendes Geschrei.

Von all diesen Dingen waren wir Kinder aufs genaueste unterrichtet, ohne daß ich sagen könnte, wer sie uns erzählte. Sie lagen in Ilgenau gleichsam in der Luft, denn niemand hatte dort vor seinen Nachbarn Geheimnisse, und außerdem wurde zwischen Kindern und Erwachsenen wenig Unterschied gemacht: wie die Großen sich willig zu Spielkameraden der Kleinen hergaben, so

nahmen sie auch keinen Anstand, uns durch die Gespräche, die sie vor unseren Ohren führten, in ihre Welt hineinblicken zu lassen. Nur dem Geheimnis, das Werthers Grab umschwebte, war ich noch um keinen Schritt näher gekommen, ja ich hatte das Grab, das meine Einbildungskraft so stark beschäftigte, noch immer nicht mit Augen gesehen.

Da berief mich eines Abends Julie, die gerade im Entreßschen Haus nähte, geheimnisvoll in den Garten und bat mich, ihr beim Schneiden von Laub und beim Winden von Kränzen behilflich zu sein; es müsse heimlich geschehen, und niemand als wir beide dürfe darum wissen. Natürlich war ich gleich mit ganzer Seele bei der Sache. Wir füllten einen großen Waschkorb mit Eichenlaub, Immergrün, Stechpalmen und anderem Grünzeug, dann setzten wir uns im hintersten Winkel des Gartens und flochten die Kränze, wobei ich ihr die Zweige reichte und sie dieselben kunstvoll um den Reif aus Weidengerten befestigte. Zuletzt wanden wir noch einen kleineren Kranz aus lauter dunkelroten Rosen, der wunderbar duftete. Aber wie sehr ich in sie drang, Julie wollte mir nicht sagen, für wen die Kränze bestimmt seien. Sie verhieß nur, daß ich ihr in aller Frühe behilflich sein dürfe, sie an Ort und Stelle zu bringen, und daß sie mich zu diesem Zweck zeitig wecken werde. Julie pflegte nämlich, wenn es viel Näharbeit gab, im Entreßschen Hause zu schlafen, und dies waren, glaube ich, ihre glücklichsten Stunden, weil Onkel Entreß abends vor Schlafengehen noch auf der Schwelle der Nähstube erschien und freundlich mit dem Kopfe nickte. Auf dieses Kopfnicken freute sie sich den ganzen Tag.

Des anderen Morgens erschien sie auch richtig ganz früh an meinem Bett und hieß mich leise aufstehen. Ich fuhr schnell in die Kleider und folgte ihr in den Garten, wo wir die Kränze im Brunnentrog aufbewahrt hatten. Es war schon ganz hell, obgleich die Sonne noch hinter den Bergen stand. Wir liefen schnell mit unseren Kränzen durch die feuchten Gartenwege nach dem Grenzmäuerchen,

und ich stellte keine Fragen mehr, denn jetzt wußte ich, wohin der Weg ging. Leise und vorsichtig stiegen wir hinüber, um Piccolo, der drüben im Hause schlief, nicht zu wecken. Dann schlichen wir durch den Taxusgang nach der oberen Parkmauer, bis dichtes Gestrüpp uns den Weg versperrte. Julie fand ohne Mühe den Durchgang. Wir traten auf lichtgrünen Rasen, und in der Mauerecke schimmerte uns etwas Weißes durch die Zweige der Trauerweiden entgegen. Es war der Stein von ‚Werthers Grab'.

Zwei Weiden standen rechts und links und ließen wie weinende Dryaden ihr langes grünes Gelock bis zur Erde niederhängen, daß es, weit ausgebreitet, einen rund umschlossenen grünen Tempel bildete. Die dritte war hinter den Grabstein gepflanzt und stieg hoch und strack hinauf, indem sie nur ganz oben eine breite Krone trieb, deren grüne Fahnen wie Fransen eines Baldachins hoch in der blauen Luft über den geneigten Wipfeln ihrer Nachbarinnen hingen.

Wir schoben die Zweige wie einen Türvorhang zurück und fanden uns in einer grünen Dämmerung, die von der aufsteigenden Sonne durchleuchtet war. Ich umging das Grab von allen Seiten, entzifferte die Inschrift, die ich schon kannte, und sah mir lange die unverständlichen griechischen Buchstaben auf der Rückseite an. Der Hügel war mit Efeu und Vergißmeinnicht umrandet und sorglich gepflegt, wie es sonst nur frische Gräber sind. Daneben stand eine steinerne Bank, auf der das Fräulein und auch die Schwester Franz, als sie noch lebte, lesend oder stickend ihre Stunden zu verbringen pflegten.

Schnell war das ganze Grab mit unseren Kränzen bedeckt, und Julie kauerte daneben, um sie zurechtzurücken. Den blutroten, den ich am Fußende niedergelegt hatte, nahm sie weg und befestigte ihn an dem marmornen Säulenschaft.

Ihre Augen glänzten wie zwei Feuerflammen, als sie mir geheimnisvoll sagte:

Heute ist der Tag der Schlacht von Salamis.

Darauf stand sie lange schweigend, wie in stummem Gebet. Aber an der Art, wie sie die Lippen bewegte, merkte ich, daß sie Verse vor sich hin murmelte, und ich meinte auch das Wort ‚Missolunghi' wieder zu hören.

Plötzlich kniete sie vor dem Hügel nieder, lehnte den Kopf an die steinerne Umrandung und ergoß ihre verhaltenen Gefühle in einen Tränenstrom.

Als sie sich satt geweint hatte, stand sie auf, faßte mich schweigend bei der Hand und zog mich fort, indem sie den Finger auf den Mund legte. Eilig huschten wir längs der Mauer und Hecke hin, bis wir die bequemste Stelle zum Überklettern fanden, und machten erst drüben auf Entreßschem Boden halt. Julie war außer Atem und hielt mit beiden Händen ihr stark klopfendes Herz.

Julie, sagte ich und war froh, endlich wieder reden zu dürfen, wenn aber das Fräulein sieht, daß wir Werthers Grab bekränzt haben —?

Es ist nicht Werthers Grab, antwortete sie. Wie kommst du auf die Dummheit?

Der Ludolf hat es gesagt.

Ach, der will alles wissen und weiß gar nichts.

Sie wollte weitergehen, aber ich ließ sie nicht von der Stelle. Ich legte beide Arme um ihren Leib, was ihr bei ihrem großen Liebesbedürfnis sehr wohl tat, bat und drängte und schmeichelte, bis sie endlich sagte:

Ich weiß, du bist ein verschwiegenes Kind — das war ein Lob, das ich in der Tat verdiente —, ich will es dir sagen. Aber schwöre mir — und sie hob drei Finger auf —, daß du ewig schweigen willst.

Ich tat, was sie verlangte.

Darauf teilte sie mir in gedämpftem Tone mit, daß in dem Grab der Jugendverlobte des Fräuleins liege, der für die Freiheit der Griechen in den Tod gegangen sei.

Ich weiß es nicht von ihr selber, setzte sie hinzu, denn sie spricht nie von dem Grabe. Die Schwester Franz hat es mir anvertraut.

Solange sie lebte, haben wir immer gemeinsam an diesem Morgen das Grab mit Kränzen geschmückt. Seitdem sie tot ist, besorge ich's allein. Das Fräulein darf nicht wissen, von wem die Kränze kommen, und sie fragt auch nie danach.

Sie erzählte mir ferner, daß das Fräulein sie einmal in vertrauter Stunde das Bildnis des Verstorbenen habe sehen lassen, das sie in einem Saffianfutteral in ihrem Geheimschubfach aufbewahre. Es stelle einen Jüngling von idealer Schönheit vor. Auch etwas Geschriebenes von seiner Hand habe sie ihr gezeigt, einen Stammbuchvers über den Schmerz, der sei unsäglich schön, und wer ihn gelesen habe, möchte gern sein Leben lang Schmerzen leiden. Außerdem wollte sie noch wissen, daß der Verstorbene Hyperion geheißen habe; das aber glaubte ich ihr nicht, denn es klang mir gar zu befremdlich.

Ihre Griechenbegeisterung übersprang an jenem Tage alle Grenzen und schlug ihr in Blitzen aus den Augen. Sie sagte, wenn sie die Wahl hätte, würde sie das Los des Fräuleins dem höchsten Erdenglück vorziehen, so groß sei die Ehre, den geliebten Gegenstand für die Freiheit eines edlen Volkes hinzugeben.

Und auf dem Rande des Brunnens sitzend, hielt sie mir einen kleinen geschichtlichen Vortrag über die Freiheitskämpfe der Griechen, wodurch sie jedoch in meinem Kopf eine böse Verwirrung anrichtete. Denn sie warf die griechischen Unabhängigkeitskämpfe aus den zwanziger Jahren mit den Befreiungskriegen der alten Hellenen zusammen, verwechselte die Türken mit den Persern, und die Namen Lord Byron, Themistokles und Marco Botzaris fielen beständig durcheinander. Doch was ihr an Kenntnis der Tatsachen abging, das ersetzte sie durch glühende Überzeugung. Sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick bereit wäre, eine griechenfeindliche Flotte in die Luft zu sprengen. Ihre erhabene Ausdrucksweise stand dabei zu der breiten Mundart, die zu mildern ihr nicht recht gelingen wollte, im sonderbarsten Gegensatz, und besonders das Wort ‚Philhellenen', das sie oft gebrauchte, wurde in ihrem Munde

so gedehnt, daß es meinem Ohr wie ‚Vielhellenen' klang und von mir als die Bezeichnung für eine sehr große Griechenschar, vielmehr für das ideale Gesamthellas, aufgefaßt wurde. Ihr Feuer gab diesen längst verklungenen Ereignissen eine solche Lebendigkeit, daß es mir schien, als ob sie von gestern wären. Und wie nahe rückten sie erst, als Julie mir erzählte, daß es der Vater jener schönen, von mir so bewunderten Stiftsdame gewesen sei, der das Korps der ‚Vielhellenen' befehligt habe, und daß der Tapfere in dem von ihm verteidigten Missolunghi an der Seite des englischen Dichters Lord Byron begraben liege. Dadurch erhielt jene ferne Vergangenheit eine persönliche Beziehung, und auf die Gestalten, die damit zusammenhingen, fiel wiederum ein verstärkter Glanz zurück, der heute noch ihr Andenken verklärt. Aber niemals beschäftigte ich mich mit der Frage, wer die Gebeine jenes jugendlichen Freiheitskämpfers, der fern auf dem Boden von Hellas gefallen war, nach Ilgenau gebracht haben könne, und der guten Julie erging es offenbar ebenso.

So harmlos und unkritisch, so anspruchslos nach außen und so reich nach innen lebten zu jener Zeit die Bewohner von Ilgenau. Aber alles irdische Wesen hat den Keim der Verwandlung in sich, und so waren auch damals schon im stillen Mächte am Werk, die der ganzen Idylle ein gründliches Ende machen sollten.

Seit mehreren Jahren war ein von auswärts gekommener Industrieller im Orte ansässig, der ein großes Grundstück nahe am Flüßchen gekauft und eine Ziegelei nebst Kalkbrennerei darauf errichtet hatte. Seine rauchenden Schlöte waren den beschaulichen Seelen von Ilgenau anfangs ein Ärgernis gewesen; da sie aber den Bedürftigen Brot gaben, söhnte man sich mit dem unschönen Anblick aus. Auch daß allmählich immer mehr von dem schönen Wiesengrund aufgerissen und in schmutzige Lehmgruben verwandelt wurde, mußte man gutheißen, weil der wirtschaftliche Vorteil den ästhetischen Schaden aufwog. Die Ziegelei schien gut abzuwerfen, denn der Betrieb wurde erweitert, und Arbeitskräfte aus den be-

nachbarten Ortschaften wurden herangezogen. Das brachte vermehrte Bewegung nach Ilgenau, ein neues Wirtshaus entstand, und die Kramläden kamen in Flor. Dagegen nahm die Sicherheit und ländliche Stille ab; es gab Raufhändel zwischen den Bauern und Arbeitern, und ich erinnere mich, daß in einer Nacht dem Onkel Entreß sämtliche Apfelbäume geleert wurden, — ein Fall, der seit Menschengedenken nicht erhört worden war und der zur Folge hatte, daß von nun an der schreckliche Harraß im Obstgarten schlafen mußte, wodurch es dort sogar für die Hausgenossen nicht mehr recht geheuer war.

Der Ziegeleibesitzer — er hieß Klary — wurde allmählich im Ort eine wichtige Persönlichkeit, die sich in alle öffentlichen Angelegenheiten mischte. — Er war ein sogenannter schöner Mann mit schwarzem Bart und apfelroten Wangen, der anfangs seines Äußeren wegen, besonders beim weiblichen Teil der Bevölkerung, einen günstigen Eindruck hervorbrachte; es wurde sogar eine Zeitlang gestritten, wer schöner sei, er oder der Onkel Entreß. Doch trug des Onkels martialische Erscheinung wie billig den Sieg davon.

Frau Klary trat mit großen Ansprüchen auf, sie machte häufig Besuche bei Thekla und Fräulein von Plessen, wo sie immer sehr freundlich empfangen wurde; nur in dem idealen Kränzchen, dem sie gerne beigetreten wäre, fand sie keine Aufnahme.

Sie hatte noch mehr Kleider als Tante Thekla, stand aber schwerlich zu ihnen in einem so geheimnisvollen Verhältnis wie diese. Dafür waren ihre Kleider die Bewunderung der ganzen Gegend, so bestimmt auch Julie versicherte, daß sie jedes höheren Wertes ermangelten.

Julie hatte gegen das ganze Klarysche Haus eine unwillkürliche Abneigung; es war, als ob sie von dort her das Eindringen einer fremden, der ihrigen feindseligen Weltanschauung witterte. Dazu kam, daß Herr Klary ihr einmal, als sie im Hause nähte, persönlich zu nahe getreten war. Julie hatte sich nämlich beim Nähen

unter den Daumennagel gestochen und war schleunigst gelaufen, die Nadel in Butter zu stecken, damit der gestochene Daumen sich nicht entzünde. Das war so Brauch bei den Nähterinnen, und Julie hatte nie über die Zweckmäßigkeit desselben nachgedacht. Da kam Herr Klary hinzu und machte sich über ihren Aberglauben lustig. Diesen Spott vergab sie ihm nie, denn sie war sich bewußt, ein gebildetes Mädchen zu sein, und verlangte, daß man sie auch dafür anerkenne.

Als Herr Klary den Boden von Ilgenau hinlänglich erforscht hatte — sowohl im wörtlichen als auch im figürlichen Sinne —, erwarb er das Staatsbürgerrecht, und es hieß, daß er sich in den Landtag wählen lassen wolle. Aber damit hatte es gute Wege. Seine Volkstümlichkeit stand auf sehr schwachen Füßen, obgleich er sich als Wohltäter des Landes aufspielte und es in einem gewissen Sinne auch war. Er hielt seine Arbeiter gut, steuerte viel für öffentliche Zwecke bei und half gerne den Armen, besonders wo es mit einiger Offenkundigkeit geschehen konnte. Jedoch diesen Verdiensten stand ein den Gebildeten wie dem Landvolk gleich unerträgliches persönliches Wesen gegenüber. Herr Klary war ein unterrichteter Mann, aber seine Kenntnisse saßen ihm so lose, daß er sie überall anbringen mußte, wo sie erwünscht und wo sie unerwünscht waren. Dadurch stieß er von vornherein bei seinen neuen Mitbürgern an, die von Natur zur Schweigsamkeit und zur Zurückhaltung neigten, und die häufig von den Dingen, die er ihnen erklärte, genauere Kenntnis hatten als er. Auch sprach er einen fremd klingenden Akzent, denn er stammte aus einer weit entlegenen Gegend des großen, damals noch ungeeinigten Vaterlandes. Vor allem aber konnte niemand in seiner Gegenwart den Mund auftun, ohne daß Herr Klary dazwischenfuhr, um zu berichtigen, einzuschränken, zu widerlegen. Alles Dämmernde, Unerklärbare war ihm in der Seele zuwider, daher verfolgte er den Aberglauben mit dem größten Eifer, indem er populär-wissenschaftliche Schriften unter seinen Arbeitern verbreitete, den Bauern

im Wirtshaus Vorträge hielt, und jedes Winkelchen, in dem sich noch ein Rest der alten Sagenpoesie verkroch, mit seinem Verstandesbesen reinzufegen suchte. Onkel Entreß und seine Freunde nannten ihn deshalb nur den ‚Herrn Aufklärer', und um dieser und anderer Eigenschaften willen hielten sie sich die neue Bekanntschaft, soweit es möglich war, vom Leibe.

Unbeirrt durch die schweigende Gegnerschaft der Eingesessenen ging Herr Klary seines Weges weiter. Er kaufte nach und nach all den verschuldeten Kleinbauern ihre Wiesengründe ab und beschäftigte die Männer in der Fabrik. Es hieß, er habe bedeutende Lehmlager aufgefunden, die einen großartigen Betrieb auf Jahrzehnte hinaus sichern würden, aber der Absatz sei zu gering, weil die Beförderungsmittel fehlten. Bisher waren die Ziegelladungen auf dem Wasserwege versendet worden. Aber die an der Lindach gelegenen Ortschaften boten kein genügendes Absatzgebiet, und überdies verursachte in wasserarmen Jahren die Verfrachtung große Schwierigkeiten. Der Versand auf Ochsenwagen war versucht, aber als zu kostspielig wieder aufgegeben worden. Gleichwohl fuhr Herr Klary fort, sein Kapital in Lehmgründe zu stecken, die ihm vorerst nichts eintrugen, weil er sie unbenützt liegen lassen mußte. Das Landvolk schüttelte den Kopf zu diesem Beginnen; nur einige Tieferblickende waren der Ansicht, er wisse wohl, was er tue, denn Herr Klary habe die Witterung.

Daß er sie wirklich hatte, zeigte sich bald. Schon seit Jahren ging die Rede, daß das Lindachgebiet durch eine Seitenbahn mit den großen Schienenwegen des Landes verknüpft und dadurch der wirtschaftlichen und geistigen Stockung, in der es sich befand, entrissen werden sollte. Aber der Plan war auf die lange Bank geschoben, weil Regierung und Ständekammern anderes zu tun hatten. Durch das Drängen mehrerer Abgeordneten kam er neuerdings wieder in Fluß, man las von den Verhandlungen, die darüber im Landtage gepflogen wurden, und eines Morgens, als die Ilgenauer ihr Amts-

blatt entfalteten, war zu ihrer Überraschung die Lindachbahn beschlossene Sache.

In Ilgenau stand man vor der Frage, ob die Bahnlinie den Ort berühren werde oder nicht. Die Allgemeinheit neigte zu der Annahme, daß man den Schienenweg oben am Rande des großen Forstes hinführen werde, wobei man nur der Straße zu folgen brauchte, die sich am Fuß der Berge zwischen Wald und Wiesengelände hielt. Onkel Entreß fluchte und wetterte im voraus, daß ihm die Eisenbahn das Wild verscheuchen und die Jagd verderben werde. Nur eine kleine Minderzahl, die vom Hause Klary beeinflußt war, vertrat die Meinung, daß man klüger täte, sich dem Flußbett, somit auch der Dorfstraße zu nähern, um für die Zukunft den Anschluß des industriellen Lautertales zu ermöglichen.

Bevor die Ilgenauer mit dem Für und Wider fertig waren, entstand eines Tages eine Bewegung, die das ganze Dorf auf die Beine brachte. Eine Anzahl von Männern in hohen Schaftstiefeln war unter der Führung eines Ingenieurs mit Instrumenten und Meßstangen erschienen und hatte mitten durch die Felder von Ilgenau, ohne Rücksicht auf Zäune und Gräben, eine Linie abgesteckt, die durch eingeschlagene Pflöcke bezeichnet wurde. Bäume waren mit Tafeln versehen und numeriert; und an einzelnen Stellen hatte man farbige Fähnchen neben den Pflöcken aufgepflanzt.

Die abgesteckte Linie führte in einer Entfernung von zwanzig Schritten hinter unserer oberen Parkmauer vorüber. Als die Leute mit ihren Arbeiten so weit gekommen waren, stürzte Ludolf herein, den Vorgang zu melden, und alles lief nach dem Gittertor, um zuzusehen. Ludolf eilte gleich wieder davon, um dem Geometer und seinen Leuten zwischen den Beinen herumzustolpern; denn es gab eine Fülle neuer Tatsachen für ihn einzuheimsen, und man hörte ihn von da an wochenlang nur noch von Theodolithen und Nivellierinstrumenten, von Kurven, Gefällen und dergleichen reden.

Onkel Entreß war gleichfalls erschienen, um den tobenden Harraß im Zaum zu halten, der sich am liebsten über die Mauer hinab auf die fremden Männer gestürzt hätte. Nebenan bellte sein Nachbar Piccolo mit ihm um die Wette. Auch die schwachsinnige Sophie war herzugelaufen und drohte lallend mit einem langen Stecken über die Mauer.

Endlich zog der Lärm auch das Fräulein herbei. Sie kam langsam in ihrem weißen Schäferkleid, ein Buch in den Händen, bis an das niedrige Mäuerchen, das die beiden Anwesen trennte, und erkundigte sich, was vorgehe.

Onkel Entreß trat näher, den Harraß am Halsband haltend, und antwortete, daß man draußen die Vermessungen für die Bahnlinie vornehme; denn die Ingenieure seien am Fuß des Lerchenbergs auf schlechten Boden gestoßen und hätten sich deshalb entschlossen, die Eisenbahn über Ilgenau zu führen.

Die Nachricht, daß hinter ihrem Hause ein Schienenweg gelegt wurde, machte dem Fräulein offenbar gar keinen Eindruck. Ihre Welt war innerhalb der Mauern ihres Gartens, was draußen vorging, bekümmerte sie schon seit lange nicht mehr. Onkel Entreß aber ärgerte sich sehr, daß sein Widersacher Klary Recht behalten hatte, obgleich jetzt der Jagdgrund gerettet war. Klary hatte ihm wiederholt am Herrentisch im Goldenen Kalb auseinandergesetzt, daß oben am Fuß des Lerchenbergs, wo er seine Kalksteine brach, der ganze Grund von Letten durchsetzt sei und die Last der Eisenbahn nicht tragen könne, daß dieser daher nichts übrigbleiben werde, als den Umweg über Ilgenau zu nehmen. Onkel Entreß hatte ihm keinen Glauben geschenkt, denn da er ihn als einen Zungendrescher kannte, hielt er alles, was aus seinem Munde kam, für leeres Stroh.

Aber Herr Klary war diesmal seiner Sache sicher, alle seine Berechnungen beruhten auf diesem schon vor Jahren entdeckten Umstand. Wenn die Eisenbahn den Versand seiner Ziegel besorgte, so konnte er die großen Lehmlager ausnutzen und einen umfassen-

den Betrieb eröffnen. Dabei machte nicht nur er selbst große Geschäfte, sondern die ganze Gegend nahm einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung, und für den Urheber dieses Fortschritts konnte der Friedrichsorden und der ‚Kommerzienrat' nicht mehr ferne sein. Freilich bedurfte er hiezu einer in dem Bahnunternehmen bisher nicht vorgesehenen Haltestelle zur Güterverladung in der Nähe seiner Ziegelei. Erlangte er diese nicht, so war seine Spekulation eine verfehlte und er selbst zugrunde gerichtet.

Sobald daher die Linie abgesteckt war, verdoppelte Herr Klary seine Rührigkeit. Obwohl von auswärts gebürtig, besaß er gute Verbindungen im Lande und hatte längst nach allen Seiten seine Fühlhörner ausgestreckt. Auch bei der Regierung hatte er sich einen Stein im Brett erworben, indem er während der Wahlen seine Arbeiter zugunsten des Regierungskandidaten aufbot, und als dieser durchfiel, hatte er vermöge der außerordentlichen Anpassungsfähigkeit seiner Natur auch mit den Vertretern der Opposition gute Beziehungen angeknüpft, kurz, der Boden war aufs gründlichste bereitet. Jetzt belagerte er das Ministerium mit Eingaben, wurde bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen vorstellig und fuhr fleißig nach der Residenz, um an maßgebenden Stellen Audienzen nachzusuchen. Daneben setzte er auch noch die umfangreiche Verwandtschaft seiner Frau, die ein Landeskind war, in Bewegung, um auf den guten Willen der in Frage kommenden Persönlichkeiten einzuwirken.

In den Köpfen der Ilgenauer dämmerte allmählich die Erkenntnis auf, daß sie in ihrem neuen Mitbürger einen Mann vor sich hatten, der trotz seiner überflüssigen Wortfülle sehr genau wußte, was er wollte. Man sprach schon nicht mehr von einer bloßen Haltestelle, sondern von einem richtigen Bahnhof mit allem Drum und Dran, wie es dem zu erhoffenden Aufschwung des Ortes entsprach, und der Kirchturmspatriotismus regte sich gewaltig bei dem Gedanken, daß man im Besitz eines Bahnhofs auf die Nachbardörfer tief heruntersehen konnte. Der Pfarrer und der

Schulze waren für den Bahnhof Feuer und Flamme. Auch Onkel Entreß begann sich zu bekehren, indem er den Vorteil erwog, mit der Fortbewegung nicht mehr vom Wetter und den Wegen abhängig zu sein. Er gab dies zwar nicht mit Worten zu, aber daß er aufgehört hatte zu schimpfen, war ein hinlänglicher Beweis seiner veränderten Gesinnung.

Herr Klary leuchtete von Wichtigkeit und hatte beständig die Volkswohlfahrt und Aufklärung, die für ihn mit dem Bahnhof gleichbedeutend waren, im Munde. Er schien seines Erfolges so sicher zu sein, daß er noch immer neue Arbeiter einstellte und fortfuhr, große Mengen von Ziegelsteinen zu erzeugen, für die ihm die Abnehmer fehlten.

Diese scheinbare Unbesonnenheit war ein ebenso kühner wie wohlberechneter Schachzug. Denn als die Entscheidung über sein Gesuch hinausgeschoben wurde, entließ er mit einem Schlag ein Drittel der Angestellten. Alle diese Leute, die über Nacht brotlos geworden waren, trieben sich nun bettelnd und arbeitsuchend im Lande herum und wurden durch ihre bloße Menge eine Gefahr für die Gegend. Die Behörden begaben sich zu Herrn Klary, um mit ihm wegen der Wiederaufnahme der Arbeiter zu unterhandeln; aber er führte die Herren in seinen Schuppen umher, zeigte ihnen die Menge der unverkauften Ziegel und kündigte ihnen bedauernd an, daß er sich wahrscheinlich demnächst genötigt sehen werde, auch den Rest seiner Leute zu entlassen und die Fabrik zu schließen. Diese Drohung verbreitete eine allgemeine Beunruhigung, man redete nur noch von Diebstählen und Einbrüchen, an allen Haustüren wurden Schlösser und Riegel erneuert, und das Landvolk, soweit es etwas zu verlieren hatte, rüstete sich, um etwaige Friedensstörer mit der Waffe in der Hand zu empfangen. Bei den Behörden liefen von seiten der geängstigten Einwohner Klagen ein, und diese erstatteten wiederum Bericht nach oben. Auch die Presse bemächtigte sich der Angelegenheit, indem sie die Forderung des Fabrikherrn unterstützte und auf schleunige Bewilligung des

Bahnhofs drang. So kam unter allseitigem Druck die Sache ins Rollen, und als die Nachricht von der Genehmigung seines Gesuches eintraf, ließ Herr Klary am Lindachufer ein Feuerwerk abbrennen, das, von der Sägemühle aus gesehen, uns Kindern einen unvergeßlichen Anblick gewährte.

Natürlich habe ich die Umtriebe, die diese Entscheidung herbeiführten, erst viele Jahre später kennengelernt, denn in meinem damaligen Gesichtskreis hatten sie noch keinen Raum. Aber sehr genau verstand ich die persönlichen Folgen, die sich daran knüpften, und was ich nicht miterlebte, das wurde mir später durch die Erzählungen reiferer Augenzeugen ergänzt.

Noch kann ich den Onkel Entreß vor mir sehen, wie er eines Vormittags ins Zimmer trat und ganz aufgeräumt zu seiner Frau sagte:

Kind, halte dich fertig, wir werden expropriiert.

Exprop— was heißt das? fragte diese.

Das heißt, daß man unsere alte Baracke abträgt und einen Bahnhof dafür hinstellt, natürlich gegen gute Entschädigung.

Der armen Thekla verging der Atem.

Wir müssen das Haus verlassen? fragte sie fassungslos; denn der Onkel, der alles allein abmachte, hatte völlig versäumt, sie vorzubereiten.

Ich hab' es gesagt, antwortete er ungeduldig.

Sie sah aus, als ob der Himmel vor ihr eingestürzt wäre.

Es hat aber doch wenigstens keine Eile? fragte sie.

Willst du warten, bis man dir das Dach über dem Kopf abbricht? polterte er dagegen.

Wo sollen wir aber hin? rief sie, noch immer ganz verwirrt.

Das wird sich zeigen. Vorerst finden wir im Jägerhaus Unterkunft. Und die Kinder — er meinte Ludolf und mich — bleiben so lange bei uns, damit du dich leichter angewöhnst, das hab' ich mir schon von den beiderseitigen Eltern ausbedungen.

Ein Dankesblick lohnte ihm diese Aufmerksamkeit. Dann lehnte Thekla ihren Kopf gegen den meinigen, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

Geh, Kind, werde mir nicht sentimental, sagte ihr Gatte in freundlicherem Tone. — Wir bekommen mehr, als das ganze Ding wert ist, und können zufrieden sein.

Aber, Ulrich, das Haus, wo wir unsere Flitterwochen verlebt haben?

Nun, wir bauen ein neues an einem anderen Fleck, und dann gibt's neue Flitterwochen.

Diese Aussicht schien der armen Thekla nicht viel Wahrscheinlichkeit zu haben, denn sie ließ den Kopf hängen.

Plötzlich fuhr sie wie erschrocken auf: Ulrich, — müssen die Plessens auch heraus?

Selbstverständlich. Soeben werden drüben die Vermessungen vorgenommen. Wenn die Leute fertig sind, kommen sie zu uns.

Aber das ist ja gar nicht möglich.

Der Onkel begriff nicht gleich.

So denke doch nur: das Häuschen, das sie seit zwanzig Jahren nicht verlassen hat — der Garten — das Grab. Wie kann man sie davon trennen! Das ist ja himmelschreiend, das überlebt sie nicht.

Ja, Donnerwetter! Das hab' ich nicht bedacht.

Sie kann ja nirgends anders leben als auf diesem Fleck Erde. Was soll sie anfangen ohne ihren Taxusgang und ihre Buchsbaumbeete?

Das ist wohl wahr.

Kann man es denn mit Gewalt nehmen?

Freilich kann man.

Und die Leute sind schon drüben? Ulrich, Ulrich, du wirst sehen, sie überlebt es nicht.

Er zuckte die Achseln. Was willst du! Höhere Gewalt. — Die öffentliche Nützlichkeit! Dagegen kann der einzelne nicht aufkommen.

Aber man sah ihm wohl an, daß auch er betroffen war; denn die ‚Sentimentalität', die er seiner Frau zum Vorwurf machte, fand er bei dem alten Fräulein, an das er von Jugend auf gewöhnt war, ganz in der Ordnung. Während sie noch redeten, kam das Dienstmädchen aus der Plessenburg herübergestürzt und schrie durch das ganze Haus, der gnädige Herr möchte schnell hinüberkommen, ihr Fräulein wolle sterben. Da haben wir's! sagte Onkel Entreß und eilte sporenklirrend hinaus.

Der ganzen Szene hatte ein Freund des Hauses angewohnt, ein gewisser Doktor Hellmuth, der öfters aus der Stadt herüberkam und mir wegen seiner immer nagelneuen gelben Glacéhandschuhe merkwürdig war. Er hatte ein kluges Juristengesicht mit stechendem sarkastischem Lächeln, trug eine goldene Brille, und jeden Satz, den er sprach, schränkte er sofort wieder ein, als ob er immer einen Gegner vor sich hätte, der ihn auf einem Irrtum zu ertappen suchte.

Dieser Herr Hellmuth war dem Gespräch mit Aufmerksamkeit gefolgt, doch ohne sich einzumischen; nur als von der Rechtsfrage die Rede war, hatte er mit dem Kopfe genickt.

Als der Onkel gegangen war, erkundigte er sich genau nach dem Zusammenhang.

Thekla erzählte ihm von der alten Dame, welche Stellung sie in Ilgenau einnehme, wie sie mit ihrem Häuschen und Garten verwachsen sei.

Wer das Fräulein kennt, sagte sie, wird Ihnen sagen, daß diese Gestalt sich nirgends bewegen kann als in diesem Garten. So, wie sie heute hier umhergeht, im weißen Kleid und gelben Strohhut, so ging sie schon vor einem halben Jahrhundert. Die Zeit ist für sie nicht weitergegangen; ihre Jugend, ihre Liebe sind noch um sie her. Diese Beete und Buchsbaumhecken wissen alles von ihr, jeden Traum, jede Träne. Nehmen Sie ihr das, so ist es aus mit ihr. Sie stirbt wie ein alter Baum, den man nicht mehr verpflanzen kann.

Ich hörte voller Verwunderung zu, denn auf diese Weise hatte Tante Thekla noch nie geredet. Sie war für gewöhnlich schüchtern wie ein Kind, besonders in des Onkels Gegenwart, und die Leute hielten sie für einfältig; sie wußten nicht, daß es auch eine Weisheit des Herzens gibt.

Der Besucher zog währenddessen nachdenklich seinen Schnurrbart über die Oberlippe herunter.

Ich begreife, gnädige Frau, sagte er, daß hier ein allerhöchstes pretium affectionis vorliegt. Davor kann jedoch der öffentliche Zweck keinen Halt machen. Träume und Erinnerungen erkennt das Gesetz nicht als Enteignungshindernisse an. Aber ich hörte Sie vorhin sagen, daß sich ein Grab auf dem Grundstück befinde? — Ein Grab, das von der Besitzerin pietätvoll gehütet wird?

Allerdings, antwortete Thekla.

Das Grab verschließt die irdischen Reste eines nahen Angehörigen des Fräuleins von Plessen?

Ich glaube, war die zögernde Entgegnung.

Sie können mir nicht bestimmt sagen, ob es ein Vater oder Bruder oder wer sonst ist?

Das kann ich nicht, antwortete Thekla. Ich weiß nur, daß das Grab die hauptsächlichste Ursache war, daß die beiden Fräulein von Plessen beim Verkauf diesen Teil des Gutes für sich zurückbehielten, und daß sie ihn für keinen Preis der Erde jemals freiwillig hergegeben hätten. Die Verstorbene dachte auf diesem Punkte genau wie ihre Schwester.

Woraus geschlossen werden dürfte, ergänzte der Jurist bedächtig, daß die Plessenschen Familienempfindungen stark an der Erhaltung des Grabes beteiligt sind.

Ich schwieg während dieses Verhörs, eingedenk des Schwures, den ich Julie getan hatte.

Nun, sehen Sie, gnädige Frau, fuhr der Besucher langsam und jedes Wort wägend fort, wenn Fräulein von Plessen ernstlich

gegen die Enteignung Einspruch erheben will, so könnte meines Erachtens das Vorhandensein des Grabes als Weigerungsgrund geltend gemacht werden. Ein Grab ist geweihter Boden, es ist ein Kultgegenstand, der ohne die allerzwingendsten Gründe der öffentlichen Wohlfahrt und Nützlichkeit nicht angetastet werden darf. Ich bin nicht genügend fachmännisch unterrichtet, um zu entscheiden, ob für Erstellung eines Bahnhofs in Ilgenau gerade nur dieser eine Fleck Erde geeignet ist; aber als alter Jurist kann ich Ihnen sagen, daß das Grab ausreichend Anlaß geben dürfte, um eine Änderung der Anlage wenigstens in Betracht zu ziehen.

Und um diese Meinung zu erläutern, erzählte er eine langwierige Prozeßgeschichte von einem nicht mehr im Gebrauch befindlichen Dorfkirchhof, durch den eine Straße gezogen werden sollte, was durch den Widerstand der Familien, die dort ihre Gräber hatten, vereitelt worden war.

In diesem Falle, schloß er, handelt es sich zwar nur um ein Privatbegräbnis, aber auch ein solches steht unter öffentlichem Schutze.

Thekla hatte der Erzählung mit abwesendem Gesichte zugehört, jetzt sagte sie in einem Ton schüchterner Hoffnung:

Dann könnten vielleicht auch wir bleiben?

Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, aber versprechen kann ich nichts.

Doktor Hellmuth! rief sie, wollen Sie sich der Sache annehmen? Mein Mann befaßt sich nicht gern mit den Behörden, und Fräulein von Plessen hat keinen anderen Berater. Wollen Sie? Oh, wie wäre ich Ihnen dankbar!

Aber bitte, gnädige Frau, mit dem größten Vergnügen.

Dann führe ich Sie gleich hinüber, damit Sie das Fräulein selber sprechen, sagte Thekla, und mit den raschen, zierlichen Bewegungen eines hüpfenden Vogels, die ihr eigen waren, lief sie ins Nebenzimmer, um ihre Mantille zu holen. Es fiel mir auf, daß der Besucher ihr einen langen Blick nachsandte. Dann nahm sie ihren ‚Schatten', wie Onkel Entreß mich zu nennen pflegte, bei

der Hand, und wir wanderten alle drei hinüber nach der Plessenburg.

Drüben in dem verdunkelten Schlafzimmer, dessen grüne Rollvorhänge herabgelassen waren, lag das Fräulein, weiß gekleidet wie immer, auf ihrem Bette ausgestreckt, mit nassen Umschlägen über Stirn und Augen. Im ganzen Hause roch es nach aromatischem Essig.

Ich stand zögernd auf der Schwelle, während Thekla sich der Kranken mit zärtlicher Ehrerbietung näherte und Doktor Hellmuth im Vorzimmer zurückblieb. Da erhob sich aus dem Dunkeln eine kauernde Gestalt, in der ich die gute Julie erkannte. Diese zog mich mit sich in den Garten hinunter und zeigte mir die niedergetretenen Blumen und die Pflöcke, die rücksichtslos mitten in den blühenden Beeten und den sauberen Kieswegen eingeschlagen waren. Dabei erzählte sie mit fliegendem Atem die eben erlebte Schreckensszene.

Das Fräulein war, wie es scheint, schon geraume Zeit von der bevorstehenden Enteignung benachrichtigt, hatte aber in ihrer nachtwandlerischen Weise der amtlichen Mitteilung gar keine Beachtung geschenkt.

Mein Haus und meinen Garten kann man mir nicht nehmen, hatte sie ruhig geantwortet, wenn andere sie auf die drohende Gefahr aufmerksam machten, und auch als die Einschätzungskommission erschien, um das Grundstück zu beaugenscheinigen, hatte sie einfach abgelehnt, die Herren zu sehen, ohne sich von der Bedeutung dieses Vorgangs Rechenschaft zu geben.

Da war sie plötzlich vor einer Stunde durch die Ankunft des Ingenieurs überrascht worden, der unangemeldet mit seinen Leuten in den Garten eindrang und ohne Umstände mit den Vermessungen begann. Das Fräulein, das gerade unpäßlich war, erhob sich vom Lager und traute ihren Augen nicht, als sie diese Anstalten sah. Sie war außer sich und verlangte den Ingenieur zu sprechen. Dieser aber ließ ihr kurz angebunden durch Julie zurücksagen, er

tue hier, was seines Amtes sei, und bitte ihn nicht in der Arbeit zu stören.

Während unten bei dem Wutgeheul Piccolos und der Schwester Sophie die Blumenbeete zerstampft und die Taxuswände mit der Meßstange eingerissen wurden, rannten oben die Dienstboten schreiend durcheinander, denn das Fräulein lag, nach Luft ringend, in Juliens Armen. Sie hatte den Versuch gemacht, hinabzusteigen und in Person ihr Eigentum zu schützen, war aber nur bis zum ersten Treppenabsatz gekommen, als sie von einem Herzkrampf befallen wurde, daß man sie auf ihr Bett zurücktragen mußte. Julie fürchtete jeden Augenblick, sie sterbe ihr unter den Händen. Doch zum Glück erschien Onkel Entreß und machte der Aufregung ein Ende, indem er den Ingenieur bewog, für heute abzuziehen und lieber mit den Vermessungen im Nebenhause zu beginnen. Auf Onkel Entreß stand jetzt Juliens ganze Zuversicht, und sie hatte von seiner Macht eine sehr verworrene Vorstellung, denn sie hoffte, er werde wie ein Feuerbrand in den Klaryschen Anhang fahren und ihn in alle Winde zerstreuen.

Wir bemühten uns, die Spuren der Zerstörung zu vertilgen, indem wir die zertretenen Pflanzen aufrichteten und die zerfetzte Taxuswand wieder zusammenschoben. Julie weinte nicht bei dieser Beschäftigung — das tat sie nur angesichts des Unwiderruflichen; solange sie noch kämpfen konnte, flammte und glühte sie. Mit bebenden Händen rüttelte sie an den eingerammten Pflöcken, die jedoch unseren vereinten Kräften einen felsenfesten Widerstand entgegensetzten. Dagegen rissen wir keine zehn Schritte von ‚Werthers Grab' ein rotes Fähnchen aus dem Boden, wobei Julie begeistert deklamierte:

O Missolunghi, deine Gräber glänzen —

Und wir schwenkten es im Triumph gegen Thekla, als sie mit Doktor Hellmuth das Haus verließ.

Ich hörte, wie dieser im Hinausgehen sagte:

Wenn alle Stränge brechen, so bleibt dem Fräulein noch immer

übrig, die Vermittlung des Monarchen anzurufen. Sie steht ja, wie ich höre, in Beziehung zum Hofe.
Worauf Thekla ihm mit innigem Blick die Hand reichte und zur Antwort gab:
Tun Sie, was Sie für das Beste halten; Sie erwerben sich den größten Anspruch auf unsere Dankbarkeit.
Da bückte er sich und küßte ihre Hand, eine Huldigung, die sonst nicht üblich war, und die mich einigermaßen in Verwunderung setzte.
Der Besuch hatte übrigens nur ein paar Minuten gedauert, denn das Fräulein durfte nicht mit Reden belästigt werden. Sie lag mit Kopfschmerzen und starkem Herzklopfen danieder, und es stellte sich von Zeit zu Zeit Irrereden ein, während dessen sie dringend nach ihrer Schwester Franz verlangte. Dieser Zustand dauerte wochenlang. Der Doktor wußte nicht, was aus den Symptomen machen, und mehrmals mußte Onkel Entreß im Jagdwägelchen nach der Stadt fahren, um den Oberamtsarzt zu holen, der die beängstigte Umgebung jedesmal versicherte, bei großer Ruhe und guter Pflege würde der Anfall vorübergehen.
Mittlerweile tat der von Thekla geworbene Rechtsbeistand auf eigene Hand die Schritte, die ihm im Dienste seiner Klientin geboten schienen. Er zeigte zunächst der Bausektion den Einspruch der Besitzerin gegen das Enteignungsverfahren an und begründete ihn damit, daß in dem niederzureißenden Garten ein Glied der Familie von Plessen begraben sei. Die Herren von der Bausektion waren nicht gewillt, in einer so zarten Angelegenheit gewaltsam vorzugehen, und berichteten an die Generaldirektion. Herr Klary, der gern den Großmütigen spielte, erbot sich unterdessen, besagte von Plessensche Gebeine auf eigene Kosten zu sammeln und mit wieviel Pracht man nur immer wünschen könne, auf dem Friedhof von Ilgenau beisetzen zu lassen, aber Doktor Hellmuth wies den Vorschlag ab und beharrte auf der Weigerung.

Man hatte schon einige Zeit verhandelt, bevor von der Klaryschen Partei die Frage aufgeworfen wurde, welches Glied derer von Plessen denn eigentlich auf dem Grundstück begraben liege. Zu seinem Verdruß konnte Doktor Hellmuth diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Da er jedoch aus gewissen Andeutungen geschlossen hatte, daß es sich um einen männlichen Angehörigen der Familie handle, machte er die Angabe, es müsse aller Wahrscheinlichkeit nach der Vater oder der Bruder sein. Doch es wurde ihm mit Leichtigkeit nachgewiesen, daß der Vater des Fräuleins an der Seite seiner Gattin auf dem Ilgenauer Friedhof schlummerte; desgleichen war es allgemein bekannt, daß Luise von Plessen nur einen einzigen Bruder besessen hatte, jenen Tunichtgut, der sein Erbe verplempert hatte und dann in Amerika zugrundegegangen war. Auch konnte nirgends eine Urkunde oder irgendein Vermerk über ein auf dem Plessenschen Gute stattgefundenes Privatbegräbnis aufgetrieben werden. Der Pfarrer war erst seit wenigen Jahren am Ort und wußte gar nichts von der Sache, in den Registern seiner Vorgänger fand sich keine Spur. Die Sache war augenscheinlich schon gar zu lange her; die ältesten Leute wollten sich nur erinnern, daß das Grab von jeher dagewesen und daß man es früher ‚Werthers Grab' genannt habe, eine Bezeichnung, von der man nicht mehr wußte, wie sie entstanden war.

An das Fräulein konnte man keine Frage stellen. Sie lag noch immer die meiste Zeit geistesabwesend, in Gesprächen und Jugenderinnerungen mit der Schwester Franz. Das Schwert, das über ihrem Haupte hing, hatte sie ganz vergessen und durfte auch in der Genesung nicht daran erinnert werden. Doktor Hellmuth begab sich trotz Piccolos Einwendungen zweimal an ‚Werthers Grab', aber der Stein beharrte in seinem alten Schweigen.

Das Grab, von dessen Dasein bisher nur wenige Eingeweihte gewußt hatten, wurde jetzt an jedem Biertisch besprochen und gab zu unendlichen, mehr oder minder romanhaften Mutmaßungen Anlaß.

Wir beide, Julie und ich, verrieten uns mit keiner Silbe. Gleich nachdem die Nachforschungen ruchbar geworden waren, kam sie ins Haus gestürzt und nahm mir den erneuerten Schwur ab, daß ich von dem Geheimnis, das ihr fast wider Willen gegen mich entschlüpft sei, schweigen wolle, bis das Fräulein selbst es offenbare. Diese wiederholten Einschärfungen hatten zur Folge, daß ich, sobald nur von dem Grab die Rede war, mich verfärbte und innerlich zu beben anfing, als ob ein von meiner Hand Ermordeter darin verborgen läge.

Die Generaldirektion sandte nun einen Oberbaurat aus der Residenz nach Ilgenau, um zu untersuchen, ob sich kein anderer Platz für den Bahnhof finden lasse als das Entreß-Plessensche Grundstück. Doch konnte dieser der Wahl des Ingenieurs nur beipflichten. Auch ein Blinder mußte sehen, daß der Bahnhof, wenn er dem Zweck, zu dem er erbaut wurde, richtig entsprechen sollte, an der geplanten Stelle am besten stand. Von hier war nur ein kurzer Weg zur Klaryschen Ziegelei, und die Verbindung konnte mit den geringsten Kosten hergestellt werden. Außerdem lag der Ort am Ende der Dorfstraße und nur einige hundert Schritte von der Brücke entfernt, die den Verkehr mit der nächsten größeren Ortschaft vermittelte. Der Bahnhof war also an diesem Fleck — was für einen Bahnhof ein Hauptpunkt ist — von allen Seiten am leichtesten zu erreichen.

Gleichwohl, so lautete das Gutachten, ließe sich für die Ilgenauer Bahnstation noch eine zweite Stelle in Betracht ziehen, nämlich der ‚Brühlhof', der eine kleine Strecke außerhalb des Dorfes lag und teilweise von der abgesteckten Bahnlinie durchschnitten wurde. Doch wäre damit für Fräulein von Plessen nichts gewonnen. Ihr Anwesen, ebenso das Entreßsche, müßte dennoch fallen, weil Herr Klary sein Zufahrtsgeleise nach dem Bahnhof keinen anderen Weg führen könnte als durch eben diese Grundstücke; nur daß das Geleise um etliche hundert Fuß länger und dementsprechend kostspieliger werden müßte. Und wenn dabei auch die betreffenden

Wohnhäuser geschont werden könnten, so würden doch die Gärten so verschändet, daß von einem Genuß derselben keine Rede mehr wäre.

Er riet deshalb Herrn Klary, eine gütliche Verständigung mit dem Fräulein anzubahnen, und schied von Ilgenau, ohne die Frage zum Austrag zu bringen.

In diesem Gutachten sah Doktor Hellmuth, der immer mehr ins Geschirr ging, eine vielversprechende Wendung. War die Verlegung des Bahnhofs einmal für technisch möglich erklärt, so hoffte er sie auch durchsetzen zu können, und mit dem Zufahrtsgeleise glaubte er gleichfalls fertig zu werden. Wieso, setzte er im Entreßschen Hause einleuchtend auseinander.

Das Grundstück für den Bahnhof, sagte er, wird vom Staat gefordert und soll einem öffentlichen Zwecke dienen, müßte also dem Staat überlassen werden, sobald er ernstlich vorginge. Das Zufahrtsgeleise aber ist ein Privatunternehmen und dient einer privaten Nützlichkeit. Wir halten uns an den Buchstaben. Privatunternehmungen unterstehen einem anderen Rechtsparagraphen als die öffentlichen. Wird nur erst die Station am Brühlhof gebaut, so will ich dem Zufahrtsgeleise so viele Hindernisse in den Weg legen, daß Herr Klary an mich denken soll. Und wenn wir auch schließlich nicht den Sieg behalten, so will ich die Sache doch so lange hinziehen, daß das Fräulein unterdessen Zeit hat, auf ihrem Besitztum ruhig an Altersschwäche zu sterben.

Onkel Entreß ging mit Vergnügen auf diese Spitzfindigkeiten ein. Denn wenn ihm auch an der Erhaltung seines Gutes wenig gelegen war, so freute es ihn doch, das Fräulein aus der Bedrängnis gerettet zu sehen, und vielleicht noch mehr, seinem alten Widersacher ein Bein zu stellen. Thekla aber betrübte sich, daß die gute Sache solche Winkelzüge nötig habe, und der Jurist lächelte nachsichtig über diese weibliche Schwäche.

Der Doktor kam fleißig ins Haus, um Thekla von allen seinen Bemühungen in Kenntnis zu setzen. Allmählich aber schien es,

als ob seine Besuche dem Onkel Entreß zu viel würden. Sobald er ihn kommen sah, verließ er das Haus unter den Zeichen einer großen Mißstimmung. Dies tat er zwar auch sonst, wenn seine Frau Besuch empfing, nur pflegte er dann seinen Hunden zu pfeifen und in den Forst oder ins Wirtshaus zu gehen. Wenn aber Doktor Hellmuth um den Weg war, so stampfte er in Hof und Garten umher, sah häufig nach, ob der Besucher noch nicht gehe, schalt die Mägde und war sogar gegen uns Kinder unwirsch, was sonst niemals vorkam. Dafür wurde auch sein Betragen von unseren Kinderaugen scharf beobachtet.

Das Fräulein war unterdessen vom Krankenlager erstanden und ging wie sonst im Strohhut und den Netzhandschuhen gärtelnd und mit sich selber redend unter ihren wiederhergestellten Blumenbeeten auf und ab. Man hatte sie vorsichtig vom Stand der Dinge in Kenntnis gesetzt, aber sie war im Kopf noch schwach und brachte alles durcheinander. Sie lächelte beständig wie im Traum, und auch in Gegenwart Dritter sprach sie laut mit den Unsichtbaren. Über die jüngsten Ereignisse schien sich ihr ein Schleier gelegt zu haben, dagegen setzte sie Julie oft durch die Stärke ihres Gedächtnisses in Erstaunen, wenn sie gegen die junge Freundin anfing: Weißt du noch — Anno dazumal — und dann irgendeine Geschichte aus dem Anfang des Jahrhunderts hervorbrachte, als ob Julie sie mit erlebt hätte. Meist wurden solche Erinnerungen durch dieses oder jenes Plätzchen im Garten, an das sie sich knüpften, geweckt, und noch nie hatten die Freunde ihre unauflösliche Zusammengehörigkeit mit ihrem Grund und Boden so deutlich empfunden wie in diesen Wochen.

Eines Nachmittags kam Doktor Hellmuth wieder einmal mit seinen gelben Glacéhandschuhen zu Tante Thekla. Der Onkel stand im Hof und peitschte aus Wut seine Hunde, weshalb es mir drunten nicht gemütlich war und ich vorzog, mich im Nebenzimmer herumzudrücken. Es war mir zwar keineswegs verboten, bei diesen Besuchen im Zimmer zu sein, im Gegenteil, Thekla rief

mich, wann es nur immer anging, herein, aber des Mannes Gesicht war mir in der letzten Zeit so unangenehm geworden, daß ich ihm aus dem Wege ging.

Ich hörte ihn vom Nebenzimmer aus wie gewöhnlich reden, doch allmählich wurde seine Stimme leiser und sank bis zum Flüstern. Und plötzlich vernahm ich etwas wie ein Rücken von Stühlen, dann einen Schrei und ein Klatschen, wie wenn ein nasses Tuch gegen einen Stein geschlagen wird.

Im Schreck, daß der Tante ein Leid widerfahren sein könnte, stürzte ich ohne weiteres zur Türe hinein. Da sah ich Thekla mit flammenden Augen im Zimmer stehen und vor ihr zornig und verstört Herrn Hellmuth, dessen eine Wange todesbleich, die andere feuerrot war. Thekla flog mir entgegen und riß mich an sich, während Doktor Hellmuth, ein paar unverständliche Worte stammelnd, das Weite suchte. Die Tante brach in Tränen aus und schluchzte: Welch eine Schlechtigkeit! So kann eine arglose Frau mißverstanden werden! wodurch mir die seltsame Szene noch seltsamer erschien. Endlich ließ sie mich gar noch versprechen, von dem Vorgang niemand ein Wort zu sagen, und ich verschloß, nicht ohne eine gewisse Genugtuung, ein zweites Geheimnis in meiner Brust.

Doch blieb ich nicht die einzige Seele, die es teilte; denn am selben Abend hatten Onkel und Tante eine lange Unterredung miteinander, wobei wir junges Volk hinausgeschickt wurden. Als ich später zufällig wieder an der offen gebliebenen Tür vorüber mußte, hörte ich den Onkel sagen:

Es war recht einfältig von dir, daß du den Mann nicht von Anfang an durchschaut hast.

Er sprach aber nicht in dem brummigen Ton, den er sonst gegen sie anschlug, sondern um vieles freundlicher. Und gleich darauf setzte er hinzu:

Bist ein braves Weibchen — komm, da hast du einen Kuß.

Das alles erschien mir außerordentlich merkwürdig und ließ mich

ahnen, daß die Welt der Großen doch viel verwickelter sei, als ich bisher gedacht hatte.

Soviel wurde mir in den nächsten Tagen klar, daß der wichtige Doktor Hellmuth mehr versprochen hatte, als er halten konnte, und diesem Umstand schrieb ich schließlich die gegen ihn eingetretene Erkaltung zu.

Dem Fräulein wurde nämlich vom Enteignungsgericht aus angezeigt, daß ihr Einspruch als unhaltbar verworfen, dagegen aber die Entschädigungssumme freiwillig erhöht worden sei; sie werde ersucht, sich schleunigst nach einem anderen Wohnsitz umzusehen, widrigenfalls die Enteignung zwangsweise vorgenommen werden müßte.

Jetzt stand man mit einem Schlage vor dem Äußersten; denn daß mit Geld dem Fräulein nichts vergütet werden konnte, lag auf der Hand. Julie raste wie eine Feuerflamme von Haus zu Haus, hielt Reden an das Landvolk und rief die männliche Jugend, ihre Brüder voran, zum Schutz des Fräuleins auf. Sie sollten sich unter den Befehl des Herrn von Entreß stellen und des Fräuleins Tür gegen die Expropriationskommission, so nannte man das Ding, verteidigen.

Ihre Beredsamkeit blieb nicht ohne Wirkung, denn Julie war selber ein Kind des Volks und verstand die Saiten zu treffen, welche klangen.

Sie erinnerte an das so lange Zeit von der Familie Plessen ausgeübte Patronat sowie an die Wohltaten, die das Fräulein unermüdlich auch nach ihrer Verarmung noch gespendet hatte, und sprach von Herrn Klary als einem hergelaufenen Menschen, der dem ganzen Ort zum Schaden sei. Dieser hatte sich schlechterdings, trotz seiner Bemühungen um Volkswohl und Aufklärung, bei den Landleuten keinen Dank verdient. Man nahm es ihm übel, daß er die Äcker, die unterdessen Feldfrüchte tragen konnten, brach liegen ließ und dadurch viele ländliche Tagelöhner beschäftigungslos machte. Auch hatte der Schulmeister die Überzeugung ge-

äußert, die Eisenbahn werde durch ihren Kohlendampf künftig die Ernte verschlechtern, und die ganze Bauernschaft, mit Ausnahme des Schulzen, schwor auf die Worte ihres Schulmeisters, weil er ihnen von klein auf die Hochachtung vor seiner Weisheit mit dem Stock eingebleut hatte.

Sobald das Fräulein sich am Zaun oder auf der Altane blicken ließ, riefen ihr die Vorübergehenden zu: Nur dableiben! Wir lassen Ihnen kein Unrecht geschehen! Und wie man sich schon bei den Arbeiterunruhen mit dem Gedanken an Selbsthilfe vertraut gemacht hatte, so nahm man auch jetzt die Sache nicht schwer, sondern rückte, ein Dutzend Mann stark, mit Sensen und Dreschflegeln vor der Plessenburg auf, zum unendlichen Vergnügen der Idiotin, die an ihrem Zaune stand und dieser kriegerischen Jugend die freundlichsten Grimassen schnitt. Herr von Entreß hatte übrigens den Oberbefehl abgelehnt.

Um Unannehmlichkeiten zu verhindern, wollte sich der Pfarrer nebst anderen Honoratioren ins Mittel legen, damit das Fräulein ihre Garde entlasse und sich der Entscheidung des Gerichts unterwerfe. Aber das Fräulein ließ niemand mehr vor sich, weder Freund noch Feind. Sie lebte jetzt in einem völlig teilnahmlosen, hellseherischen Zustand, in dem sie die Außenwelt nur unvollkommen wahrnahm. An ihrer Stelle schaltete Julie, auf deren Veranlassung unter den Augen der Abgesandten die Schutzmannschaft mit Most und Brot gestärkt wurde.

Von amtlicher Seite erhielt jetzt Herr von Entreß die Aufforderung, das Fräulein zum gütlichen Nachgeben zu bewegen, weil man sich sonst auf unliebsame Ereignisse gefaßt zu machen hätte.

Während diese Vorgänge sich abspielten, sandte Doktor Hellmuth an Tante Thekla einen von kalter Bosheit geschwollenen Brief, der eine zerschmetternde Wirkung hervorbrachte. Dieses Schreiben, das noch jetzt unter den Reliquien jener Zeit erhalten ist, lautete folgendermaßen:

Gnädige Frau!

Obgleich Sie mich in so schroffer Weise aus Ihrem Hause entfernten, halte ich es dennoch für meine Pflicht, Ihnen über die Ausführung des mir gewordenen Auftrags Bericht zu erstatten.

Ich habe mich vor allen Dingen bei Ihnen zu bedanken, daß sowohl ich selbst wie andere ins Spiel gezogene Personen die Opfer einer lächerlichen Mystifikation geworden sind.

Das angebliche Grab, über dessen Inhaber niemand Auskunft geben konnte, ist überhaupt kein Grab, sondern nur eine gefühlvolle Gartendekoration.

Nach Mitteilungen, die ich bei noch lebenden Gliedern der Familie von Plessen einzuziehen in der Lage war, verhält sich die Sache wie folgt:

Eine von Plessensche Ureltermutter, die eine schöne Seele war, hatte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den sinnreichen Einfall, über einem leeren Rasenstück ein Grabmonument zu errichten und dasselbe mit einem Ossianschen Vers, der in Werthers Leiden zitiert ist, zu schmücken. Dieser Vers gab Veranlassung, daß man die Stelle ‚Werthers Grab' nannte.

Die Enkelin, welche in den Fußstapfen der Ahnfrau wandelt, behielt, wie bekannt, nach dem Verkauf des Gutes denjenigen Teil zurück, in dem das sogenannte Grab sich befindet.

Nach dem Tode ihres Verlobten, der ungefähr vierzig Jahre nach dem Bau des Grabes stattfand, bepflanzte sie den Hügel mit Blumen und ließ das griechische Wort Χαῖρε dort einmeißeln als Abschiedsgruß an den Verblichenen. Derselbe war ein gewisser Karl Edler von Perglas, Student der klassischen Philologie, welcher die damals herrschende Mode des Philhellenismus mitmachte, mit anderen Schwärmern nach Griechenland ging und am 16. Juli 1822 in der Schlacht von Peta das Leben verlor.

Nachdem Fräulein Luise von Plessen sich von der Welt zurückgezogen hatte, nahm sie die Gewohnheit an, jährlich an seinem

Todestag das sogenannte Grab mit Kränzen zu schmücken, wobei zunächst, wie es scheint, nur seine Seele als dort wohnhaft gedacht wurde.

Erst in späteren Jahren, als die geistigen Fähigkeiten des Fräuleins abzunehmen begannen, hegte und nährte sie den Wahn, daß fraglicher Rasenfleck wirklich die irdischen Reste ihres Geliebten umschließe.

Durch ihre Schwester Franziska, die gleichfalls an Hirngespinsten litt, wurde sie in diesen Phantasien bestärkt, und beide Damen trieben mit dem Grabe einen Kult, der allerdings geeignet war, in der Umgebung den Glauben zu erwecken, daß ein sehr nahestehendes Glied der Familie dort bestattet sei.

Nachdem dieser Irrtum beseitigt war, hatte ich keine andere Aufgabe mehr, als den erhobenen Einspruch zurückzuziehen und an zuständiger Stelle die Mystifikation, welche zu dem bedauerlichen Schritte Anlaß gab, aufzuklären.

Von dem Bittgesuch an Seine Majestät mußte unter diesen Umständen natürlich gleichfalls abgesehen werden.

Ich lege also das mir anvertraute Mandat mit dem Ausdruck des größten Bedauerns in Ihre Hände zurück und zeichne ...

Es war dem Briefe anzufühlen, wie sehr der Schreiber das Staunen, den Verdruß, die Beschämung, die Thekla beim Lesen empfinden mußte, im voraus genossen hatte. Das war die kleinliche Rache, die er sich gönnte. Denn an der Richtigkeit der festgestellten Tatsachen, so überraschend sie klangen, konnte niemand zweifeln, weil sich so allein das bisher Unerklärliche erklären ließ. Damit war natürlich die Sache des Fräuleins endgültig verloren.

Der Eindruck des Briefes war ein solcher, daß er bei dem Onkel Entreß einen seiner nicht seltenen jähen Gesinnungsumschläge hervorbrachte.

Jetzt muß der Unfug aber auch gleich ein Ende haben, rief er zornig. Du, Thekla, gehst augenblicklich hinüber, zeigst ihr den

Wisch und machst ihr klar, daß sie die Bauern wegzuschicken und sich in das Unvermeidliche zu fügen hat. Es sei genug, sagst du ihr, daß wir alle uns um ihretwillen lächerlich gemacht haben, wir wollen nicht auch noch blutige Köpfe für die Narretei.

Thekla sah ihn in sprachloser Bestürzung an.

Das soll ich ihr sagen? hauchte sie ohne Stimme.

Nun, dann sage ihr, was du willst, aber zeige ihr den Brief und mache der Dummheit ein Ende.

Thekla verwahrte sich aufs neue. In dem Brief seien die heiligsten Erinnerungen boshaft und grausam entweiht und ein harmlos frommer Wahn, an dem ein edles Herz sich aufgerichtet habe, ins Lächerliche gezogen.

Ist es nicht hart genug, rief sie fast weinend, daß unbarmherzige Menschen sie in so hohen Jahren aus den altgewohnten Räumen forttreiben! Sollen auch noch die Freunde kommen und rücksichtslos in das Heiligtum ihres Herzens greifen, ihr den pietätvollen Glauben zerstören, der ein Teil ihrer selbst geworden ist! Glaube mir, Ulrich, wir würden eine fürchterliche Verantwortung auf uns laden.

Onkel Entreß machte noch ein paar brummige Einwendungen, dann ließ er sich überzeugen.

Beide kamen überein, daß man über die Hellmuthschen Entdeckungen dem Fräulein gegenüber völlig zu schweigen und die Annahme eines wirklichen Grabmals aufrechtzuerhalten habe; daß man aber die Unterwerfung unter den Spruch der Behörde als ein freiwilliges Opfer der Vaterlands- und Nächstenliebe von ihr fordern und ihr einen ehrenvollen Abzug bereiten müsse.

Es entstand noch ein kleiner Streit zwischen beiden, wem das saure Amt zufalle; doch wußte Thekla ihrem Gatten klarzumachen, daß es ihrer Persönlichkeit durchaus am nötigen Gewicht zum Eingreifen fehle, und seufzend begab er sich endlich selber auf den Weg.

Aber seine Diplomatie war schon durch den Gang der Ereignisse überholt. Julie hatte früher als er von den Ausgrabungen des Doktor Hellmuth erfahren, und, empört über die Unterstellung, daß die verehrte Grabstätte nur ein Dekorationsstück wie die künstliche Ruine und der chinesische Tempel sei, war sie zu ihrer Gönnerin gestürzt, hatte sich als Mitwisserin des Geheimnisses enthüllt und um die Erlaubnis gebeten, mit der Eröffnung der Wahrheit heraustreten zu dürfen. Denn so weit, sagte sie, würde ja die Roheit niemals gehen, daß man es wagte, die Stätte zu schänden, wo ein edler Freiheitsheld den letzten Schlummer schlafe.

Das Fräulein nahm ihre Nachricht ganz ruhig auf; es zeigte sich, daß auch Julie nicht die erste war, die sie ihr brachte. Ob die Unsichtbaren sie ihr im Windhauch zugetragen, ob sie sie auf prosaischerem Weg erfahren hatte, weiß ich nicht; genug, sie war unterrichtet.

Schweige, sagte sie und legte ihrer Getreuen die Hand auf den Mund. Ich weiß alles. Mögen sie kommen und den Hügel zerstören. Was darunter liegt, können sie nicht antasten, es wird mir folgen, wohin ich gehe.

Der bedeutungsvolle Ton, den sie in diese Worte legte, ließ Julie ahnen, daß es sich um tiefere Geheimnisse handelte, und jagte ihr einen Schauer über den Leib. Sie erzählte später, das Fräulein habe bei dieser Unterredung verklärt wie eine Heilige und strahlend wie eine Braut vor ihr gestanden.

Sie hieß die weinende Julie standhaft sein, weil jeder Trennung ein Wiederfinden folge. Für sie sei jetzt die Stunde des höchsten Glückes nahe, bald werde sie sich mit ihren vorangegangenen Teuren vereinigen, denn ihr irdisches Sein sei an diesen Ort geknüpft, und sie werde nun nicht lange mehr leben. Aber wenn die Zeit erfüllt sei, so werde sie auch ihre jüngeren Freundinnen zu sich rufen.

Aus den Andeutungen, die sie Julie machte, ging hervor, daß sie seit den letzten Wochen in einem gesteigerten mystischen Verkehr

mit dem längst verstorbenen Freunde zu stehen glaubte, und daß ihr der Entschluß, zu gehen, schon von ihm selber eingegeben war, bevor die jüngste amtliche Aufforderung sie erreicht hatte.

Ihre erregte Phantasie, in der moderner und antiker Okkultismus sich wundersam mischten, gab ihr den festen Glauben ein, daß sie sich nur vor seinen Hügel zu stellen und ihn laut beim Namen abzurufen habe, damit sein Schatten ihr an den neuen Wohnort folge.

Was aus den Gebeinen werden sollte, sagte sie nicht. Doch da dieselben nach ihrer Überzeugung durch einen bloßen Willensakt des Verstorbenen an diese Stelle versetzt worden waren, so mußte sie ihm auch die Fähigkeit zutrauen, sie von da wieder wegzunehmen, und wo es ihm beliebte unterzubringen.

Onkel Entreß kam ganz verdutzt von seinem Besuch bei dem Fräulein zurück. Sie hatte ihn gar nicht zu Worte kommen lassen.

Es ist wahr, unterbrach sie ihn, sobald er zu reden anhob, ich hatte gehofft, auf dieser Scholle, die mir vom Erbe meiner Väter allein noch übriggeblieben ist, zu sterben. Aber wenn das Wohl meiner Mitbürger dieses Opfer von mir fordert, so bin ich bereit zu gehen.

Er wollte ihr noch einen Trost gewähren, indem er die Verpflichtung übernahm, daß, wenn man je auf menschliche Überreste stoßen sollte — was aber bei der Länge der Zeit sehr unwahrscheinlich sei —, dieselben mit aller Schonung und Pietät behandelt werden sollten, und daß er selber für schickliche Verpflanzung des Grabsteins Sorge tragen werde.

Man wird gar nichts finden, antwortete das Fräulein mit ruhiger Überlegenheit, und Sie brauchen sich nicht zu bemühen, lieber Freund, ich danke Ihnen.

Sie schien noch über ihre frühere Größe hinausgewachsen und wie ein höheres Wesen.

Darauf ging sie und entließ mit der Hoheit einer Königin, die sich zur Abdankung entschließt, ihre Schutzmannschaft.

*

Heller Sonnenschein glänzte auf den weißen Wänden und den blanken Scheiben des Schweizerhäuschens, und außen auf der staubigen Landstraße stand ein hochbepackter Möbelwagen. Etwas abseits im Pappelschatten hielt ein zweispänniges Reisegefährt, und in diesem saß das Fräulein im schwarzen Kleid, das sie nur einmal zuvor, bei der Beerdigung ihrer Schwester Franziska, getragen hatte. Ich erkannte sie kaum, nicht nur weil ihr der Schäferhut und die weißen Gewänder fehlten, sondern weil ihr rosiges, faltenloses Gesicht sich über Nacht mit Runzeln bedeckt hatte und greisenhaft geworden war. Aber die Bewegungen, mit denen sie sich von jung und alt verabschiedete, waren so königlich wie je.

Als sie abfahren wollte, ereignete sich noch ein peinlicher Zwischenfall. Die Blödsinnige hatte sich mit sichtlichem Vergnügen ein neues Kleid anziehen und eine frische Haube aufsetzen lassen, doch als sie merkte, um was es sich handelte, sperrte sie sich und wollte die gewohnten Räume nicht verlassen. Da kein Zureden half, auch des Fräuleins Rufen und Winken vergeblich war, versuchte man Gewalt anzuwenden; aber sie klammerte sich mit Geschrei an den Türpfosten und stieß die greulichsten Schimpfreden aus, bis in Eile Onkel Entreß herankam und ihr galant den Arm reichte, um sie wie eine Dame an den Wagen zu führen. Da lachte sie mit dem ganzen Gesicht unter ihrer weißen Schlafhaube und folgte ihm ohne Widerstand. Das Fräulein bot dem alten Freunde noch einmal dankend die Hand, dann wirbelte der Staub über dem rollenden Wagen auf, und Ilgenau sah sie niemals wieder.

... Nach ihrer Abreise wurde Julie ein ewig rinnender Tränenstrom. Ihr Idealismus hatte seine Heimstätte verloren, besonders da auch Thekla auf dem weit entfernten Jägerhaus ihr nur noch schwer erreichbar war. Die anderen Frauen hatten nur in erborgtem Lichte geglänzt und konnten Julie nichts weiter bieten; sie wandten sich auch, eine um die andere, der neugebackenen Kommerzienrätin Klary zu.

Julie sollte die Eröffnung der Eisenbahn nicht erleben; ihre ganze Natur zehrte sich in Heimweh auf. Doch traf sie noch der Schmerz, den Tod ihrer vergötterten Freundin erfahren zu müssen. Das Fräulein hinterließ Julie ihre heiligsten Besitztümer: das Bildnis des schönen Jünglings im Saffianfutteral und jenes Stammbuchblatt, wovon Julie mir einmal vorgeschwärmt hatte. Was aus dem Bilde geworden ist, weiß ich nicht; das Blättchen aber schenkte mir der Müller zum Andenken, als ich nach vielen Jahren wieder einmal auf die Sägemühle kam.

Es steht darauf von Männerhand geschrieben:

Wert ist der Schmerz, am Herzen des Menschen zu liegen und Dein Vertrauter zu sein, o Natur. Denn er nur führt von einer Wonne zur andern, und es ist kein anderer Gefährte denn er. — Darunter: Hyperion, aus welcher Unterschrift Julie geschlossen hatte, daß dies der Name des Schreibers gewesen sein müsse.

Die schönen Worte hatte Julie sich zur Grabschrift gewünscht, und ihre Angehörigen waren auch bereit, ihr Verlangen zu erfüllen; aber der Pfarrer widersetzte sich, weil er nicht wußte, ob der Spruch von einem heiligen oder einem unheiligen Verfasser komme. So erhielt sie nur den üblichen Scheidegruß: Ruhe sanft!

Jetzt war von dem idealen Ilgenauer Frauenkreise Thekla allein übrig. Von diesem Opfer der Liebe sei noch berichtet, daß ihr Herzenswunsch nach Jahren in Erfüllung ging, indem ihre Ehe durch ein Kind gesegnet wurde. Aber das späte Mutterglück kostete ihr das Leben. Denn durch den Eigensinn ihres Mannes, der sich mit dem Arzt verfeindet hatte, kam sie in ungeschickte Hebammenhände und litt entsetzlich. Doch war sie stolz und glücklich, ihr Ziele erreicht zu haben, und starb wie eine Heldin. Das Kleine überlebte sie aber nur um wenige Stunden und wurde mit ihr in einen Sarg gelegt.

Nach Theklas Tod kamen wir Kinder nicht mehr nach Ilgenau. Wohl aber besuchte Onkel Entreß uns häufig in der Stadt; doch sah man, daß er nicht mehr der alte war: Theklas Verlust ging ihm näher, als irgend jemand geahnt hatte.

Durch einen seltsamen Bann dachte er immerfort an die Verstorbene.

Später geriet er unter die Fuchtel einer geldgierigen Haushälterin, die mit dem schwächer werdenden Manne anfangen konnte, was sie wollte. Nur das eine erreichte sie nie, so sehr sie sich darum bemühte: Theklas Nachfolgerin zu werden.

Das Wunderliche aber war, daß er die Kleider der Verstorbenen, soweit man sie ihr nicht ins Grab mitgegeben hatte, nun fast ebenso zärtlich pflegte, wie sie selbst zu ihren Lebzeiten getan hatte. Sie wurden immer sorgfältig geklopft, vor Staub und Mottenfraß behütet, und die Haushälterin durfte sich niemals eines davon aneignen. Die leeren Hüllen genossen jetzt alle die Ehren und Treuen, nach denen die arme Frau ihr Leben lang vergebens geseufzt hatte. Und nach des Onkels Tode mußten sie laut testamentarischer Verfügung alle auf einem Haufen verbrannt werden.

Mit Herrn von Entreß verschwand der letzte Veteran der alten Garde von Ilgenau.

Ich weiß, sie würden in der heutigen Welt keine glänzende Rolle spielen, meine Freunde von ehedem. Aber als ich das letztemal die zur großen Verkehrsstraße gewordene Lindachbahn befuhr und in unzähligen Fabrikschlöten sowie einem Arbeiterspital die Zeichen des industriellen Fortschritts vor Augen hatte, mußte ich dennoch zu mir selber sagen: die Eisenbahn, der jene weltvergessenen Erdenwinkel so großen Segen verdanken, wieviel Schönes hat sie zugleich mit dem Moder unwiederbringlich hinweggefegt! Ein Geschlecht, das auf dem engsten Raume die ganze Welt umschloß.

Der Zug stand still, der Schaffner riß die Tür des Abteils auf und schrie mit barscher Kommandostimme: Station Ilgenau! Fünf Minuten Aufenthalt!

Da war es mir einen Augenblick, als sehe ich auf der Drehscheibe zwischen Geleise und Güterschuppen eine hohe, weiße Gestalt im Florentiner Strohhut stehen und händeringend in die Erde versinken.

Genau dort war die Stelle, wo ‚Werthers Grab' sich befunden hatte.

Der Reisesack

Es war ein gegenseitiges Erstaunen, als er zum ersten Male die Eisenbahn sah und die Eisenbahn ihn. Er bestand nämlich beinahe ganz aus einer sauberen, altväterischen Straminarbeit. Nur oben lief ein eiserner Bügel mit Ledergriff, der aber seiner Pflicht, den Reisesack zu verschließen, wegen hohen Alters nur noch unvollkommen nachkam. Seine Vorderseite nahm ein Wappenschild in ihrer ganzen Höhe und Breite ein. Auf dem Rücken dagegen war er völlig grün, wie die schönste Frühlingswiese, mit einem Rosenstrauß in der Mitte.

Seine Anfänge lagen weit zurück in der Dämmerung der Zeiten. Eine Ahnfrau hatte ihn als Braut gestickt und mit zarten, weißen Händen das Wappen ihres Erwählten hineingewirkt, ein sehr einfaches, weil uraltes Freiherrnwappen: drei rote Schrägbalken im weißen oder, um es heraldisch zu sagen, im silbernen Feld und ein das Wappenschild überragender Helm mit zwei roten und einer silbernen Feder.

Der Reisesack war gerade zu rechter Zeit fertig geworden, um ein feudales Liebesglück auf die Hochzeitsreise zu begleiten. Damals hatte er sich mit der Welt im Einklang gefühlt; ehrfurchtsvolle Dienerhände schnallten ihn auf den Reisewagen und holten ihn bei der Ankunft vorsichtig wieder herunter: die Gegenstände, die er enthielt, und seine ganze Umgebung paßten zu ihm; wohin er kam, da fand er sich von den Gegenden und den Baulichkeiten, von breiten Treppen, langen Gängen, von waffenblinkenden Rittersälen, von feierlichen Vorzimmern, vom Wiehern edler Rosse, von den gestickten Hofuniformen der Herren und starrenden Seiden-

kleidern der Damen und nicht zum wenigsten von den Menschen selber angemutet. Zeit der Jugend und des Glanzes, deren er den ganzen Rest seines Lebens hindurch mit Wehmut gedachte!

Dann kamen auch für ihn die Tage, von denen es heißt, ‚sie gefallen mir nicht'. Er lernte gemeinsam mit seinen Herrn die Wandelbarkeit des Glückes kennen. Vorbei das vornehme Reisen in eigener freiherrlicher Staatskutsche mit dem lustigen Pferdewechsel an den Haltestellen. Er mußte es lernen, im gemeinen Postwagen zu fahren neben den Mantelsäcken bürgerlicher Fahrgäste und sich von groben Postillionshänden hin und her schieben zu lassen. Das dauerte wieder ein Menschenalter; doch da er nicht gar zu oft auf Reisen ging, blieb wenigstens noch in seiner Erscheinung die angeborene Vornehmheit haften.

Dann tat er einen langen und tiefen Schlaf auf dem Dachboden einer Mietwohnung, und als er wieder ans Licht gezogen wurde, da war es mit seiner Herrlichkeit vorbei; die Motten waren an ihn gekommen und hatten eine Feder seines Helms und den Rosenstrauß auf seinem Rücken angefressen.

Von den frommen Händen einer alten Stiftsdame gestopft, trat er eine neue Reise an, und bei dieser Gelegenheit war es, daß er zum erstenmal mit dem Getriebe eines Bahnhofs, mit dem Anblick der Lokomotive, der Schienen, mit dem Rauch und Gerassel der Eisenbahn bekannt wurde.

An jene Reise konnte er nur mit Entsetzen zurückdenken, und so oft er seitdem das Wort Eisenbahn hörte, schüttelte ihn das Grauen. Und doch war dem vollen Kelche Wermut noch ein Tropfen Süßigkeit beigemischt. Er befand sich wenigstens in adligen Händen, in Händen, die ein Siegelring mit demselben Wappen schmückte, das auch das seinige war. Und diesen Händen mußte er sogar sehr teuer sein, denn sie hielten ihn krampfhaft fest, sie ließen ihn während der ganzen Eisenbahnfahrt keinen Augenblick fahren. Er hörte eine Stimme sagen: Stellen Sie ihn in die Ecke, Gnädige, es ist Platz genug.

Und darauf die ängstliche Antwort: Ach nein, ach nein, ich will ihn lieber auf dem Schoße behalten; er könnte mir sonst gestohlen werden.

Ja, seinem wahren Wert, das fühlte er, hatte der gesellschaftliche Niedergang nichts anhaben können.

In seinem zwiespältigen Innern trug er auf der einen Seite etwas feine, duftende Wäsche, mit der Freiherrnkrone gezeichnet, auf der anderen ein Gebetbuch und den Gothaschen Kalender.

Aber die Welt, wie war sie verändert, seit er sie zum letztenmal vom Dach eines Postwagens aus gesehen hatte! Was für ein Wahnsinn war in sie gefahren! Es war, als befände sie sich in einer rasenden Fluchtbewegung; die Bäume und Häuser, die Felder und die Dörfer flogen nur so weg, Berge kamen und gingen, man sah sich auf schwebenden Brücken, durch deren Eisengitter breite Wasser blinkten, und gleich darauf waren Brücken und Wasser schon in weiter Ferne geschwunden; als schwarze, funkensprühende Kolosse donnerten die Schnellzüge vorüber. Der Reisesack und seine Trägerin befanden sich in der gleichen wirbelnden Betäubung, und die beiden alten Leutchen klammerten sich aneinander fest, um nicht den Schwindel zu bekommen.

Und so oft an der geöffneten Tür der Schaffner erschien, wandte sich die alte Dame in namenlosem Bangen und zitternder Aufregung an ihn, ob sie auch ganz gewiß nicht in einen falschen Zug geraten sei, wie weit sie noch bis zur Endstation habe, und was dergleichen besorgte Fragen mehr waren, die, kaum beantwortet, sich in neue Zweifel verwandelten, bis endlich den Schaffner die Geduld verließ, daß er sie barsch anfuhr, worauf sie nicht mehr den Mut fand, ihre Fragen zu wiederholen, sondern als ein stummes Bild der Angst, den grünen Reisesack auf dem Schoß, in ihrer Ecke saß. Der schweigende Gefährte fühlte das unruhige Schlagen ihres Herzens, und aus beider Seelen erhob sich zu gleicher Zeit das stumme Gebet, kein zweites Mal vor diese Prüfung gestellt zu werden.

Wieder verging ein Jahrzehnt, währenddessen seine Ruhe nicht weiter gestört wurde. Er schlummerte, voll gepackt mit Briefen, die alle mit Grafen- und Freiherrnkronen geschmückt waren und nach einer schöneren Vergangenheit dufteten, friedlich von alten Zeiten träumend, im Grund einer breiten und tiefen Truhe. Eher hätte er des Himmels Einsturz erwartet als das, was ihm noch bevorstand.

Eines Tages wurde er aus seinem Schlupfwinkel hervorgeholt, der Papiere entledigt und vor die Aufgabe gestellt, ein junges Mädchen auf ihrem ersten Fluge in die Welt zu begleiten. Der alte Knabe weigerte sich nicht, trotz der Schrecken, die auf der letzten Reise über ihn ergangen waren, sondern gedachte des ritterlichen Wahlspruchs: Fay ce que dois, avienne que pourra. Er ließ sich mit Toilettengerät und anderem Mädchenbedarf die beiden Taschen vollstopfen, biß die Zähne übereinander und schickte sich zum Aufbruch an. Das ging aber nicht so rasch, denn zuvor mußte von Großmutter, Mutter und Tante Abschied genommen werden, und alle drei hatten der jungen Reisenden noch viele Lehren und Ermahnungen ans Herz zu legen.

Die Großmutter sagte — und öffnete dabei den schon verschlossenen Reisesack, um noch rasch einen kleinen Gegenstand hineinzustecken: Wenn wir nur schon die Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft hätten!

Wäre sie wenigstens um ein paar Jahre älter, setzte die Tante, die sich gleichfalls an dem Reisesack zu tun machte, seufzend hinzu. — Mit Zwanzig weiß man sich schon eher ein Ansehen zu verschaffen, aber siebzehn Jahre und so ganz allein! (Zur Zeit, in der sich diese Geschichte ereignete, hielt man nämlich die jungen Mädchen noch wie Küken im Gehege.)

Darum habe ich keine Sorge, versetzte die Mutter, die ein fortgeschrittener Geist und ihrer Zeit um vieles voraus war. Sie schloß den Reisesack ab, dessen Schlüssel sie an den ledernen Griff hängte. — Wenn nur die vielen Zerstreuungen der Haupt-

stadt nicht wären; die ziehen so einen jungen Kopf vom Lernen ab.

Danach wanderten sie insgesamt zu Fuß nach dem nahe gelegenen Bahnhof, und den ehrwürdigen Reisesack trug das Dienstmädchen.

Vor der offenen Tür des Abteils ging das Abschiednehmen von neuem an.

Zuerst zog die Großmama die junge Reisende beiseite: Ich habe dir noch etwas Klingendes in den Reisesack gelegt; gib acht, daß es nicht herausfällt.

Danke, liebe Großmama.

Dann kam die Tante: In dem Sack steckt etwas, das dir an kühlen Tagen gute Dienste tun wird. Schön ist es nicht, aber nützlich.

Sei bedankt, Tante.

Und zuletzt die Mutter: Damit du nicht ganz in den Vergnügungen untergehst, habe ich noch einen ernsten Lesestoff für dich eingepackt. Versprich mir, dich fleißig an das Buch zu halten; ich betrachte es als eine Art Talisman.

Gewiß, Mama.

Endlich saß sie im Abteil. Jetzt hieß es: Sei mir beim Aussteigen recht vorsichtig.

Ja, Großmama.

Und laß dich nicht mit fremden Herren in ein Gespräch ein.

Nein, Tante.

Aber sei auch nicht unnötig abstoßend, sondern wenn dir jemand behilflich ist, so bedanke dich artig.

Ja, Mama.

So ging es noch eine Weile fort mit Ja, Mama — Nein, Tante — Ja, Tante und Nein, Mama, wobei das junge Mädchen gar nichts mehr dachte, denn ihr Inneres war hin und her gezogen zwischen Abschiedswehmut und freudiger Reiseungeduld.

Als der Zug sich schon in Bewegung setzte, rief sie noch lächelnd durch das offene Fenster zurück: Seid ruhig, es wird kein Wolf kommen und mich fressen.

Aber der Wolf, an den sie nicht glaubte, saß ihr bereits gegenüber. Vorerst zwar schlummerte er noch friedlich in seiner Ecke. Er fuhr schon seit mehreren Stunden und hatte die kleine Station mit dem kleinen Intermezzo völlig verschlafen. Er war ein Korpsstudent in höheren Semestern, der von der Alma mater nach der Universitätsstadt des Nachbarstaates fuhr — nicht Studierens halber, sondern um zu ‚pauken'. Die farbige Mütze, die sich ein wenig verschoben hatte, deckte einen nicht mehr allzu dichten Scheitel, und das wenig sagende aristokratische Gesicht war von unzähligen Schmissen zerhackt.

Das junge Mädchen schenkte ihm indessen sowenig Beachtung wie den anderen Mitreisenden. Sobald der kleine Bahnhof hinter ihr verschwunden und der letzte Abschiedsgedanke verweht war, glänzte sie auf wie eine junge Sonne in der entzückten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Sie hatte bis jetzt noch nichts von den Freuden des Lebens genossen, keinen Tanzsaal gesehen, kein Theater. Immer Sprachen studieren und Klavier üben, jeden Tag ihr abgemessenes Pensum auf Befehl der gestrengen Mama, die sie früh an den Gedanken gewöhnt hatte, einmal für sich selber sorgen zu müssen. Und jetzt die erste Fahrt ins Unbekannte, in die Freiheit!

Keinen so beglückenden Gedanken hing ihr stramingestickter Begleiter nach. Sie hatte ihn beim Einsteigen in das Netz über ihrem Kopfe geschoben, und er kehrte den Mitfahrenden seine grasgrüne Rückseite zu, indem er sein freiherrliches Wappen mit einer Mischung von Scham und Hochmut an der Wand verbarg. Er allein wußte, was er an diesem Wappen besaß, dessen Schlichtheit dem Kenner sein hohes Alter verbürgte: diese roten Streifen im Silberfeld — so war ihm von seiner Urheberin zugeraunt worden — seien das Symbol des Ritterschlags: sie sollten, von rechts

nach links laufend, die drei Finger des Lehnsherrn darstellen, der vor soundsoviel Jahrhunderten mit dem Blute des erschlagenen Gegners den Silberharnisch des Siegers gezeichnet habe.

Aber was kümmerten sich diese Eisenbahngäste um die heraldische Mär seiner Jugend! Und wer legte noch Wert auf das uralte Wappenschild, seit die Familie, die es geführt hatte, im Mannsstamm erloschen war! Seine junge Herrin gewiß nicht, die mit ihrem bürgerlichen Namen kein Anrecht mehr darauf besaß und der jede lederne Handtasche neueren Ursprungs lieber gewesen wäre als das ehrwürdige mütterliche Erbstück. Ein Glück für ihn, daß er nicht wußte, welche Kämpfe sein Mitgehen gekostet hatte. Selbst die gute bürgerliche Tante, der jungen Reisenden Vatersschwester, hatte sich auf die Seite der Nichte geschlagen und der Mutter vorgestellt, welches Aufsehen eine so vorsintflutliche Ausrüstung im Eisenbahnabteil erregen mußte. Aber die Frau Mama, die alle überflüssigen Ausgaben haßte, war unerbittlich geblieben. Sie hatte nicht die Adelsvorurteile abgelegt, um sich bürgerliche dafür aufhalsen zu lassen; mochten die Leute denken, was sie wollten, sie als ein überlegener Geist, als Mutter, deren Erziehungsgrundsätze auf das Ernste, Wissenschaftliche gerichtet waren, tat, was sie für gut befand.

Der Grüne empfand es selbst, daß er und sein junger Schützling nicht zusammengehörten, und das vermehrte seine Unlust. Auch machten die grauen Polster des Abteils so anmaßende Gesichter und konnten doch nicht verleugnen, daß sie Emporkömmlinge waren. Er wechselte im geheimen feindliche Blicke mit ihnen, und man fand sich gegenseitig nicht gesellschaftsfähig.

Plötzlich reckte sich der Wolf und riß die Augen weit auf, als er sein reizendes Gegenüber erblickte. Wo zum Teufel war das allerliebste Kind mit einemmal hergekommen? Der Blick, mit dem er sie umfaßte, schien von ihrer ganzen Person Besitz ergreifen zu wollen.

Er zündete sich eine Zigarre an und drückte ihr sein Wohlgefallen zunächst dadurch aus, daß er ihr den Dampf breit ins Gesicht

blies, wozu er ordnungsmäßig ein Recht hatte, denn sie saßen im Raucherabteil. Dann nahm er plötzlich die Zigarre aus dem Mund und fragte, ob der Rauch sie nicht belästige.

Sie verneinte höflich, aber als er ein Gespräch daran knüpfen wollte, brach sie kurz ab, eingedenk der Verhaltungsmaßregeln, die ihr die Tante gegeben hatte, und weil ihr auch der junge Mann nicht allzu anziehend war.

Eine lange Pause entstand, während deren er ihre Person und Habe aufs genaueste musterte. Er konnte nicht mit sich ins reine kommen, was für einen Schlag Mädchen er vor sich habe. Ihr Anzug war einfach und gediegen und erschien durch die schöne Gestalt, die ihn trug, sogar gewählt. Aber die übrige Ausstattung, wie Schirm und Umschlagtuch, war allzu bescheiden, und das grüne Ungetüm über ihrem Kopf war geradezu lächerlich. Er wußte durchaus nicht, wo er diese Zusammenstellung unterbringen sollte.

Ihre Erscheinung beschäftigte ihn unaufhörlich, so daß von Wiedereinschlafen keine Rede war. Gedankenlos blieb er am Ende mit den Augen auf einer Stelle haften. Das mit einem breiten Matrosenkragen versehene Kleid war ein wenig ausgeschnitten und ließ den schön entwickelten Hals mit einem verführerischen weißen Grübchen sehen. Diese Stelle zog seine Augen unwiderstehlich an.

Die Schöne fühlte sich durch die Beharrlichkeit seiner Blicke belästigt und machte eine halbe Wendung, um sich dem fortgesetzten Anstarren wenigstens zum Teil zu entziehen. Dabei glitt ein Handschuh, den sie ausgezogen hatte, zu Boden.

Ihr Gegenüber bückte sich und hob ihn auf. Sie wollte noch zuvorkommen, und beinahe wären sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Das rasche Bücken und die kaum vermiedene Berührung trieben ihr das Blut zu Gesicht, so daß sich ein rosiger Schimmer bis in das weiße Halsgrübchen hinab verbreitete und sie noch zehnmal hübscher aussah als zuvor. Sie empfing den Handschuh aus seiner Hand, und da ihr die mütterliche Ermahnung einfiel,

für jede Höflichkeit höflich zu danken, so tat sie es. Aber ein neuer Versuch von seiner Seite, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, scheiterte an ihrer Einsilbigkeit.

Sie hatte sich jetzt völlig weggewendet und sah zu ihrem schmalen Fensterchen hinaus, indem sie ihm nur den anmutigen Umriß der Wange und das kleine rosige Ohr zukehrte.

Eine abgefeimte kleine Person, dachte er und lehnte sich wieder in seine Ecke zurück, aber auch mit geschlossenen Augen sah er immer das weiße Grübchen.

So fuhren sie eine lange Strecke. Die alten Fahrgäste stiegen aus, und neue stiegen ein, und die beiden saßen sich noch immer gegenüber. Sie hatte sich wieder gerade gesetzt, und auch er hatte sich aufgerichtet, um gleich wieder in sein altes Anstarren zurückzufallen.

Will denn der Mensch niemals aussteigen? dachte sie und versank dann gleich aufs neue in die angenehmen Träumereien, die sie auf der ganzen Fahrt beschäftigten.

Allmählich entleerte sich der Abteil. An einer kleinen Haltestelle stieg auch der letzte Mitreisende aus, und jetzt, Gott sei Dank, erhob ihr Gegenüber sich gleichfalls und trat gähnend, sich dehnend, auf den Bahnsteig. Sie sah ihm nach, wie er mit dem Gang eines Eroberers hinunterschritt. Der Schaffner schloß die Tür, und sie legte sich bequem in ihrer Ecke zurecht im behaglichen Alleinbesitz des Abteils. Aber sie hatte sich zu früh gefreut: nachdem schon abgerufen war, und der Zug sich eben in Bewegung zu setzen begann, wurde mit einem Fluch die Tür noch einmal aufgerissen, der farbentragende Herr sprang behende herein, zog hinter sich zu und beugte sich tief hinunter, um selber abzuschließen.

Die Schöne bereute, ihren Platz nicht gewechselt zu haben, denn natürlich ließ er sich in seiner alten Ecke nieder, indem er diesmal einen Weindunst um sich verbreitete. Jetzt konnte sie nicht mehr weg, das hätte Ängstlichkeit verraten. Also verfiel sie auf den Ausweg, die Augen zu schließen und sich schlafend zu stellen.

Ihr Gegenüber war wacher als je. Er hatte den Aufenthalt von zehn Minuten benutzt, um in der Bahnhofwirtschaft eine halbe Flasche Wein zu trinken von dem Gewächs, wofür der Ort berühmt war. Über dem zweiten Glas war ihm ein Gedanke gekommen, und im Weine, glaubte er, sei die Wahrheit.

Es fiel ihm nämlich ein, daß eine Dame aus seinen Kreisen, von hoher Stellung, aber nicht vom besten Leumund, ihm gesagt hatte, unter vier Augen mit einem schönen Weibe zu sitzen und keinen Annäherungsversuch zu machen, sei eine Beleidigung.

Als er sich jetzt fast gegen sein Erwarten mit der jungen Reisegefährtin mutterseelenallein sah, kamen ihm sofort diese Worte in den Sinn. Seiner jugendlichen Ruchlosigkeit fehlte es noch an der Erfahrung, die unterscheidet, und das bißchen Witterungsvermögen, das er besaß, war im Wein untergegangen. Angetrunken war er nicht, aber lebhaft angeregt.

Wenn sie es selber sagen —, dachte er.

Fort und fort ging es ihm durch den Kopf, sie auf das weiße Grübchen zu küssen, aber er fand nicht den Mut dazu; ein Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft gab, hielt ihn im Bann.

Das Mädchen hatte die Augen wieder geöffnet, aber sie sah beharrlich an ihm vorbei. Ihre beweglichen Züge drückten zwar ein leises Mißbehagen aus, doch von den Gedanken, die ihm durch den Kopf schossen, ahnte sie nichts.

Ein Dritter aber ahnte sie, der von der Welt mehr wußte als eine Siebzehnjährige. Das war der mißachtete grüne Reisegefährte.

Er war auf der ganzen Fahrt nicht eingenickt, denn die schnippischen Gesichter der Grauen verhinderten ihn am Schlafen. Jetzt befand er sich außerdem in einer unbequemen Stellung: der eine der Fahrgäste hatte beim Aussteigen sein eigenes Gepäck etwas rücksichtslos unter ihm hervorgezogen und ihn dadurch aus seiner sicheren Lage gebracht. Er schwebte auf der Kippe und beobachtete still.

Ein neuer Aufenthalt. Will denn diese Fahrt ewig währen? dachte die junge Reisende. Sie schaute auf die Uhr: es fehlte noch eine halbe Stunde bis zum Ziel. Nun, in Gottes Namen, diese halbe Stunde mußte auch noch zu überstehen sein. Aber sie wurde heimlich ihren Warnerinnen gram, daß sie sie durch allzuviel gute Lehren um ihre natürliche Unbefangenheit gebracht hatten. Besser, sie hätte sich von Anfang an mit dem fremden Herrn in eine höfliche Unterhaltung eingelassen, dann könnte sie sich jetzt unter irgendeinem harmlosen Vorwand auf die andere Seite des Abteils setzen; aber mitten in diesem beklemmenden Schweigen war das Aufstehen eine Unmöglichkeit.

Bei dem anderen war es unterdessen zu einer Zwangsvorstellung geworden, sie auf den weißen Fleck zu küssen, mochte daraus werden, was wollte. Jetzt aber fuhr der Zug aufs neue langsamer, und darauf ein lang anhaltender Pfiff.

Wenn wir beim nächsten Aufenthalt abermals allein bleiben, versuche ich's ohne weiteres.

Nur drei Personen standen auf dem Bahnsteig, die alle nebenan in den Abteil für Nichtraucher stiegen.

Der Zug ging weiter. Die Schöne rückte unbehaglich hin und her. Der Abteil noch immer leer und sie diesem Menschen gegenüber festgenagelt. Sein Gesicht hatte jetzt einen fast gehässigen Ausdruck angenommen. Wie gern hätte sie sich weggesetzt, aber ein unbestimmtes Gefühl, daß sie die Feindseligkeiten nicht eröffnen dürfe, hielt sie zurück.

Ich bin ein Narr, daß ich mich so lang besinne, dachte der andere. Wer wird sie sein als ein Kammerkätzchen, das nach der Hauptstadt fährt, sich einen Platz suchen? — Es gibt auch feine — ja, sehr feine —. Seine Augen funkelten.

Aber ihr guter Engel wachte. War er auch von ihr mißachtet und zur Seite geschoben, ein Kavalier von der alten Schule vergißt das Noblesse oblige nicht. Er hatte beim letzten Aufenthalt eine Beobachtung gemacht, die ihn aufs höchste beunruhigte. Der

Schaffner war nämlich gekommen und hatte am hellichten Tage oben an der Decke ganz in der Nähe des Grünen eine Ampel angezündet. Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, aber er hielt sich bereit.

Allmählich hatte er sich immer weiter auf den Rand des Netzes geschoben. Und jetzt — wie es zuging, konnte niemand sagen; hatte der Zug bei der scharfen Kurve einen Stoß gegeben, war's eine allmähliche Verschiebung des Gleichgewichts? — im Augenblick der Gefahr kam der Grüne plötzlich mit einem Kopfsprung heruntergeschossen und warf sich mit seiner stolzen Vorderseite gerade auf den Feind. Die drei roten Schrägbalken flammten wie Blutstreifen, und die Federn seines Helms bäumten sich zornig.

Zum Glück war der Angegriffene selbst von adligem Geblüt, und die Sprache der Heraldik war ihm nicht fremd. Mit wortlosem Erstaunen blickte er den Standesgenossen an, der sich ihm so unerwartet enthüllt hatte. Er empfing ihn in den Armen und legte ihn achtungsvoll auf das Polster neben seine Besitzerin. — Donnerwetter, da hätte er bald etwas Schönes angestellt. Aber wer heißt sie auch allein in der Welt herumfahren?

Da das Schloß des Grünen nicht mehr ganz fest war, hatte es sich beim Sturz geöffnet, und die drei zuletzt hineingestopften Gegenstände waren ihm entflogen. Zwei davon hatte das junge Mädchen noch im Fluge aufgefangen: eine gehäkelte Börse, in der zwei Goldmünzen klirrten — der Reisepfennig der guten Großmama — und ein Paar wollene Pulswärmer, von der Tante gestrickt; aber das Geschenk der Mutter, ein gelbes Büchlein, war zu Boden gefallen.

Der farbentragende Herr hob es auf, und da das Zartgefühl nicht zu seinen Tugenden gehörte, las er neugierig den Titel.

Es waren die Selbstbetrachtungen des Marc Aurel. — —

Das Büchlein wirkte vollends wie ein kalter Wasserstrahl. Brr! Wie kommt solches Zeug in die jungen Hände? —

Er empfand das Bedürfnis, irgend etwas zu sagen, eine Höflichkeit, einen Gemeinplatz, jedoch es fiel ihm gar nichts ein. Nein, Weiber, die gelehrte Bücher lesen, waren nicht sein Fall. Er war völlig ernüchtert und zu sich selber gekommen, aber zugleich wie vor den Kopf geschlagen. Doch das Reden war auch überflüssig, denn soeben wurde es vor den Fenstern dunkel, und donnernd fuhr der Zug in den Tunnel ein.

Als er nach sechs langen Minuten wieder ans Licht kam, lehnte der Wolf friedlich in seiner Ecke und hatte wie zu Anfang die Augen geschlossen, Rotkäppchen saß neugierig-vergnügt am Fenster, und der Grüne lag mit sich selbst zufrieden wohlvollbrachter Dinge auf dem Polster.

Nach weiteren zehn Minuten war das Ziel erreicht. Ein ernst blickender Herr im Gehrock mit einer Dame von vornehmsten Formen und ein junger Offizier kamen auf den Abteil zugestürzt. Eine kleine Familienszene folgte. Die Dame schlang ihre Arme um die junge Reisende, und die beiden Herren küßten das schöne Kind mit brüderlicher Unbefangenheit auf die Wangen. Den Grünen hatte der Mitreisende höflich aus dem Wagen gereicht.

Sein Anblick erregte das halbverlegene Lachen der Brüder. — Ist der Alte auch noch am Leben? hieß es.

Das greuliche Möbel, klagte die Schöne. Denkt euch, unterwegs ist ihm das Schloß aufgegangen und hat mich in die größte Verlegenheit versetzt.

Dem alten Herrn wackeln eben die Zähne, antwortete der jüngere von den Brüdern, an dem Verschluß des Reisesacks rüttelnd, bevor er ihn dem Dienstmann übergab.

Der Geschmähte hüllte sich schweigend in sein Verdienst. Die holde Jugend brauchte es nie zu erfahren, was der alte Ritter für sie getan hatte.

Das aber hat er nicht um sie verdient, daß er noch selbigen Tages in eine feuchte Rumpelkammer zu Schimmel und Motten wanderte, nachdem mit dem Golde der Großmutter ein Juchtenköfferchen angeschafft worden war.
Und um das Unrecht zu sühnen, habe ich ihm dieses Denkmal gesetzt. Er ruhe in Frieden.

Der Aktiengarten

Wir gingen die dunkle Riva degli Schiavoni entlang und sahen dem Vollmond zu, der wie eine Riesenmelone über den Kuppeln und Türmen von Venedig heraufschwebte. Die Flut war im Steigen und klatschte leise gegen das mächtige, am Kai verankerte Frachtschiff, auf dessen höchster Mastspitze ein Stern wie ein Schiffslicht funkelte. Schattenhaft huschten die schwarzen Gondeln vorüber, flüssiges Silber von den Rudern spritzend, der Canal grande flammte mit seinen tausend Lichtern wie in Festbeleuchtung vor uns, und vom Markusplatz wehten vereinzelte Klänge der Militärmusik herüber.

Ich war fast betroffen, als ich in der feierlichen Stille plötzlich meine eigene Stimme sagen hörte:

Wunderbar solch eine venezianische Nacht!

Venezianische Nacht, wiederholte mein Begleiter vor sich hin, und es war seinen Worten anzuhören, daß sie aus einer weiten Ferne, aus einer tiefen Versunkenheit heraustönten. — Venezianische Nacht, sagte er noch einmal, jede Silbe betonend, als ob er einen Wohlgeschmack auf der Zunge hätte, und dann, wie durch seine eigene Stimme geweckt, setzte er hinzu:

Sie glauben nicht, wie wunderbar und heimlich eigen diese Worte für mich klingen, sie rufen mir die seligste Stunde meines Lebens zurück, eine ‚venezianische Nacht' in meinem armen deutschen Heimatstädtchen, vor deren unbeschreiblichem Glanz auch diese gegenwärtige Schönheit verbleicht. — Wie das möglich ist? — Ich hatte damals fünfjährige Augen und eine fünfjährige Einbildungskraft.

Ich lebte zwischen meinem vierten und meinem sechsten Jahr bei meinen Großeltern in einem kleinen Städtchen, das alt ist, ohne altertümlich zu sein, und einem Erwachsenen keinerlei Reize bietet; für mich aber war es der Paradiesgarten, die nie wieder zu findende selige Insel. Die Gestalten, die ich dort sah, leben noch heut in meinem Gedächtnis als die ewigen Urtypen der Menschheit, und alle Dinge glänzten damals von innen heraus, wie ich nie wieder ein Ding auf Erden werde glänzen sehen. O die unaussprechliche, die entzückend blanke Neuheit aller Dinge! Die Erinnerung daran begleitet uns als ein stummes Trauern und Bedauern, daß diese Herrlichkeit vergehen mußte, ohne daß man dazu kam, sie recht zu begreifen, denn während die Seele noch denkt, das Wunderbare müsse erst kommen, da ist es auch schon vorüber, und der bessere Teil des Lebens liegt hinter uns.

Unser Garten lag an einem Flüßchen, das die Lauter hieß, aber seinem Namen wenig Ehre machte, denn es floß meist so trübe, daß man trotz der Seichtigkeit den Grund nicht sehen konnte. Dennoch verbildlicht mir der Name Lauter noch heute den Fluß der Flüsse, und das Schiffchen, das mir einst der Großvater aus alten Zigarrenschachteln zusammennagelte, um es an einem Bindfaden auf der Lauter schwimmen zu lassen, steht schöner, vollkommener und bedeutender in meiner Erinnerung als die stolzen Lloyddampfer, mit denen ich später den Ozean befuhr; diese erschienen mir oft nur wie niedliches Kinderspielzeug, aber das wahre Schiff, das Urbild und der Inbegriff aller Schiffe bleibt mir auf ewig jenes Schiffchen des guten Großvaters, das ich an unserem Lattenzaun festgebunden hielt, bis es mir einmal bei starkem Regen von der Lauter davongetragen wurde.

Und gar der Garten selbst! Welch ein Stolz für mich, wenn ich dem Großvater mit der Richtschnur helfen durfte, seine Rabatten abzugrenzen, in die er im Frühjahr Salat und Petersilie säte. Zwar unsere höchste Pflanzung waren nur ein paar Königskerzen, dort gemeiniglich Wollblumen genannt, mir aber machten sie

einen gewaltigen Eindruck, wenn ich davor stand, denn sie überragten meinen eigenen Wuchs um ein Beträchtliches. Unsere Spargelbeete leben als dichte, von Märchen umsponnene Wälder in meiner Erinnerung.

Noch besser als mit dem Großvater verstand ich mich mit der Großmutter. Sie hatte ein wunderbares Geschick, mit Kindern umzugehen, oder vielmehr, sie fühlte sich mit ihren angegrauten Haaren selbst noch als Kind, deshalb war alles so lebendig, was aus ihrem Munde kam. Wenn sie ihr Lieblingsliedchen sang:

Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt.
So lasset uns singen, so lasset uns springen,
Bis spät noch am Himmel der Abendstern glänzt —

dann gingen die Wände des Zimmer auseinander, der Holzschemel, auf dem ich saß, wurde zum grünsten, grünsten Rasenplatz, das gute Großmütterchen mit dem veilchenblauen Band auf der Haube verwandelte sich in eine der geputzten Schäferinnen aus Porzellan, die auf dem Rokokoschranke standen, es flatterte um mich her von weißen Kleidern und farbigen Bändern, und ich meinte die zauberhafteste Musik zu vernehmen. Noch jetzt wird mir ganz mozartisch zumut, wenn ich daran denke. Der Abendstern muß in jenen Zeiten noch ein ganz anderer Abendstern gewesen sein; er steht jetzt so hoch und fremd am Himmel; damals war er ganz nahe, ein wunderbares zackiges goldenes Ding, das mir gehörte.

Überhaupt war es eine meiner Eigentümlichkeiten, daß die Worte ein körperliches Dasein für mich hatten, besonders solche, die ich nicht verstand, und zuweilen stiegen aus einem derartigen unverstandenen Wort die wunderbarsten Phantasmagorien herauf. Einer solchen verdanke ich eine meiner schönsten und zugleich unglücklichsten Erinnerungen.

Die Großmutter sagte nämlich eines Abends zu mir:

Morgen ist venezianische Nacht im Aktiengarten, und wenn unser Edi recht artig ist, so darf er auch mit.

Die Pracht dieser nie gehörten Worte erregte meine Phantasie aufs mächtigste. Ich konnte die Nacht kaum schlafen vor Erwartung. Dachte ich an die Venezianische Nacht, so schwebte mir ein samtschwarzer Grund mit wundersamem Goldgeflimmer vor, und das noch unverständlichere Wort Aktiengarten versetzte mich geradezu ins Feenreich.

Der nächste Tag wollte kein Ende nehmen, und ich verbrachte die Zeit mit Minutenzählen. Endlich wurde es Abend, man zog mir meine besten Kleider an, Großmutter schmückte sich mit ihrer raschelnden seidenen Mantille und mit einem merkwürdigen Ungetüm von Hut, das nur bei den größten Gelegenheiten zum Vorschein kam.

Dann ging es zur Stadt hinaus, über die Lauterbrücke, einen mit Kies bestreuten Fußweg zwischen Wiesen entlang, bis uns hinter Bäumen ein farbiges Lichtmeer entgegenschimmerte, und der Aktiengarten lag vor meinen Augen.

Eine Leuchtschrift, die ich noch nicht lesen konnte, stand über der Eingangstür, und innen wimmelte es von geputzter Menschheit. Kleine Mädchen in weißen Kleidern gingen sittsam neben den Großen her, die Jungen meines Alters drängten sich zwischen den Beinen der Erwachsenen durch, ich selbst wurde von Großmama an der Hand geführt, damit ich nicht entwischte. Viele saßen auch schon an den ungedeckten hölzernen Tischen und von außen drängten neue Scharen nach; ich hatte nie so viele Menschen beisammen gesehen.

Es war ein unvergeßlicher Anblick. Man hat mir später versichert, der Aktiengarten sei um jene Zeit wenig mehr als eine dürftig angepflanzte, mit einem hölzernen Zaun umgebene Kieswüste gewesen, für meine Augen aber war das Feenreich aufgetan! Farbige Papierlaternen hingen in den Zweigen, und an bekränzten und bewimpelten Pfählen glühten rote, blaue und grüne Glaskugeln, die von innen erleuchtet waren und aussahen wie Edelsteine.

Die Großeltern ließen sich an einem leeren Tische nieder, nicht weit von uns spielte die Musik auf einer mit grünen Reisern verkleideten Empore, von der ein köstlicher Tannenduft ausging.
Es war trotz der vielen Lämpchen und Laternen nur mäßig hell, denn die Beleuchtungskunst stak dazumal noch in den Kinderschuhen, und besonders unten in der Tiefe des Gartens breitete sich wirklich jene schwarzsamtne Nacht mit dem wunderbaren Geflitter aus, von der ich geträumt hatte. Zuweilen blitzte ein heller Strahl darüber auf, und etwas Weißes schimmerte durch die Dunkelheit.
Dort unten ist erst die wahre Venezianische Nacht und dort müssen auch die ‚Aktien' sein, dachte ich bei mir und zappelte auf meinem Stuhl, denn Großmama hatte versprochen, mit mir die Runde durch den Garten zu machen. Nun aber hatte sich ein Bekannter des Großvaters zu uns gesetzt, und die beiden alten Herren vertieften sich in ein Gespräch, an dem auch die Großmutter teilnahm. Es war von den Aktien die Rede, die ich noch gar nicht kannte, und aus der Unterhaltung ging hervor, daß eine davon dem Großvater gehörte und daß sie in diesem Jahr zum erstenmal Früchte trugen. Dies regte meine Erwartung noch mehr auf; das Stück Kuchen, das mir zur Tröstung in den Mund gesteckt wurde, vermochte mich nicht zu beschwichtigen. Unablässig zupfte ich die Großmutter am Rock und mahnte heimlich an ihr Versprechen, bis der Großvater, der gerade schlecht aufgelegt war, zu mir herüberdonnerte:
Was hat denn der Bub heute abend, daß er nicht stillsitzen kann? Gib Ruhe, Bengel, oder —!
Und als die Großmutter ein Wort für mich einlegen wollte, hieß es:
Unsinn, er kann die dummen Lichter auch von seinem Stuhl aus sehen.
Ich wagte mich nicht mehr zu rühren, doch meine Geduld half mir nicht das geringste, die Großen saßen wie festgewurzelt auf

ihren Stühlen. Großmama blickte verlegen und wich meinen flehenden Augen aus. Endlich kamen noch zwei Damen mit ihren Arbeitskörbchen von den benachbarten Tischen zur Begrüßung herüber und versprachen eine große Seßhaftigkeit zu entwickeln. Da ertrug ich es nicht länger, ich ließ mich hinter den Falten der großmütterlichen Mantille vom Stuhl hinabgleiten, kroch ein paar Schritte am Boden hin und entwischte leise in die Dämmerung.

Ich durchstreifte den Garten auf eigene Hand, gaffte mit offenem Munde an jeder Papierlaterne empor und schwelgte im Entzücken. Ein Laubgang durchschnitt den Garten der Länge nach, die hohen Bäume hatten silberglänzende Stämme und große Blätter wie die Platanen, und ich blickte mit Ahnungsschauern daran hinauf, ob das wohl die Aktien seien, aber dafür sahen sie doch noch nicht merkwürdig genug aus. Diese Allee war am reichsten geschmückt, bunte Gewinde schwangen sich von Baum zu Baum, und die Papierlaternchen in den Zweigen warfen einen solchen Glanz auf den Weg, daß ich mir nicht getraute, auf dieser Via triumphalis hinabzuschreiten, sondern mich vorsichtig im Schatten der Bäume hindrückte, jener samtschwarzen Nacht mit dem blinkenden Strahl entgegen, die sich beim Näherkommen lichtete und mich ein mit Muscheln eingefaßtes Wasserbecken erkennen ließ. Ein Springquell stieg darin auf, und der hintere Rand des Beckens, das mir wie ein großer See erschien, verlor sich in eine Tuffsteingrotte, worin eine nackte steinerne Figur auf einem Sockel von Felsblöcken stand und Wasser auszugießen schien. Die Grotte war dicht von Bäumen umgeben, in deren Zweigen große goldene und silberne Bälle hingen, und ein sanfter Schein verbreitete sich von dorther über das Wasser. Ich weiß nicht mehr, wie die Bäume aussahen, ich weiß nur, daß es augenblicklich mit untrüglicher Gewißheit in mir feststand: dieses sind die Aktien!

Mir wurde kalt vor Bewegung, und ich kann noch jetzt in der Erinnerung die unbegreifliche Größe jenes Augenblicks nachfühlen.

Ich dachte: Jetzt, jetzt muß es kommen — und hielt den Atem an. Was kommen sollte, wußte ich selber nicht. Erwartete ich, daß die Wunderbäume sich neigen und ihre märchenhaften Früchte über mich ausschütten würden, dachte ich, das Gestein der Grotte müsse auseinandergehen und ein Aladin mit der Wunderlampe hervortreten, um mich in das geheimnisvolle Innere des Tuffsteinberges zu führen? Nein, was ich erwartete, hatte weder Form noch Namen, es was ‚Es', das Wunderbare, worauf ich mein halbes Leben gewartet habe, aber nie so überzeugt, so bebend wie an jenem Abend!

Da regte sich neben mir etwas Weißes, Zierliches an dem Geländer, und von einem der benachbarten Tische rief eine wohllautende Frauenstimme herüber: Viola!

Ich war sofort in tiefster Seele überzeugt, daß ein Mädchen, das Viola hieß, kein Kind sein könne wie andere Kinder, sondern etwas unendlich Feineres, Höheres und Schöneres, denn meine kleinen Freundinnen hießen alle entweder Rike, Christiane oder Luise, und der Name Viola schien mir der Feensprache anzugehören.

Plötzlich flammte in der Grotte ein Purpurschein auf, von dem das ganze Wasser glühte, der Springquell loderte darin wie eine Feuersäule, und das weiße Kleid des kleinen Mädchens, das noch von dem Schein getroffen wurde, war auf einer Seite von Röte übergossen.

Ah! rief ich außer mir vor Wonne, und Ah! rief ein feines Stimmchen neben mir. Ohne zu wissen wie, hatten wir zwei kleinen Leutchen uns an den Händen gefaßt und standen in schweigendem Entzücken nebeneinander, als ob wir zusammengehörten.

Als der rote Schein erloschen war, fragte meine neue Freundin: Wie heißt du?

Ich nannte ihr meinen Namen; nun wollte sie auch wissen, wo ich wohnte, aber ehe ich mit der Antwort fertig werden konnte, setzte sie stolz hinzu: Ich, ich wohne auf der Burrg.

Das kleine Fräulein sprach mit fremdem Anklang, sie hatte kein H, und ihr R rasselte wie eine Kinderklapper, was mich mit der tiefsten Bewunderung erfüllte.

Sie streckte mir ein farbiges Röllchen mit Fransen von Goldpapier entgegen und hieß mich das andere Ende fassen. Ich zog, das Röllchen zerplatzte mit einem Knall, und ein Stückchen Schokolade blieb in meinen Händen. Ich war im siebenten Himmel; etwas Ähnliches hatte ich nie erlebt.

Unterdessen war an Stelle des roten Lichtes ein noch magischeres grünes aufgegangen, das den ganzen Garten in ein Geisterland verwandelte.

Viola, mit wem sprichst du? rief die Stimme von vorhin wieder, bring den Knaben her! — und wider Willen, denn ich war ein blödes Kind, ließ ich mich von dem kleinen Fräulein nach dem erleuchteten Tisch hinüberziehen. Dort saß unter mehreren Personen, die ich nicht beachtete, eine schöne Frau mit weißem Gesicht und schwarzen Haaren, in denen eine Rose steckte.

Sie betrachtete mich genau, fragte gleichfalls nach meinem Namen und gab jedem von uns beiden eine mir unbekannte goldgelbe Frucht; es waren die ersten Orangen, die ich gesehen habe. Dann hieß sie uns wieder gehen und weiterspielen.

Komm, jetzt will ich dir die Aktien zeigen, flüsterte ich meiner Gefährtin geheimnisvoll zu, ganz durchdrungen von dem Hochgefühl, auch meinerseits etwas bieten zu können und durch dieses Wunder allen bisherigen Wundern die Krone aufzusetzen.

In diesem Augenblick, der mir der höchste meines Lebens schien, wurde ich hinterrücks von einer groben Faust gepackt, daß mir die Goldfrucht aus der Hand fiel, eine rauhe Stimme rief: Da ist der Ausreißer! und trotz meines wütenden Geschreis trugen mich zwei derbe Männerarme von hinnen.

Wir haben ihn, Herr Stadtrat, wir haben ihn! hieß es, und ich wurde am anderen Ende des Gartens zu den Füßen der Großeltern niedergesetzt, die mich seit einer halben Stunde voll Unruhe

suchten. Ich hatte kaum den Boden unter mir, so wollte ich Hals über Kopf wieder davonstürzen, aber der alte Herr faßte mich mit eisernem Griff.

In meiner Angst, das Wunder zu versäumen, schlug ich um mich wie ein verwundetes Tier und brüllte in einem fort: Ich will dorthin, ich will dorthin! was nur zur Folge hatte, daß man mich noch fester hielt. Arme lallende Kindheit, deren Seligkeiten von den Erwachsenen nicht mehr begriffen werden! Wären mir die rechten Worte zu Gebote gestanden, so hätten die Großen vielleicht ein Einsehen gehabt und hätten mich selbst in mein Wunderland zu dem Prinzeßchen zurückgeführt, das mich mit seiner Freundschaft beehrte. So aber sahen sie nur meine unbändige, unbegreifliche Unart, und um dem Lärm ein Ende zu machen, trugen sie mich mit Gewalt zum Garten hinaus. Mir war's, als würde ich vom Glück auf ewig weggerissen, ich verhakte mich mit den Füßen in das Bein eines Stuhls, den ich eine Strecke weit mitschleifte, aber es half nichts! Einen Augenblick sah ich noch den ganzen Garten in einem violetten Licht erstrahlen, dann war ich draußen in der Dunkelheit und wurde an beiden Armen hastig fortgezogen, daß mir selbst das Zurücksehen unmöglich wurde, immer weiter in die finstere, trostlose Nacht hinein, bis auch die Musik verstummte und der Aktiengarten mit seinen Wundern unwiederbringlich hinter mir versunken war.

Die Verzweiflung jenes Abends grub mir eine unverlöschliche Spur in mein Kindergemüt. Alles war hin, mein Heil auf ewig versäumt! Ich fühlte zum erstenmal mein Ich mit seinen Wünschen und Rechten in Feindschaft gegen die Umgebung, und zwischen diesen zwei getrennten Welten war keine Verständigung möglich. Ich ließ im stummen Trotz die Schläge des Großvaters und die Vorwürfe der guten Großmama über mich ergehen und barg mein Geheimnis in der tiefsten Brust.

Aber im stillen lebte ich von der Hoffnung, auf eigene Hand in den Aktiengarten zurückzugelangen. Auf der Straße sah ich mich

nach jedem kleinen Mädchen um, das mir begegnete. Zwar hörte ich einmal zufällig mit an, wie von einer ausländischen Familie die Rede war, die eine Zeitlang in der ‚Burg' — so hieß ein hochgelegener Gasthof vor der Stadt — gewohnt und ein bildhübsches Kind mit Namen Viola bei sich gehabt hätte, und die nun abgereist sei, man wisse nicht, wohin. Doch dies störte mich nicht in meiner Zuversicht, ich war überzeugt, wenn ich nur den Aktiengarten wiederfinden könnte, so müßte auch die kleine Viola dort sein, denn in meiner Vorstellung war eins vom anderen unzertrennlich. Ich entrann auch wirklich einmal von Hause und fand sogar die Lauterbrücke zusamt dem Weg, den wir an jenem Abend gegangen waren, aber den Aktiengarten fand ich nicht, denn an dem einzigen Gartentor, das mir aufstieß, marschierte ich gleichgültig vorüber, weil es keine Leuchtschrift trug und auch sonst nicht aussah wie der Eingang des Paradieses. Ich verirrte mich schließlich unter großen Ängsten und wurde erst in tiefer Nacht den zu Tode erschrockenen Großeltern heimgebracht. Danach muß ihnen ihr Hüteramt bedenklich geworden sein, denn eines Tages packten sie mich auf und führten mich zu meinen Eltern zurück. Ich wurde zur Schule geschickt, und damit war das Kinderparadies für immer hinter mir verschlossen. Aber der Aktiengarten und das kleine Mädchen mit dem schönen Namen und der seltsamen Sprache wichen nicht aus meiner Seele.

Viel später, als ich schon ein großer Junge war und seit langem das Gymnasium besuchte, hörte ich einmal mit an, wie meine älteren Geschwister darüber stritten, welcher Baum schöner sei, die Eiche oder die Birke. Und unversehens fuhr ich heraus:

Die schönsten Bäume sind die Aktien.

Die Akazien, willst du sagen, berichtigte mein Vater, dem jede Ungenauigkeit ein Greuel war.

Nein, die Aktien, wiederholte ich hartnäckig.

Dummkopf, sagte der Vater und wandte sich ärgerlich ab.

Mein ältester Bruder aber, der schon ins Obergymnasium ging, sagte belehrend:
Es gibt keine Bäume, die Aktien heißen; du hast wieder einmal läuten gehört und weißt nicht wo.
Diese Rede kränkte mich empfindlich, besonders weil ich mir bewußt war und es auch oft von den anderen hören mußte, daß ich nicht immer mit den Worten einen deutlichen Sinn verband. Diesmal aber war ich meiner Sache sicher, denn der Großvater, dessen Maßgeblichkeit feststand, hatte mich ja selbst in den Aktiengarten geführt, und ich hatte die Aktien, von denen eine ihm selber gehörte, mit eigenen Augen gesehen. Doch der Bruder schenkte mir keinen Glauben, sondern fragte höhnisch, wie denn die Aktien aussähen, worauf ich zu meiner Beschämung die Antwort schuldig bleiben mußte.
Aber unser Onkel Fritz, der damals ein lustiger Student war und zufällig dieses Gespräch mit angehört hatte, zog mich tröstend beiseite und sagte:
Laß dich nicht irre machen, du hast ganz recht, daß die Aktien die schönsten Bäume sind, und ich wollte nur, sie wüchsen drunten im Garten, damit wir wacker schütteln könnten.
Nicht wahr, Onkel, die Aktien tragen auch Früchte? fragte ich aufatmend.
Freilich, goldene, war die Antwort — man nennt sie Dividenden!
Dieses Wort gefiel mir wieder ganz außerordentlich, und es machte mir den Glanz des Aktiengartens aufs neue lebendig. Ich hielt es für verwandt mit Rhododendron, einem Wort, das auch seit langem wie ein fremder Vogel in meinem Kopfe herumschwirrte, ohne sich auf einen bestimmten Gegenstand niederzulassen, und ich war nun wieder völlig mit mir selbst in Harmonie.
Wie lange ich den schönen Wahn mit mir herumtrug und wann ich über die wirkliche Bedeutung des Wortes Aktien endlich aufgeklärt wurde, weiß ich jetzt nicht mehr. Vielleicht erst nach dem

Tode des guten Großvaters, als ich durch die Erbschaft jener bewußten Aktie Mitbesitzer des Aktiengartens wurde.

Ich war weise genug, niemals wieder in den Wundergarten meiner Kindheit zurückzuverlangen. Sein Bild jedoch steht unverlöschlich in meiner Erinnerung, es begleitete mich bis an die Schwelle des Jünglingsalters in Gestalt eines schönes Traumes, der häufig wiederkehrte: ich sah alsdann den Aktiengarten mit seinen Lichtern, wie er mir mit fünf Jahren erschienen war, ein Mädchen im weißen Kleide hielt mich an der Hand und sagte:

Laß dich nicht irre machen, die Aktien sind dennoch Bäume, und ich heiße Viola.

Das Mädchen wuchs mit mir, denn in jedem Traume war sie genau so groß wie ich, wir wallten zusammen durch den Garten, ohne den Boden zu berühren, und ich empfand eine namenlose Seligkeit. Einstmals aber blieb ich allein im Garten, eine große Traurigkeit befiel mich, und beim Erwachen war ich fest überzeugt, daß meine Traumgefährtin gestorben sei. Von da an kehrte die beglückende Erscheinung nicht wieder.

Warum ich Ihnen diese Kinderei erzählt habe? Was ist dabei Merkwürdiges, werden Sie sagen, daß ein Kind sich über den Sinn eines Fremdwortes täuscht und daß ein anderes Kind mit ihm im Dunkeln spielt? Aber was ist überhaupt merkwürdig? Kein Ereignis hat an sich eine Bedeutung, es fragt sich nur, was wir innerlich dabei erleben.

Es ist freilich schön, in einer Nacht wie dieser an der Riva zu stehen oder über die Lagune zu rudern, aber jene venezianische Nacht in meinem kleinen poesieverlassenen Heimatstädtchen hatte doch noch ein ganz anderes und zauberhafteres Gesicht. — Und glauben Sie mir, wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, welche schöne vergangene Stunde ich am liebsten noch einmal durchleben möchte, so würde ich sagen: Laßt alles andere tot und vergessen sein und gebt mir jenen Abend im Aktiengarten wieder und meine kleine fünfjährige Gefährtin dazu, denn nie

habe ich das Angesicht des Glückes so nah' gesehen wie in jener Stunde!

Ja, die Kinderjahre, sie sind die Zeit unserer menschlichen Vollkommenheit. Wieviel verlieren wir und merken es nicht, wenn der große Sturm der Reifezeit über uns hereinbraust und das Kinderparadies zertrümmert! Das Kind übertrifft an Phantasie den größten Dichter, nur daß keine Kunde aus seiner Welt in die unsere dringt.

Nun werden Sie denken, daß ich ein sonderbarer Schwärmer sei. Aber was wollen Sie? Die Einbildung ist des Glückes bessere Hälfte.

Die Reise nach Tripstrill
(Märchen)

Es war einmal eine arme alte Frau, der wurde das Leben arg sauer gemacht, denn wo sie sich sehen ließ, kamen die Gassenjungen, verhöhnten sie, weil sie so alt war, und jagten sie mit Steinwürfen fort. Sie konnte kaum über die Straße wanken, daß ihr nicht ein ungezogener Junge Schmutz an den Mantel warf oder ihr im Vorübergehen schnell ein Bein stellte, darüber sie zu Boden fiel. Dann sprangen alle Kinder des Ortes um sie her, schlugen ein Gelächter auf und schrien: Fort mit dir, Alte, fort in die Pelzmühle!

Das alte Weiblein nahm sich diese Mißhandlungen sehr zu Herzen, denn sie hatte niemand ein Leids getan, und daß sie alt und häßlich war, dafür konnte sie nichts, sie wäre selber viel lieber jung und schön gewesen. Hätte sich auch am liebsten in einen Winkel verkrochen und wäre gar nicht mehr zum Vorschein gekommen; aber sie mußte die Einkäufe besorgen, denn ihr Mann saß daheim und brummte, wenn das Essen nicht beizeiten fertig war. Von dem Manne bekam sie auch manches rohe Wort über ihre Runzeln und zittrigen Glieder zu hören, obwohl er selber ein alter Knasterbart war, nach dem kein junges Mädchen mehr umschaute, aber daran dachte er nicht, sondern es schien ihm, als wäre die Jüngste und Schönste eben recht für ihn.

Wenn das arme alte Weiblein nach Hause kam und weinend erzählte, daß es die Gassenjungen ihr wieder so wüst gemacht hätten, dann fuhr er sie an: Erwartest auch noch Flattusen, alte Hutzel? Als ob du ein heuriges Häslein wärst!

Darüber wurde die Alte vollends so verschüchtert und ängstlich, daß sie sich fast nicht mehr zu reden getraute und am Ende selber glaubte, das Unrecht sei auf ihrer Seite. Wenn sie auf der Straße nur von weitem junge Leute sah, nahm sie gleich einen großen Umweg, um sie nicht durch ihren Anblick zu ärgern; nun aber wurden ihr die erst recht aufsässig; sie lauerten ihr an allen Ecken auf und verfolgten sie unter Hohngeschrei bis an ihr Haus.

Da stand gerade einmal ihr Mann unter der Haustüre und sah, wie sie von einem Rudel wilder Jungen gehetzt wurde; der hob den Stock auf und trieb die Kinder auseinander, aber nachher sagte er: Man kann's den Jungen nicht übelnehmen, du siehst auch aus, daß die Gäule vor dir scheu werden. Es wird Zeit, Alte, daß ich dich nach der Pelzmühle schicke.

Die Frau, die dieses Wort heute schon zum zweiten Male gehört hatte, fragte, was es mit der Pelzmühle für eine Bewandtnis habe, denn sie war nicht aus der Gegend gebürtig. Darauf belehrte sie der Mann, daß man in der Pelzmühle aus alten Weibern junge macht.

Wo liegt die Pelzmühle? fragte das Weiblein aufgeregt.

In Tripstrill.

Ist's weit bis dahin?

Hm, wenn du heute noch aufbrichst und immer zugehst, so kommst gerade auf den Sankt Nimmerleinstag an.

Wann ist der Sankt Nimmerleinstag? fragte die Alte, denn von diesem Kalenderheiligen hatte sie auch noch nie gehört.

Wann die Eulen bocken, war die Antwort.

Und wann bocken die Eulen?

Am Sankt Nimmerleinstag.

Da will ich mich sputen, daß ich fortkomme, dachte die Alte und machte sich schleunig auf die Beine. Sie war so eilig, daß sie sogar vergaß, ihren Mann zu fragen, wo der Weg nach Tripstrill gehe; aber kaum hatte sie ein paar Schritte gemacht, so begegnete

ihr der ewige Jude mit einem Kramkasten auf dem Rücken, den redete sie an:

Könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Weg nach Tripstrill führt?

Gleich rechts um die Ecke, antwortete der, ohne sich aufzuhalten, und dann immer der Nase nach!

So trippelte die gute Frau weiter und kam ganz unbehelligt aus dem Flecken hinaus; denn sobald die Gassenjungen des ewigen Juden ansichtig wurden, vergaßen sie die alte Frau und schrien: Sehet den Mauschel! Sehet den Bendelesjud!

Sie pflanzten sich zu beiden Seiten der Landstraße auf, um den ewigen Juden Spießruten laufen zu lassen. Der aber war pfiffiger als sie; er hob seinen Kasten vom Rücken, stellte ihn mitten auf den Weg und öffnete den Deckel. Als die Kinder alle diese Herrlichkeiten sahen, blinkende Taschenmesser und buntgeflochtene Peitschen für die Knaben, für die Mädchen aber seidene Tüchlein, Spiegelchen und Halsbänder von falschen Granaten, da kamen sie lüstern herzu, fingen an zu kramen und zu feilschen, riefen auch die Erwachsenen herbei, und der ewige Jude schmierte sie alle an mit seiner Ware, die keinen Pfifferling wert war und die er ihnen um teures Geld verhandelte.

Unterdessen war die alte Frau rechts um die Ecke gegangen und kam auf eine Straße, die gerade aus nach Mitternacht führte. Sie ging und ging immerzu und spürte weder Hunger noch Müdigkeit; nur zuweilen beschlich sie die Sorge, ob sie auch nicht den Weg verloren habe, aber sie fand sich an ihrer Nase zurecht, wie ihr der ewige Jude geraten hatte.

So kam sie endlich an eine Stelle, wo der Weg sich spaltete. Jetzt war guter Rat teuer, denn ihre Nase zeigte ebensogut nach rechts wie nach links. Die eine Straße war mit schönen Obstbäumen bepflanzt, an der anderen wuchsen nur Hagedornen; aber die Alte wählte den letzteren, weil sie von dort her das Dröhnen eines Hammers vernahm. Sie fand auch nach wenigen Schritten schon eine offene Schmiede, wo ein bildhübscher junger Mensch

unter Feuerfunken auf dem Amboß ein Hufeisen zurechthämmerte.

Die alte Frau blieb stehen und fragte: Bin ich hier recht nach Tripstrill?

Freilich seid Ihr's, sagte der junge Mann mit Lachen. Nur immer gradaus — Ihr könnt nicht fehlen.

Als sie schon eine Strecke weitergegangen war, rief ihr der lustige Bursche nach: He, Mütterlein, Ihr geht wohl nach der Pelzmühle?

Ja freilich.

Wenn Ihr zurückkommt, will ich Euch freien, rief er und lachte dazu.

Die alte Frau nickte vergnügt, und im Weitergehen hüpfte ihr das Herz im Leibe, daß der stattliche Bursch sie freien wollte und daß sie nicht nötig hatte, zu ihrem alten Knasterbart zurückzukehren.

Sie wanderte weiter gen Mitternacht, an vielen Feldern und Dörfern vorüber, ohne von jemand angeredet zu werden, bis sie durch einen kleinen Flecken kam, wo bei einem der letzten Häuser ein altes Bauernweib unter einem Ziehbrunnen stand und einen Kübel voll grünen Salat wusch.

Die sah die alte Frau an ihrem Stab vorübertrippeln und rief: Wo hinaus, gute Frau, so allein bei Euren Jahren?

Nach Tripstrill in die Pelzmühle, war die Antwort, wo man aus alten Weibern junge macht.

Oh, da seid doch so gut und wartet auf mich, ich gehe auch mit, muß nur noch meinen Kindern den Salat anrichten.

Kann nicht warten, muß zeitig dort sein, wenn die Eulen bocken, entgegnete die erste und ging weiter.

Ist es so eilig? dachte die zweite, ließ ihr Grünzeug stehen und ging der ersten nach.

Jetzt wanderten sie zu zweien, und das war viel kurzweiliger.

So ein altes Weib ist doch zu nichts mehr nütze, sagte die zweite; es war besser, daß ich fortgelaufen bin. Wenn ich

zurückkomme, kann ich wieder tüchtig Hand anlegen auf dem Felde.

Da erzählte ihr die erste, daß ein hübscher junger Schmied sie freien wolle, sobald sie aus der Pelzmühle zurück sei.

Wenn's so steht, sagte die Bäuerin, da kann ich auch noch einen finden. Ihr müßt wissen, daß ich in meinen jungen Jahren die sauberste Dirne im Ort gewesen bin.

Ei, denkt Ihr denn, ich habe immer die lange Nase und das zahnlose Maul gehabt wie jetzt? antwortete die erste. Ich war Euch ein dralles Ding, wie Milch und Blut, und die jungen Burschen liefen mir auf der Straße nach, — aber nicht um mich mit Steinen zu werfen, das könnt Ihr mir glauben. Und mein Mann, der meinte damals, er müsse sterben, wenn er mich nicht bekomme. Jetzt, nach einem langen Leben voll Müh' und Arbeit, was hab' ich von ihm als Zank und Spott, daß ich nicht achtzehnjährig geblieben bin?

Während sie so klagten über die Ungerechtigkeit der Welt, hatten sie einen großen Tannenwald voll düsterer Pracht betreten. Die Sonne schien gedämpft durch die Zweige, aber köstlicher Harzduft drang erfrischend auf sie ein, und sie schritten mühelos auf dem schwellenden grünen Moose. Ein murmelndes Bächlein, dem sie nachgingen, führte sie an die schönste Stelle im Walde: ein lichter, grüner Rasenplatz wie von geschorenem Samt, mit vielen bunten Waldblumen besät, und unter hohen Edeltannen ein Gebäude mit zackigen Mauern, nicht unähnlich einer Burgruine, nur daß das Gemäuer nicht vom Alter geschwärzt war, sondern gar weiß und lieblich durch die dunklen Tannensäulen schimmerte.

Sollte das schon der Eingang von Tripstrill sein? dachten die Frauen und wollten sich froh der schönen Waldlichtung nähern. Aber widerlicher Geruch drang ihnen entgegen, und eine stolperte über einen Pferdeknochen.

Pfui Schinder! sagte sie mit Ekel. Da sind wir fehlgegangen. Das ist die Kleemeisterei.

So nennt man nämlich in jener Gegend die Wohnung des Abdeckers, und man wählt dafür immer im Walde die schönste Stelle aus, vermutlich damit die armen Bestien sich ohne Widerstand herbeiführen lassen und nicht ahnen sollen, daß hinter dieser einladenden Schwelle das Beil auf sie wartet.

Die beiden alten Weiber kehrten schleunig um und stolperten über Tannenwurzeln auf die Waldstraße zurück.

Da begegneten sie einem alten siechen Mütterlein, das an einem Strick einen lahmen Esel daherführte, und man wußte, wenn man dieses Pärlein sah, nicht, wer von beiden wackliger auf den Beinen war.

Der Esel bückte zuweilen matt den Kopf, um duftende Kräuter am Waldrande auszuraufen, und das alte Weiblein ließ den Strick nach und blieb geduldig dabei stehen.

Laß dir's schmecken, sagte sie traurig, es ist ja doch dein Henkersmahl. Armes Tier, du hast's am Ende noch besser als deine Frau.

Was fehlt Euch, gute Mutter? fragten die beiden Pilgerinnen und blieben stehen.

Da schicken sie diesen Esel in die Kleemeisterei, weil er alt ist und nicht mehr arbeiten kann. Und ich wollte nur, die Menschen wären so barmherzig und errichteten auch Kleemeistereien, wo man die alten Weiber abtut, wenn sie zu nichts mehr nütze sind.

Arme Frau, sagte die eine, haben Euch die Gassenjungen mit Schmutz beworfen oder hat Euer Mann Euch eine alte Hutzel genannt?

Ich habe keinen Mann mehr, und aus den Gassenjungen wollte ich mir nichts machen. Aber meine Kinder, die ich mit Schmerzen geboren und mit noch mehr Schmerzen aufgezogen habe, sind in alle Welt gegangen und fragen nicht mehr nach mir. Nur der Jüngste, dem ich bisher Haus gehalten habe, wohnt noch im Ort. Vor acht Tagen hat er geheiratet, und die junge Frau hat mir den Stuhl vor die Türe gesetzt. Jetzt schlafe ich in meinen

alten Tagen auf der Streu und drücke mich zwischen dem Vieh herum, denn auf der Ofenbank ist kein Platz mehr für mich.
So kommt nur, sagten die beiden anderen, wir nehmen Euch mit in die Pelzmühle, wo man die alten Weiber jung mahlt.
Das alte Weiblein machte große Augen. In die Pelzmühle? sagte sie. Von der habe ich schon als Kind reden hören, aber ich wußte nicht, daß es so was wirklich gibt. Ja, da gehe ich gern mit, wenn Ihr's erlaubt.
Sie band schnell ihren Esel los, der sich auch gleich am Waldrande zum Verenden niederlegte, dann zog sie mit den beiden anderen ihre Straße, und die frohe Aussicht stärkte ihre Glieder, daß sie die Mühen des Weges nicht spürte.
Im Weiterwandern fanden sich noch mehrere alte Frauen, die auf der Welt keinen Platz mehr hatten und sich gerne anschlossen zur Reise nach Tripstrill. Sie klagten alle einander ihr Schicksal, und jede meinte, sie sei am schlimmsten daran, die eine, weil sie von Mann und Kindern mißhandelt worden, die andere, weil sie nie Mann und Kinder gehabt. Aber alle hatten sie ob ihres Alters den Spott der Jungen erduldet und freuten sich nun, was die für Augen machen würden bei ihrer Rückkehr.
Da sie jetzt schon zu einer stattlichen Schar angewachsen waren, erregten sie großes Aufsehen, wo sie vorüberzogen, und der Ruf flog ihnen weit voran.
Die alten Weiber kommen! hieß es in den Flecken und Dörfern. Kommt und seht die alten Weiber, die nach der Pelzmühle ziehen, wo man sie jung mahlt!
Und überall wurden die Türen und Fenster aufgerissen, und manches alte Weiblein kam ihrem Zuge eilig am Stecken nachgehinkt, während Anverwandte und Gefreunde hinter ihr her riefen: Glückliche Reise, Mutter Urschel! Glückliche Reise, Jungfer Bärbel! Glückliche Reise nach Tripstrill!
Da fürchteten sie, daß es ihrer am Ende zu viele werden möchten und daß sie der großen Zahl wegen nicht mehr rasch genug vor-

wärts kämen, um die Eulen bocken zu hören, und sie beschlossen darum, sich künftig abseits der Heerstraße zu halten und menschliche Ansiedlungen zu vermeiden. Sie nährten sich von Beeren und Wurzeln, die sie am Wege fanden, stillten ihren Durst aus klaren Waldquellen und gönnten sich nur die allernötigste Rast, aber keine von allen verspürte Ermattung, so groß war das Verlangen nach Tripstrill.

Nur waren sie nach Art der alten Frauen immer voll Unruhe, ob sie sich denn auch wirklich auf dem rechten Wege befänden, und obgleich sie genau der Nase ihrer Führerin nachgingen, hielten sie doch jeden Vorübergehenden an und fragten: Sind wir gewiß auf dem Weg nach Tripstrill?

Viele antworteten ihnen gar nicht, sondern nahmen Reißaus, weil sie glaubten, sie seien einem Hexenheer in den Weg geraten, andere gingen lachend vorbei; nur ein Spaßvogel sagte: Ja, aber ihr dürft Euch sputen, wenn Ihr noch vor dem Nimmerleinstag hinkommen wollt.

Diese Nachricht versetzte die Frauen in große Aufregung, sie zappelten und drängten, um schneller vorwärts zu kommen; die hintersten stürzten über die vorderen herein, wie eine Gänseherde, der man ihr Futter vorwirft, und jede beschuldigte die andere, daß sie durch ihre Langsamkeit den Zug aufhalte.

So unter vielem Lärm und Gezänk erreichten sie endlich ein düsteres Mitternachtsland, wo keine anderen Bäume mehr wuchsen als schwärzliche Nadelhölzer, mit triefendem Tannenbart behängt, und die holperigen Pfade feucht und weich waren von dem Wasser, das allenthalben unter dem Moosgrund hervorquoll. Aber kein Vogel sang mehr zwischen den Zweigen, und weit und breit war nichts Lebendiges wahrzunehmen.

Wir können nicht mehr weit von Tripstrill sein, sagte die Führerin, denn eben sah sie auf einem moosigen Felsblock zwischen hängenden Farnkräutern und Flechten die erste Eule sitzen. Alle Weiber machten halt und drängten sich um die Eule her, ob sie wohl bocke, aber sie bockte nicht.

Das ist noch nicht Tripstrill, entschied die erste, und so zogen sie weiter. Aber immer feierlicher und einsamer wurde die Gegend; nackte Felsen und finstere, föhrenbewachsene Schluchten wechselten mit kahlen Waldblößen, wo nichts gedieh als dorniges Buschwerk; dann nahm sie abermals tiefes Tannendunkel auf. Am Stamm einer blitzgespaltenen Eibe war ein Täfelchen mit einer Inschrift angebracht. In der Dunkelheit konnten sie die Schrift nicht entziffern, aber den Weibern kam es vor, als sei das der Wegweiser nach Tripstrill.

Sie gingen also der Weisung nach und kamen bald an eine finstere Schlucht, wo es tief unten gurgelte und rauschte.

Das muß der Mühlbach sein, sagte eine, und eine andere rief: Seht, seht, dort drunten im Tal die Stadt mit den weißen Säulen und Türmen, das kann nichts anderes sein als Tripstrill.

Wirklich öffnete sich hier eine Fernsicht, und jenseits der Schlucht im Tale schimmerte es herauf wie lauter Granit und Marmor, aber Qualm und Höhenrauch braute darüber.

Da sagte eine: Ich sehe den Rauch schon von den Schornsteinen steigen!

Und die andere rief: Nein, so schön hätte ich mir Tripstrill meiner Lebtage nicht gedacht.

Und alle waren voller Freude, daß der Weg zu Ende sei, und daß sie nun bald in Tripstrill ihren Einzug halten würden.

Ist denn heute vielleicht Sankt Nimmerleinstag? sagte die Älteste. Seht doch nach, Gevatterin, ich hab' den Kalender zu Haus gelassen.

Ich auch, aber mir ist, ich höre eben die Eulen bocken.

Alle spitzten die Ohren. Ja, ja, die Eulen bocken! Ich hör' es deutlich! — Ich auch! Ich auch! riefen sie alle durcheinander, und die Schwerhörigsten waren ihrer Sache am allersichersten.

Da sagte die Führerin: Sollen wir zuerst Tripstrill besichtigen oder lieber gleich in die Pelzmühle gehen?

In die Pelzmühle! riefen die Frauen wie aus einem Mund.

Wir wollen doch nicht als garstige alte Schachteln in den schönen Straßen von Tripstrill herumlaufen, da müßten wir uns ja schämen, sagte eine.

Und wenn wir aus der Pelzmühle kommen, so gehen wir gleich nach Tripstrill hinein und kaufen uns schöne Kleider und Bänder und Schmuck, sagte die andere. Oh, die prächtigen Läden von Tripstrill! Mir wässert schon der Mund.

Voran also, sagte die Führerin, haltet euch dicht zusammen, damit wir einander nicht verlieren, und geht immer meiner Nase nach.

Sie bahnte sich rüstig den Weg durchs Gestrüpp abwärts die Schlucht entlang, und die Weiber folgten, eine dicht auf den Fersen der anderen; die Erwartung verjüngte schon ihre Kräfte, und es war, als ob lauter achtzehnjährige Beine sie trügen.

Endlich standen sie auf ebenem Boden und erblickten den Bach, der schäumend aus seinem Felsentor hervorbrach und sich nach kurzem Lauf wieder hinter dem Gestein verlor. Ein Baumstamm war quer über das Wasser geworfen und führte zu einem grauen Gemäuer, worin eine kleine Pforte eingelassen war. Über der Pforte stand: Eingang zur Pelzmühle.

Auf ihr Klopfen öffnete sich die Pforte, und ein baumlanger Kerl mit grobknochigem Gesicht und weißer Schürze, wie sie die Müller tragen, kam hervor.

Was soll's, Weibervolk? schrie er barsch. Soll man euch jungmahlen?

Ach ja, Herr Müller, wenn Ihr das versteht, antworteten die Frauen ängstlich.

Der Müller war ein Grobian, der nicht mit sich reden ließ. Dummes Geschnatter! gab er rauh zur Antwort, ich werde wohl verstehen, wie man alte Weiber jungmahlt, ich tue ja das ganze Jahr nichts anderes. — Heda, Müllerbursche, rief er zu der kleinen Pforte hinein, hier ist ein neues Schock Weiber. Tummelt Euch! Rüstet die Säcke!

Eine von den Frauen wollte durch das angelehnte Pförtchen hineinspähen, aber der Müller stieß sie weg und pflanzte sich breit vor den Spalt, indem er, das Gesicht nach innen, sagte: Ah, da stecken sie eben eine hinein, ein scheußliches altes Gerüst. Pfui, zahnloses Wackelmaul, das ist die Wüsteste, die ich je gesehen habe. — So, jetzt fangen sie an zu mahlen — Ahi! Ahi! — Nur ruhig, wir sind gleich fertig. — Ah, da kommt ihr Köpfchen heraus! Langsam, langsam, daß die Zöpfe nicht hängen bleiben! — So, da ist sie ganz. Oh, du herziges Goldmädel, gib mir ein Schmätzchen mit deinem Rosenmund. Ja, du hast gut tänzeln und schwänzeln, du bist die Schönste von allen.

Laß uns hinein, laß uns hinein! stöhnten die Weiber, die beinahe vor Begier vergingen, und rannten alle miteinander gegen die Tür, daß diese aufflog.

Aber der Müller stellte sich mit ausgebreiteten Armen davor. Halt, Halt! sagte er lachend. Was fällt euch ein! Das Korn geht auch nicht auf eigenen Füßen in die Mühle. Kriecht nur in die Säcke. Aber fein langsam, eine um die andere! — Ihr kommt alle dran.

Eine, ehe sie hineinkroch, zupfte ihn am Rock und sagte: Herr Müller, Ihr werdet mir doch nicht weh tun?

Ei, wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß! sagte der Müller ärgerlich. Wie kann ich euch denn mahlen, wenn ich euch nicht anrühren soll? Nur nicht zimperlich, du bist nicht die erste. — Wenn ich den Sack aufbinde, dann kriecht ihr heraus und werdet gleich ins Mühlwerk getan. Nur keine Furcht, ihr Weiblein! Sind schon Tausende vor euch dagewesen.

Endlich war auch die letzte eingekrochen, der Pelzmüller lächelte vergnügt, warf die Säcke einen um den andern seinen Knechten zu und sagte: So, die wären versorgt!

Dann schlug er das Pförtchen hinter sich ins Schloß. —

Es war schon eine geraume Weile seit dem Auszug der Weiber verflossen, da fingen die Männer an sich zu fragen, was wohl

aus ihren Frauen geworden sei. Sie hatten schon gemerkt, daß die Jungen doch nichts von ihnen wollten, und es war ihnen auch leid um ihre Alten, die so gut für sie gesorgt hatten und gegen die sie zum Dank den ganzen Tag nach Herzenslust mürrisch sein durften.

Da machten sich viele von ihnen auf, andere schlossen sich an, und es zog jetzt eine ganze Prozession wackliger Greise gen Tripstrill, um zu sehen, wo ihre Frauen geblieben seien.

In jedem Flecken fragten sie, ob man keine Weiber gesehen hätte, die nach der Pelzmühle reisten. Da konnte man ihnen ganz genau den Weg weisen, den jene eingeschlagen hatten, und während des Wanderns kamen die Männer überein, daß sie die Weiber zurücknehmen wollten, auch wenn das Jungmachen nicht geglückt sei.

Sie fanden auch wirklich das Mitternachtsland und jene Schlucht, in der der Mühlbach floß, aber sie hörten keine Eulen bocken und konnten auch nirgends den Eingang zur Pelzmühle entdecken. Sie mußten allein und sehr betrübt zurückkehren und haben von ihren Frauen niemals wieder etwas erfahren.

Nach der Zeit soll es viele schöne junge Mädchen in der Gegend gegeben haben, aber man konnte keine Auskunft über die Pelzmühle von ihnen bekommen, auch wußte man nicht genau, ob es dieselbigen waren, denn sie wollten sich auf nichts besinnen. Wahrscheinlich hat man ihnen mit den Runzeln auch das Gedächtnis weggemahlen, denn was nützte einem die Jugend, wenn man sich an das, was nachher kommt, erinnern müßte!

Gewiß ist, daß noch alljährlich immer Tausende von Weibern nach der Pelzmühle wandern, und wenn wir alt sind, gehen wir auch hin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN